

(Das) DISKRETE TATENBUCH

Digitale Festschrift
für

DIETER KATTENBUSCH

zum 60. Geburtstag

[Zum Geleit](#)
[Inhalt](#)
[Autorinnen/Autoren](#)
[Rubriken...](#)
[Impressum](#)

herausgegeben von
Carola Köhler und Fabio Tosques

Berlin 2012

Impressum

[Startseite](#)
[Inhalt](#)
[Autorinnen/Autoren](#)
[Rubriken...](#)
[Impressum](#)

Herausgeber

Carola Köhler
info@ck-lektorat.de

Fabio Tosques
tosquesf@cms.hu-berlin.de

Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Romanistik
Dorotheenstr. 65
D-10099 Berlin
Tel. +49-30-2093 5115

Zitierweise

Carola Köhler/Fabio Tosques (Hg.): (Das) diskrete Tatenbuch. Digitale Festschrift für Dieter Kattenbusch zu seinem 60. Geburtstag, Berlin: Humboldt-Universität, Institut für Romanistik, 2012

Konzeption und Realisierung der CD

Carola Köhler/Fabio Tosques

Bezug der CD über die oben genannten Kontaktmöglichkeiten.

Die Rechte der Beiträge verbleiben bei den Autorinnen und Autoren. Die Rechte für Fotos und Abbildungen liegen ebenfalls, so nicht anders gekennzeichnet, bei den Autorinnen und Autoren.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Angaben sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Institut für Romanistik, HU

Inhaltsverzeichnis

Dialekte/Varietäten | Kulturgeschichte | Ladinisch/Rätoromanisch | Literaturwissenschaft | Mehrsprachigkeit | Reisen | Rumänisch | Sport | VIVALDI | Varia

Zum Geleit | Impressum

1 Dialekte/Varietäten

Roland Bauer: *Zur inneren Arealgliederung des Trentino. Eine dialektometrische Nachschau*

Gerald Bernhard: *Akzent, Arzneien und andere Schwierigkeiten*

Sylvia Setzkorn: *Die volkstümlichen Bezeichnungen für die Krankheit ‚Durchfall‘ in der Romania – onomasiologische und sprachgeographische Betrachtungen*

Thomas Stehl: *Sprachdynamik und Variationslinguistik in Italien*

Amalia Urbano: *Lu Destine di Modesto Della Porta*

2 Kulturgeschichte

Hans Goebel: *Kulturwissenschaftliches aus der ALD-Werkstatt: tumulazione versus inumazione*

Edith Pichler: *Vom Gastarbeiter zum (Gast-)Bürger? Italiener in Deutschland – eine Zwischenbilanz*

Roberto Ubbidiente: *“Oro nero” – La cultura del caffè in Italia: usi, costumi, teatro e letteratura*

Gherardo Ugolini: *Il primato dell’italiano*

3 Ladinisch/Rätoromanisch

Jean-Jacques Furer: *Un dictionnaire français-romanche (sursilvan+): Pourquoi – Comment – Par qui*

Paul Videsott/Rut Bernardi: *Eine administrative Übersetzung ins Dolomitenladinische aus dem Jahr 1811*

4 Literaturwissenschaft

Michèle Mattusch: *Dante und die Sprache der Sinne – literaturwissenschaftliche Reflexionen zu Dante Alighieris *De vulgari eloquentia**

Luciano Caetano da Rosa: *No Centenário do Nascimento de Manuel da Fonseca, Figura Cimeira da Poesia Neo-Realista*

5 Mehrsprachigkeit

Giuseppe Cocco/Fabio Tosques: *Il Francoprovenzale di Faeto*

Gerhard Ernst: *Una cartolina dalla Val Maira*

Gianmarco Furer: *Plurilinguisme programmé/volontaire/voulu*

6 Reisen

Fabio Chiocchetti: **Ícaro non vola**

Georg Kremnitz: **Über Exkursionen. Erinnerungen und Überlegungen**

7 Rumänisch

Maren Huberty: **Über Böcke und Böcke. Eine kleine etymologische Studie zu Rumänisch *țap***

Jochen Schmidt: **Warum Rumänisch?**

8 Sport

Günter Bock: **Der Neufahrner Triathlon**

Christophe Schaumburg: **Über laufende Forscher**

9 VIVALDI

Barbara De Angelis/Harald Völker: **VIVALDI zu Besuch in der Familie**

Doreen Großmann: **Hinter den Kulissen von VIVALDI**

Carola Köhler: **VIVALDI und ich. Ein persönlicher Rückblick**

Guido Mensching: **Anmerkungen zur sardischen Syntax anhand des Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia (VIVALDI)**

Ugo Perone: **Stile VIVALDI**

Katharina Wieland/Jochen Plikat/Lutz Küster: **VIVALDI – eine reiche Fundgrube für Lehramtsstudierende? Fremdsprachen- und hochschuldidaktische Überlegungen**

10 Varia

Johannes Klare: **Esperanto – eine Minderheitensprache?**

Trudel Meisenburg: **Der optimale Kattenbusch: The ultimate OT account of and for my dear old friend (but never fiancé!) Dieter K.**

Peter Stein: „**Pourquoi et comment élaborer une orthographe pour des langues romanes non encore codifiées? Quelques réflexions comparatives à propos de la codification du ladin des Dolomites et du créole mauricien**“ – und was sich in 20 Jahren geändert hat

Fabio Tosques: **Die frankoprovenzalischen Sprachinseln Faeto und Celle di San Vito in der deutschen Wikipedia – eine Bestandsaufnahme**

Zum Geleit

Im Januar 2012 wurde der Dialektologe und MinderheitsSprachforscher Dieter Kattenbusch sechzig Jahre alt. Ein würdiger Anlass also, ihn mit einer kleinen Sammlung von Beiträgen zu bedenken. Der Jubilar hatte jedoch im Vorfeld verlauten lassen, nicht im Mittelpunkt einer akademischen Festschrift stehen zu wollen. Aus diesem Grund beschlossen wir, seine ehemalige Mitarbeiterin und sein derzeitiger Mitarbeiter, zu einer Hommage einzuladen, die nicht nur den Wissenschaftler, sondern auch den Menschen Dieter Kattenbusch in den Blick nehmen sollte. Ein „diskretes Tatenbuch“ sollte es sein, zu dem wir breit einluden, sowohl was den Adressatenkreis, die zu behandelnden Themen als auch die Form der Beiträge betraf. Über den Kreis der Fachkolleginnen und -kollegen hinaus schrieben wir Menschen an, von denen wir glaubten, dass sie sich Dieter Kattenbusch in irgendeiner Weise verbunden fühlen. Explizit forderten wir dazu auf, neben der wissenschaftlichen auch andere Textsorten zu wählen. Wir hofften, dass viele unserem Aufruf folgen würden und wir so eine große Vielfalt seines Lebens und Werks, ja seines Lebenswerks, abbilden würden können. Angelehnt an letzteres, den digitalen Sprachatlas VIVALDI, hatten wir außerdem beschlossen, die Beiträge nicht in der herkömmlichen Form eines Buches, sondern auf einer CD-ROM zu bündeln, was die formalen Möglichkeiten beträchtlich erweiterte.

Unserem Aufruf sind über dreißig Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunde gefolgt. Wenn wir nicht irgendwann aus Termingründen den Sack zugemacht hätten, wären auch noch ein paar andere dazugekommen, deren Name jetzt leider fehlt. Die große Resonanz hat uns sehr erfreut (und, wir wollen es nicht verschweigen, am Ende auch viel Arbeit bereitet), zeigt sie doch die hohe Wertschätzung, die Dieter Kattenbusch in seinem Leben und Wirken entgegengebracht wird. Die Beiträge, die uns erreicht haben, sind sowohl in formaler als auch in inhaltlicher Sicht sehr vielfältig. Von einer kurzen persönlichen Würdigung über längere kulturgeschichtliche Essays oder literarische Erzählungen bis hin zu intensiven wissenschaftlichen Studien ist alles vertreten. Auch thematisch zeigt sich eine große Bandbreite. Wir haben die Beiträge deswegen insgesamt zehn Rubriken zugeordnet. Diese spiegeln folgerichtig nicht nur die Interessengebiete des Jubilars wider (wie z.B. die Rubriken VIVALDI oder Dialekte/Varietäten), sondern sind auch den inhaltlichen Schwerpunkten der Beiträgerinnen und Beiträger geschuldet (wie bei den Rubriken Rumänisch oder Literaturwissenschaft).

Als internes Ordnungskriterium diente uns das Alphabet, so dass sich aus der Reihung der Beiträge keinerlei Hierarchie oder anderweitige Wertung ergibt. Die digitale Form der Festschrift erlaubt es darüber hinaus in hervorragender Weise, die Beiträge nicht linear, sondern in einer selbst gewählten Reihenfolge zirkulär zu erschließen. Das Menü am rechten Rand der Beiträge garantiert die jederzeitige Rückkehr zum Inhaltsverzeichnis, in dem die Beiträge in der jeweiligen Rubrik auf einen Blick erfasst werden können, ebenso ist der Zugang über das Verzeichnis der Autorinnen und Autoren möglich.

Wir möchten uns herzlich bei allen Freundinnen und Freunden, Kolleginnen und Kollegen bedanken, mit deren Beiträgen wir unsere Idee einer digitalen Festschrift mit Leben füllen

konnten. Alle Artikel wurden von uns korrigiert, in HTML gesetzt und erneut korrigiert. Sollten wir trotz aller Sorgfalt Fehler übersehen haben, bitten wir dies zu entschuldigen. Für Anmerkungen oder bei Fragen, für Lob oder Kritik können sie sich jederzeit über die im Impressum angegebenen Kontaktdataen an uns wenden.

Und nun wünschen wir Ihnen eine anregende und angeregte Lektüre. Viel Spaß!

Carola Köhler und Fabio Tosques

© 2012 Institut
für Romanistik,
HU

Zur inneren Arealgliederung des Trentino. Eine dialektometrische Nachschau

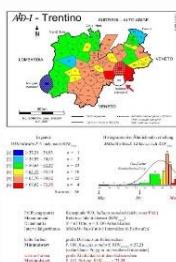
Roland Bauer, Salzburg

1 Vorbemerkung und Widmung

Ideeller Ausgangspunkt für den vorliegenden Beitrag ist der im Oktober 1993 an der Universität Trient veranstaltete Kongress *Italia settentrionale: crocevia di idiomi romanzì*¹, bei dem wir beide, lieber Dieter, interessierte Zaungäste waren und in dessen Rahmen wir auch ausgiebig über die Zukunftsperspektiven des damals noch in den Kinderschuhen steckenden Projekts VIVALDI „philosophieren“ konnten.² Abgesehen davon hatte die erwähnte Tagung bekanntlich auch nicht ganz unwesentliche Auswirkungen auf den weiteren Verlauf Deiner Biographie, sodass meine „trentinische“ Themenwahl doppelt gerechtfertigt erscheint, ohne dass hier explizit von VIVALDI oder gar von Deinem Privatleben die Rede sein soll. – AD MULTOS ANNOS!

2 Einleitung

Karte 1: Ähnlichkeitskarte zum Standarditalienischen (ALD - Trentino)



Der trentinische Dialektraum wird in den romanistischen Handbüchern traditionellerweise im Rahmen der Beschreibung des Lombardischen und jener des Venetischen behandelt, wodurch indirekt seine Übergangsstellung zwischen den beiden oberitalienischen Geotypen zum Ausdruck kommt. Aus quantitativer Sicht konnte ich diese Brückenstellung mittels verschiedener Ähnlichkeitsprofile sowie synoptischer Karten aufzeigen,³ die im Zuge der Dialektometrisierung des ALD-I entstanden waren.⁴ Die in diesem Zusammenhang bislang präsentierten Kartierungen operierten immer mit dem Gesamtnetz des 217 Messpunkte (Ortsdialekte) umfassenden ladinischen

Sprachatlases. Dadurch konnten zwar die überregionalen Zusammenhänge gut herausgearbeitet werden, die innere Arealgliederung des Trentino blieb aber eher unscharf. Dieses Manko soll nun durch die Präsentation dialektometrischer Visualisierungen ausgeglichen werden, deren Grundnetz neben den 62 genuin trentinischen Messpunkten drei weitere im Bozner Unterland umfasst. Dazu kommen, wie

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Roland Bauer, ao. Univ.-Prof. Dr., seit 2004 außerordentlicher Universitätsprofessor am Fachbereich Romanistik der Universität Salzburg. Romanistik- und Geographiestudium in Salzburg, 1997 Promotion, 2004 Habilitation. Seit 1987 Mitarbeit am ALD-I. 1992 zusammen mit Dieter Kattenbusch Initiator des Projekts VIVALDI.

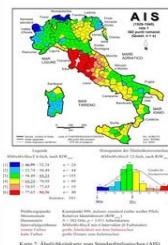
in der Tradition der Salzburger Dialektometrie⁵ üblich, hochsprachliche Kunspunkte, die einerseits das Standardfranzösische und andererseits das Standarditalienische repräsentieren.

Insgesamt stützt sich unsere dialektometrische Analyse zum Trentino auf eine aus 67 Ortsvektoren und 3.330 Merkmalsvektoren (= aus rund 850 Originalkarten des ALD-I gezogene Arbeitskarten) zusammengesetzte und somit aus über 220.000 einzelnen Datenzellen bestehende Matrix.⁶ Knapp 16 Prozent aller Merkmale betreffen dabei das Lexikon, 15 Prozent die Morphosyntax und der Rest (69 Prozent) die Phonetik.

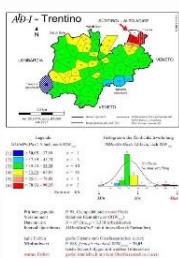
3 Trentinische Ähnlichkeitsprofile

Dialektometrische Ähnlichkeitsprofile erlauben es, die Position aller im Untersuchungsraum vertretenen Ortsmundarten näher zu bestimmen. In diesem Zusammenhang wird der die Referenzdialekte umgebende Raum als dreidimensionales System aufgefasst, wobei zwei Dimensionen durch die geographischen Koordinaten des jeweiligen Ortes vorgegeben sind, während die dritte Dimension über die dialektometrische Messung interdialektaler Ähnlichkeiten bestimmt wird. Dabei wird jeder unserer ($N = 67$) Dialekte mit allen übrigen ($N - 1 = 66$) Dialekten verglichen, wobei wir vom Prinzip ausgehen, dass zwei Mundarten einander umso ähnlicher sind, je mehr phonetische, lexikalische und/oder morpho-syntaktische Merkmale sie miteinander teilen. Hohe Ähnlichkeitswerte (die sich prinzipiell auf einer Skala von 0 bis 100 Prozent bewegen können) werden dabei auf den Karten durch warme Farben (rot, orange bzw. lachsfarben, gelb) repräsentiert, während große innerlinguistische Distanzen auf den Ähnlichkeitskarten durch Signaturen in kalten Farben (dunkelblau, hellblau, grün) in Erscheinung treten. Der jeweils gewählte Vergleichspunkt/Prüfbezugspunkt selbst ist nicht eingefärbt und erscheint daher als weißes Polygon.⁷

Karte 2: Ähnlichkeitskarte zum Standarditalienischen (AIS)



Karte 3: Ähnlichkeitskarte zum Dolomitenladinischen (Oberfassanischen)



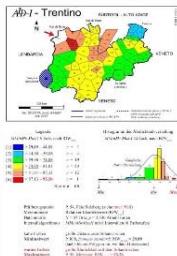
3.1 Zur *italianità* der Dialekte des Trentino

Das auf **Karte 1** abgebildete Ähnlichkeitsprofil zeigt die mehr oder weniger große Nähe der im Trentino gesprochenen Dialekte zum Standarditalienischen, bezieht sich also auf ihre mehr oder weniger stark ausgeprägte Italianität bzw. Toskanität.⁸ Diese bewegt sich, wie man Legende und Histogramm von **Karte 1** entnehmen kann, zwischen einem Minimum von 27 Prozent und einem Maximum von 72 Prozent.⁹ Der Minimalwert betrifft dabei das Französische¹⁰, das also nur gut ein Viertel aller hier berücksichtigten Merkmale mit dem Italienischen teilt, während bei knapp drei Vierteln Divergenzen

aufreten. Davon abgesehen zeigt das Dolomitenladinische des oberen Fassatals (mit rund 44 Prozent) unter allen in Frage kommenden Dialekten die geringste Affinität zum Standarditalienischen.¹¹ Die bisher gewonnenen Einsichten sind nicht weiter überraschend, handelt es sich doch bei den erwähnten Vergleichsobjekten um drei gänzlich unterschiedliche Entitäten der Romania, nämlich um Galloromanisch (repräsentiert durch P. 888, Französisch), Italoromanisch (repräsentiert durch P. 999, Italienisch) und Rätoromanisch (repräsentiert durch die PP. 97–98,

Oberfassanisch/ *cazet*).

Karte 4: Ähnlichkeitskarte zum Solandrischen (Sulzbergischen)



Wenn wir nun auf **Karte 1** die Raumverteilung der „italophilen“ Dialekte (= warme Farbklassen) betrachten, so bemerken wir zweierlei: 1. die große (um 71 Prozent oszillierende) Affinität der in der Valsugana gesprochenen, venedisch-vicentinisch geprägten Mundarten zum Italienischen,¹² und 2. die ebenfalls überdurchschnittlich starke Italianität des gesamten zentraltrentinischen Raums. Dieser tritt uns hier als überaus kompakte Klasse gegenüber, die neben den im Etschtal bzw. in der Val Lagarina (vom Bozner Unterland bis an die Südgrenze des Trentino) gesprochenen Varietäten auch einen Teil des *cembrano* (i.e. der Dialekte des Zimmertals/Val di Cembra) und des *fiammazzo* (unteres Fleimstal/Val di Fiemme), also der im Avisio-Tal östlich der Etsch bis auf die Höhe von Moena gesprochenen Dialekte mit einschließt.¹³ Mit leicht unterdurchschnittlicher Italianität erscheint hingegen (als räumlich ebenfalls geschlossene Gruppe) der gesamte Westen bzw. Nordwesten unseres Beobachtungsraums, d.h. einerseits die gemeinhin dem Ostlombardischen zugerechneten Dialekte Judikariens und der Val Rendena sowie andererseits die romanischen Mundarten des Noce-Tals (Solandrisch am Sulzberg, Anaunisch am Nonsberg).¹⁴ Zu dieser Klasse zählt ferner das in Unterfassa gesprochene *brach*, wobei innerhalb des Fassatals (bzw. in weiterer Folge auch in Moena und im Fleimstal) die von Nord nach Süd kontinuierlich zunehmende Italianität besonders deutlich ins Auge fällt.¹⁵

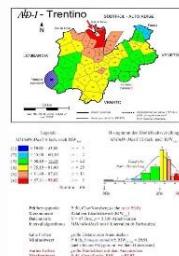
di Fiemme), also der im Avisio-Tal östlich der Etsch bis auf die Höhe von Moena gesprochenen Dialekte mit einschließt.¹³ Mit leicht unterdurchschnittlicher Italianität erscheint hingegen (als räumlich ebenfalls geschlossene Gruppe) der gesamte Westen bzw. Nordwesten unseres Beobachtungsraums, d.h. einerseits die gemeinhin dem Ostlombardischen zugerechneten Dialekte Judikariens und der Val Rendena sowie andererseits die romanischen Mundarten des Noce-Tals (Solandrisch am Sulzberg, Anaunisch am Nonsberg).¹⁴ Zu dieser Klasse zählt ferner das in Unterfassa gesprochene *brach*, wobei innerhalb des Fassatals (bzw. in weiterer Folge auch in Moena und im Fleimstal) die von Nord nach Süd kontinuierlich zunehmende Italianität besonders deutlich ins Auge fällt.¹⁵

3.2 Dolomitenladinisch vs. Noce-Romanisch¹⁶: Kurzkommentar zu den Ähnlichkeitskarten 3 bis 5

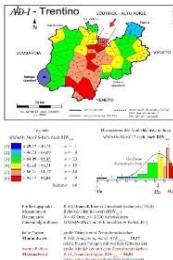
Der zuletzt angesprochene, aus der Perspektive des italienischen Prüfbezugspunkts erfolgte Zusammenfall von Ostlombardisch, Noce-Romanisch und Fassa-Ladinisch (*brach*) in ein Intervall¹⁷ könnte dazu verleiten, die genannten Idiome als zusammengehörig bzw. als einander besonders nahestehend zu sehen. Dies wäre jedoch insofern falsch, als die auf **Karte 1** sichtbaren Gemeinsamkeiten einzig und allein darin bestehen, dass alle im Intervall [3] befindlichen Dialekte vom Italienischen ungefähr gleich weit entfernt sind. Um der immer wieder kontrovers diskutierten und politisch instrumentalisierten Frage einer allfälligen Ladinität der Dialekte von Sulzberg und Nonsberg¹⁸ auf den Grund zu gehen, empfiehlt es sich, Ähnlichkeitskarten zu generieren, die einerseits mit genuin ladinischen und andererseits mit solandrischen bzw. anaunischen Vergleichspunkten arbeiten. Auf **Karte 3** ist ein Profil aus der Sicht des Dolomitenladinischen abgebildet, **Karte 4** zeigt hingegen die Ähnlichkeitsrelationen von Sulzberg und **Karte 5** jene von Nonsberg aus gesehen.

Karte 6: Ähnlichkeitskarte zum Zentraltrentinischen (Bozner Unterland)

Karte 5: Ähnlichkeitskarte zum Anaunischen (Nonsbergischen)



Ad **Karte 3** (P. 98, Ciampedel): Zu den dem Oberfassanischen besonders nahestehenden Dialekten gehören innerhalb des Trentino ausschließlich die übrigen Ortsmundarten des Fassatals (80–90 Prozent Ähnlichkeit mit Ciampedel) sowie, mit etwas Abstand, das



Moenatische (73 Prozent).¹⁹ Nahezu alle übrigen Dialekte (also auch das Noce-Romanische!) fallen gemeinsam in die um den mittleren Ähnlichkeitswert gruppierten Intervalle und zeigen somit nur mehr durchschnittliche Affinität zum *cazet* von Ciampedel (53–65 Prozent).²⁰ Als Antipoden treten wiederum das Französische (30 Prozent) und auch das Italienische (44 Prozent) auf.²¹

Ad **Karte 4** (P. 54, Péio): Aus der Perspektive des Solandrischen zeigt sich dreierlei, nämlich 1. die relativ große Nähe nicht nur der umliegenden Dialekte (Sulz- und Nonsberg), sondern auch jener des Bozner Unterlands und des gesamten Etschtals;²² 2. die relative Ferne des Ostlombardischen und des (dem Venedischen nahestehenden) Osttrentinischen²³ und 3. die eindeutige Antipodenstellung von Französisch (30 Prozent) und Fassanisch (52–59 Prozent). Aus der Sicht eines Repräsentanten des Anaunischen (**Karte 5**: P. 50, Cloz) sieht die Lage sehr ähnlich aus (starke Affinitäten zu den Nachbarmundarten des Noce-Tals und des Etschtals, große Distanz zu Französisch und Ladinisch).

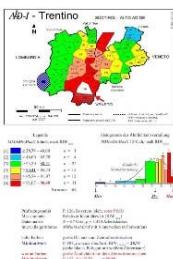
Das Noce-Romanische von Sulzberg und Nonsberg steht also nach Auskunft unserer Ähnlichkeitsprofile nicht nur dem Zentralestrentinischen von Trient (81 Prozent), sondern auch dem Ostlombardischen (ca. 67 Prozent) und sogar dem Standarditalienischen (61 Prozent) noch deutlich näher als dem Dolomitenladinischen (hier speziell dem *cazet* des oberen Fassatals mit rund 52 Prozent Ähnlichkeit).²⁴

3.3 Zentralestrentinisch: Kurzkommentar zu den Karten 6 bis 10

Die auf **Karte 6**, **Karte 7**, **Karte 8** und **Karte 9** abgebildeten, allesamt zentralestrentinischen Ähnlichkeitsprofile operieren mit Prüfbezugspunkten aus dem Norden, aus dem Zentrum und aus dem Süden unseres Beobachtungsraums. Es handelt sich dabei in allen vier Fällen um Ortschaften, die die Dialekte des Etschtals bzw. der Val Lagarina repräsentieren. Diesbezüglich wird in der Fachliteratur u.a. darauf verwiesen, dass zwischen Trient und Rovereto eine *Murazzo* oder *Murazzi* genannte Sprachgrenze verlaufe, die das Zentralestrentinische in eine Nordhälfte und in eine (dem Venedischen Veroneser Zuschnitts nahestehende) Südhälfte teile.²⁵

Karte 8: Ähnlichkeitskarte zum Zentralestrentinischen (Stadt Rovereto)

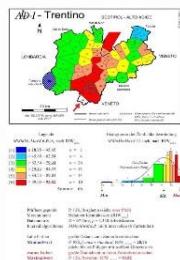
Nun kann man anhand dialektometrischer Kartierungen sehr gut nachmodellieren, inwiefern im Einzugsbereich bzw. in der näheren Umgebung der gewählten Prüfbezugspunkte sprachliche Brüche verlaufen. Auf den vier in diesem Kontext präsentierten Ähnlichkeitsprofilen ist bezüglich einer allfälligen Zweiteilung der Etschtaler Dialekte in der Tat nichts zu sehen. Im Gegenteil, sowohl aus der Sicht des jeweils nördlichsten und des südlichsten Vergleichspunktes, als auch von der Warte der beiden im Zusammenhang mit der *Murazzi*-Grenze konkret apostrophierten Dialekte (Trient resp. Rovereto) aus gesehen zeigt sich das Etschtal als



zusammenhängender Block, der unabhängig vom gewählten Prüfbezugspunkt immer das gesamte zentrale Trentino abdeckt.²⁶ Eine weitere (durchaus erwartbare) Gemeinsamkeit der vier zentraltrentinischen Profile besteht darin, dass sich – abgesehen von der deutlichen Distanzierung vom Fassa-Ladinischen und vom Französischen²⁷ – auch das Absetzen einer vom Lombardischen beeinflussten westtrentinischen Gruppe bemerkbar macht,²⁸ während das bekanntlich dem Venedischen nahestehende Osttrentinische (sei es in Form der bereits weiter oben angesprochenen, vicentinisch beeinflussten Dialekte der Valsugana oder der feltrinisch geprägten Mundarten des Primiero) auch näher am Zentraltrentinischen zu liegen kommt.²⁹

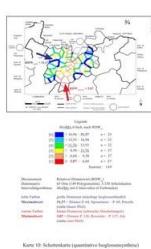
Der oben angesprochenen Frage nach einer allfälligen Binnengliederung des Etschtals kann auch mittels eines anderen dialektometrischen Kartentyps, der sogenannten Schottenkarte, nachgegangen werden. Selbige operiert – im Gegensatz zu den bisher gezeigten Karten – nur mit den Distanzwerten räumlich angrenzender, also direkt benachbarter Messpunkte. Repräsentiert man diese nun graphisch durch mehr oder weniger starke und zudem eingefärbte Polygonseiten, so entsteht ein Schotten- oder Wabenkarte genannter Kartentyp, der im Beobachtungsraum vorhandene Isoglossen bzw. quantitative Isoglossenbündelungen aufzeigt.³⁰ Auf Karte 10 ist nun gut erkennbar, dass lediglich der West- und der Ostteil des Trentino durch verschiedenste (dicke und blau eingefärbte) Abschottungen zerklüftet erscheint, während im Zentralbereich (Etschtal) zwischen den Nachbardialektien nur minimale Distanzwerte (3–9 Prozent) auftreten. Die deutlichsten Isoglossenbündelungen zeigen sich am Rande des Westtrentinischen Judikariens und der Val Rendena, das sich sowohl von den Dialektien des Sulzbergs als auch von jenen des Etschtals und des Gardasees abschottet und dabei maximale Distanzwerte von über 30 Prozent verzeichnet.

Karte 9: Ähnlichkeitskarte zum Zentraltrentinischen (Val Lagarina)



4 Clusteranalytische Erkenntnisse

Karte 10: Schottenkarte
(quantitative Isoglossensynthese)

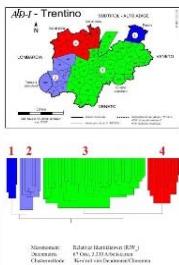


Die dendrographische oder Stammbaum-Analyse, eine der komplexeren Methoden innerhalb der Dialektometrie, erlaubt es, an der Oberfläche liegende Muster, wie sie etwa anhand der Ähnlichkeitsprofile oder der Schottenkarte ersichtlich werden, durch das Herausarbeiten bedeutend tiefer liegender Strukturen zu ergänzen. Auf den Karten 11 bis 15 sind nun fünf, in unterschiedliche Tiefen vordringende, klassifikatorische Einblicke in jeweils zweifacher Form abgebildet. In der unteren Bildhälfte findet sich ein Stammbaum (dessen eingefärbte Äste *Dendreme* genannt werden), auf der

Karte darüber werden die Ramifizierungen des Baumes in Form analog eingefärbter Flächen (sogenannter *Choreme*) in den Beobachtungsraum umgelegt.³¹

Verfahrenstechnisch wurden unsere dendrographischen Analysen mithilfe eines von Joe H. Ward Jr. (1963) entwickelten, zur Gruppe der hierarchisch-agglomerativen Verfahren zählenden Algorithmus durchgeführt. Dabei werden – ausgehend von der Anzahl N der untersuchten Objekte (das sind in unserem Fall die 67 durch die Blätter des Stammbaums repräsentierten Varietäten) – Schritt für Schritt Gruppen gebildet, wobei unter Berücksichtigung aller möglichen Objektkombinationen jeweils nur jene Objekte zu Clustern fusioniert werden, bei deren Gruppierung die durchschnittliche Ähnlichkeit zwischen den Objekten möglichst hoch bleibt. Beim Gesamtdurchlauf einer Clusteranalyse müssen alle Objekte einer Klasse zugeordnet werden, sodass im Endeffekt alle N Objekte zu einem einzigen Cluster fusioniert werden können. Dieses stellt die Ausgangsbasis für eine mögliche Interpretation der Stammbäume dar. Dabei wird von der Wurzel des Dendrogramms bzw. vom Stamm des Baumes ausgegangen, um die Fusionen in der Gegenrichtung Schritt für Schritt nachzuzeichnen. Diese Herangehensweise entspricht in diachroner Hinsicht einer Nachmodellierung der im Laufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung unseres Raumes stattgefundenen Ausgliederungsprozesse. Je näher die beobachteten Klassen bei der Wurzel des Baumes liegen, desto heterogener sind sie und desto früher erfolgte ihre Ausgliederung aus einer hier modellhaft angenommenen vulgärlateinischen bzw. protoromanischen Ureinheit.

Karte 12: Dendrographische Analyse (vier Cluster)



Ad **Karte 11:** Hierauf ist der erste, und somit älteste, in unserem Gebiet wirksam gewordene Ausgliederungsprozess dargestellt. Dabei zerfällt die imaginäre Ureinheit in ein (in blauer Farbe signiertes) Cluster (1), das sich aus dem Standardfranzösischen, dem Westtrentinischen und dem Fassa-Ladinischen zusammensetzt,³² und in ein (rot eingefärbtes) „italoromanisches“ Restcluster (2), das die übrigen (bekanntlich dem Italienischen besonders nahestehenden) Dialekte des Trentino sowie den standarditalienischen Kunspunkt selbst umfasst.

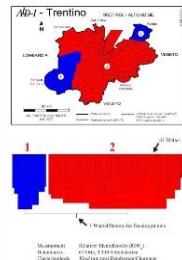
Ad **Karte 12:**

Zwei Ausgliederungsschritte später spaltet sich von der erstgenannten Gruppe ein dolomitenladinisches Subcluster (1) ab, während Französisch und Westtrentinisch/Ostlombardisch noch gemeinsam in einer Gruppe (2) verbleiben. Das Mehrheitscluster zerfällt hingegen in Noce-Romanisch (4) und in den zentral- bzw. osttrentinischen Rest (3).

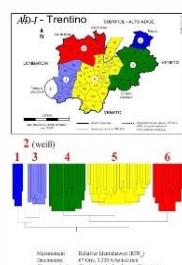
Ad **Karte 13:** In weiterer Folge kommt es zur Lösung des Französischen (2) sowie zur Differenzierung in Osttrentinisch (4) und Zentrale-Trentinisch (5), sodass die 67 Objekte nunmehr in sechs Gruppen gegliedert erscheinen.

Ad **Karte 14:** Differenziert man die trentinische

Karte 11: Dendrographische Analyse (zwei Cluster)

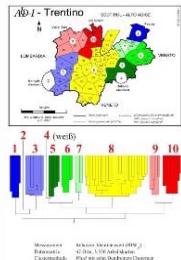


Karte 13: Dendrographische Analyse (sechs Cluster)



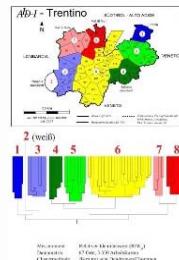
Sprachlandschaft in acht Cluster, so kommt es zu einer Zweiteilung des osttrentinischen Blocks in die Dialekte der Valsugana inkl. Standarditalienisch (4) und in jene des Primiero und des Fleimstals (5). Darüber hinaus teilt sich auch das Noce-Romanische in Solandrisch (7) und Anaunisch (8) auf.

Karte 15: Dendrographische Analyse (zehn Cluster)



Ad Karte 15:
Wenn wir die
Geschichte der

Karte 14: Dendrographische Analyse (acht Cluster)

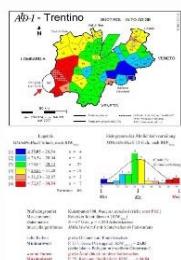


Ausgliederungen noch zwei Schritte weiter verfolgen (und somit insgesamt zehn Sprachgruppen bilden), wird einerseits die gesonderte Klassifikation des Italienischen (4) und andererseits die Trennung des Nordosttrentinischen in die Dialekte des Primiero (6) und jene des Fleimstals (7) erkennbar. Alle übrigen Gruppen bleiben stabil. Dies gilt auch bzw. v.a. für die (auf Karte 15 gelb eingefärbte) Großgruppe des

Zentraleinseln (8), das übrigens noch einige Ausgliederungsschritte lang (die bereits sehr kleinräumige Differenzierungen wie etwa jene in Oberfassanisch/ *caset* und Unterfassanisch/ *brach* ergeben) kompakt bleibt. So gesehen bestätigen die clusteranalytischen Resultate die sich bereits anhand der Oberflächenstrukturen (siehe Ähnlichkeitsprofile) abzeichnende Bildung einer einzigen dialektalen Gruppe im Bereich des trentinischen Zentralraums.

5 Fazit

Karte 16: Ähnlichkeitskarte zum Standardfranzösischen



Abschließend bleibt festzuhalten, dass sowohl die beispielsweise über die Sichtung der Ähnlichkeitsprofile gewonnenen Oberflächeneindrücke im Allgemeinen als auch die dendrographische Tiefenanalyse im Besonderen äußerst plausible Klassifikationsergebnisse liefern und neben der Bestätigung von zumeist auf rein qualitativer Basis erstellten, „traditionellen“ Raumbefunden auch die kritische Hinterfragung und Beleuchtung divergierender Lehrmeinungen zur Arealgliederung erlauben. Dies gilt, auf das Trentino bezogen, in erster Linie bezüglich der allfälligen

Wirkkraft einer im Etschtal liegenden „Sprachgrenze“ oder aber hinsichtlich einer immer wieder postulierten und vielfach auch (sprach-)politisch instrumentalisierten „Ladinität“ des Noce-Romanischen.

Anmerkungen

¹ Cf. Banfi et al. 1995.

² Im Sommer 1992 hatten wir ja auf Sizilien im Rahmen gemeinsamer Enquêtes die ersten VIVALDI-Daten zusammengetragen (cf. dazu Bauer 1995 und Kattenbusch 1995).

³ Cf. den explizit diesem Thema gewidmeten Beitrag Bauer 2003 sowie id. 2009, 263–284.

⁴ Der dolomitenladinische Sprachatlas (ALD) stellt übrigens eine weitere zentrale Berührungsfläche zwischen dem Autor dieser Zeilen und dem *Festeggiato* dar, wobei unsere erste Kontaktaufnahme mehr als ein Vierteljahrhundert her ist und auf die Mitte der 1980er Jahre zurückreicht, auf eine Zeit also, in der wir uns u.a. regelmäßig zu sogenannten Transkriptionsseminaren im ladinischen Kulturinstitut in St. Martin in Thurn trafen (cf. dazu beispielsweise Kattenbusch/Goebl 1986 oder Bauer 1990).

⁵ Eine kommentierte Bibliographie zur Geschichte der romanistischen Dialektometrie mit besonderer Berücksichtigung der „Salzburger Schule“ findet sich in Bauer 2009, 19–84.

⁶ Im Vergleich zur Dialektometrisierung des gesamten Beobachtungsraumes (220 Messpunkte, gut 4.000 Arbeitskarten) mussten hier rund 700 Arbeitskarten ausgeschieden werden, da im Trentino bezüglich der auf diesen Karten untersuchten sprachlichen Merkmale keinerlei Variation feststellbar war und folglich die Berücksichtigung solcher (= mononymer) Karten unweigerlich eine Verfälschung der Ähnlichkeitswerte zur Folge gehabt hätte. Zum Aufbau und zur Strukturierung unseres Großcorpus (Datenmatrix mit über 880.000 Zellen) cf. Bauer 2009, 158–198.

⁷ Zu den kartographischen Prinzipien der Polygonkarten, zu den (mehr oder weniger gewichtenden) Ähnlichkeitsmaßen, zur Intervallisierung der Ähnlichkeitswerte (die meist an den Polwerten, am arithmetischen Mittelwert oder am Median orientiert sind) sowie zur Funktionsweise dialektometrischer Ähnlichkeitskarten im Allgemeinen cf. im Detail Bauer 2009, 91–113.

⁸ Das Standarditalienische ist im Südosten von **Karte 1** durch das weiße Polygon mit der Nr. 999 abgebildet, auf das durch einen roten Pfeil verwiesen wird.

⁹ Die genannte Spannweite gilt dabei für unser (bekanntlich zu mehr als zwei Dritteln von phonetischen Merkmalen geprägtes) Gesamtcorpus, während eine Analyse nach rein lexikalischen Kriterien (525 Arbeitskarten) bedeutend höhere „Italianitätswerte“, nämlich 58 bis 81 Prozent ergibt. Zu diesem *Romania continua*-Effekt cf. Bauer 2009, 227.

¹⁰ Siehe das mit weißem Strichraster versehene, dunkelblaue Polygon (Legende Intervall [1]) mit der Nr. 888 im äußersten Südwesten von **Karte 1**. Das Standardfranzösische tritt übrigens auf allen (66) Ähnlichkeitsprofilen unseres Netzes als Antipode der jeweiligen Prüfbezugspunkte auf, was seine dezidiert heterosystematische Stellung im gewählten Beobachtungsgebiet verdeutlicht. Dies gilt, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, auch für das rein lexikalische Corpus. Dabei zeigt sich nämlich, dass nicht das Französische (59 Prozent), sondern das Oberfassanische von Ciampedel mit 58 Prozent Ähnlichkeit lexikalisch am weitesten vom Italienischen entfernt ist.

¹¹ Siehe dazu die hellblau eingefärbten Polygone (Intervall [2]) mit den Messpunktnummern 97 (Delba) und 98 (Ciampedel) im äußersten Nordosten von **Karte 1**.

¹² Zur problematischen Klassifizierung der Mundarten von Valsugana und Primiero als Zentraltrentinisch vs. Venedisch-Vicentinisch bzw. Venedisch-Feltrinisch (N.B.: Die genannten Gebiete gehörten ab dem Jahr 811 kirchenpolitisch für beinahe tausend Jahre zur Diözese Feltre und wurden erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts an das Bistum Trient abgetreten) cf. bereits Bauer 2009, 274–282. Zur Valsugana siehe die rot eingefärbten, unmittelbar um den Prüfbezugspunkt gruppierten Polygone von Intervall [6] auf **Karte 1**. Dabei handelt es sich um die Ortschaften 115 (Strigno: 72 Prozent Ähnlichkeit mit dem Italienischen), 116 (Castello Tesino: 71 Prozent), 117 (Tezze: 70 Prozent) und 119 (Levico: 72 Prozent). – Wie sich bei der Dialektometrisierung des Italo-Schweizer Sprachatlasses AIS gezeigt hat, gelten ähnlich hohe Italianitätswerte neben dem Trentino v.a. für das gesamte Veneto, während die Werte in der südlich davon (und somit geographisch näher zur Toskana) gelegenen Emilia-Romagna um ca. 10 Prozent niedriger

ausfallen (zu den möglichen Ursachen dieser diskontinuierlichen Toskanität cf. Goebel 2008, 58–61), in der Toskana selbst dann aber durchwegs deutlich über 80 Prozent liegen und in Florenz Spitzen von knapp 85 Prozent erreichen (siehe dazu das auf [Karte 2](#) abgebildete Ähnlichkeitsprofil, bei dessen Generierung ich dankenswerterweise auf das unter der Leitung von Hans Goebel in den Jahren 2005 bis 2009 erstellte AIS-Corpus zurückgreifen konnte).

¹³ Siehe dazu die Verteilung der lachsfarbenen Polygone auf [Karte 1](#) (= Intervall [5]: 65–69 Prozent).

¹⁴ Siehe dazu die grün eingefärbten Polygone auf [Karte 1](#) (= Intervall [3]: 50–62 Prozent).

¹⁵ Cf. dazu bereits Heilmann 1955. – Auf [Karte 1](#) siehe dazu die unmittelbare Nachbarschaft bzw. die Nord-Süd-Abfolge der Intervalle [2] (hellblau: PP. 97–98), [3] (grün: PP. 99–101), [4] (gelb, P. 102) und [5] (lachsfarben, PP. 104–105).

¹⁶ Der Terminus *Noceromanisch* entstammt dem Titel der Diplomarbeit von Kollmann 1997. Alternativ wird als Sammelbegriff für Nonsbergisch und Sulzbergisch oft Ladino-Anaunisch verwendet; Ascoli (1873) hatte diese Gruppe als *Varietà ladine tridentino-occidentali* bezeichnet, bezüglich ihrer Ladinität aber folgenden Hinweis angebracht: „[...] la *ladinità* di Val di Sole risulta più ancora sbiadita che già non sia quella di Val di Non“ (319f.).

¹⁷ Intervall [3] (grün) auf [Karte 1](#).

¹⁸ Cf. dazu Bauer 2009, 265–269.

¹⁹ Siehe dazu die rot signierten, in Intervall [6] zusammengefassten Dialekte der Orte 97 (Delba), 99 (Moncion) und 100 (Vich/Vigo di Fassa) sowie das lachsfarbene Polygon des Intervalls [5] (P. 101, Moena) auf [Karte 3](#).

²⁰ Siehe dazu die grün und gelb signierten Intervalle [3] und [4] auf [Karte 3](#).

²¹ Siehe dazu die blau signierten Intervalle [1] und [2] auf [Karte 3](#).

²² Siehe dazu die rot, lachsfarben und gelb signierten Intervalle [4], [5] und [6] auf [Karte 4](#).

²³ Siehe dazu das grün signierte Intervall [3] auf [Karte 4](#).

²⁴ Im Vergleich mit den Varietäten der (in unserem Raumausschnitt nicht berücksichtigten) nördlichen Dolomitenladinia (Gröden, Gadertal) sinken die Ähnlichkeitswerte gar auf 45 Prozent (cf. dazu die Karten in Bauer 2009, 267 und 270).

²⁵ Die Definition dieser vermeintlichen Sprachgrenze erfolgt dabei auf der Basis weniger Isoglossen (cf. Mastrelli Anzilotti 1992, 8), die nach Auskunft des ALD-I jedoch heute zum Teil nicht mehr gültig sind und die somit auch keinen größeren Einfluss auf die Arealgliederung des Etschtals (im Sinne der Ausprägung einer „Sprachgrenze“) haben können (cf. dazu im Detail Bauer 2003, 112–114). Der Wegfall bzw. die Verschiebung einzelner Isoglossen kann in diesem Zusammenhang auch als Emanation einer progressiven Meridionalisierung des Trentiner Zentralraums gelesen werden.

²⁶ Man betrachte das räumliche Ausgreifen der Intervalle [6] (rot) und [5] (lachsfarben) auf [Karte 6](#), [Karte 7](#), [Karte 8](#) und [Karte 9](#).

²⁷ Siehe dazu die absolut deckungsgleiche Raumverteilung der Intervalle [1] (dunkelblau) und [2] (hellblau) auf [Karte 6](#), [Karte 7](#), [Karte 8](#) und [Karte 9](#).

²⁸ Siehe dazu die nahezu identische Flächenbildung von Intervall [3] (grün) im Westausschnitt von [Karte 6](#), [Karte 7](#), [Karte 8](#) und [Karte 9](#).

²⁹ Siehe dazu die räumliche Verteilung von Intervall [4] (gelb) im Ostteil von [Karte 6](#), [Karte 7](#), [Karte 8](#) und [Karte 9](#).

³⁰ Siehe dazu [Karte 10](#); dort in kalten (i.e. blauen) Farben signierte, dicke Polygonseiten stehen für relativ massive Isoglossenbündel, warm eingefärbte und dementsprechend dünne Lineamente repräsentieren hingegen minimale sprachliche Distanzen zwischen den Nachbardialekten; zu weiteren Details dieses Kartentyps cf. Bauer 2009, 117–124.

³¹ Zur dialektometrischen Verwendung der beiden auf Brunet 1987 bzw. Goebel 1997 zurückgehenden Termini *Chorem* (nach frz. *chorème*) und *Dendrem* cf. Bauer 2009, 155, zur Clusteranalyse im Allgemeinen und zu den dabei eingesetzten Algorithmen cf. op.cit., 148–157 und 341–353.

³² Das Französische steht (nach Auskunft des auf [Karte 16](#) abgebildeten Ähnlichkeitsprofils, cf. dazu auch Bauer 2010, 15f., 25) dem Westtrentinischen Judikariens mit knapp 35 Prozent Ähnlichkeit unter allen im Trentino beobachtbaren Dialekten am nächsten. Insofern erscheint die frühe Agglomerierung von Französisch, Westtrentinisch/Ostlombardisch (und Dolomitenladinisch) in ein gemeinsames Cluster plausibel.

Literatur

AIS = Jaberg, Karl/Jud, Jakob (Hg.) (1928–1940): *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, 8 vol., Zofingen [Neudruck: Nendeln 1971].

ALD-I = Goebel, Hans/Bauer, Roland/Haimerl, Edgar (Hg.) (1998): *Atlant linguistic dl ladin dolomitich y di dialec vejins, 1a pert / Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi. 1a parte / Sprachatlas des Dolomitenladinischen und angrenzender Dialekte. 1. Teil*, 7 vol., Wiesbaden.

Ascoli, Graziadio Isaia (1873): Saggi ladini, in: *Archivio glottologico italiano* 1, 1–556.

Banfi, Emanuele/Bonfadini, Giovanni/Cordin, Patrizia/Iliescu, Maria (Hg.) (1995): *Italia settentrionale: crocevia di idiomi romanzi*, Tübingen.

Bauer, Roland (1990): 4. Transkriptionseminar zum ALD-I, in: *Europa Ethnica* 47, 100.

– (1995): Vivaldi-Sicilia. Documentazione sonora dei dialetti siciliani, in: Ruffino, Giovanni (Hg.), *Percorsi di geografia linguistica. Idee per un atlante siciliano della cultura dialettale e dell'italiano regionale*, Palermo, 543–550.

– (2003): Sguardo dialettometrico su alcune zone di transizione dell'Italia nord-orientale (lombardo vs. trentino vs. veneto), in: Bombi, Raffaella/Fusco, Fabiana (Hg.), *Parallela X. Sguardi reciproci. Vicende linguistiche e culturali dell'area italofona e germanofona*, Udine, 93–119.

– (2009): *Dialektometrische Einsichten. Sprachklassifikatorische Oberflächenmuster und Tiefenstrukturen im lombardo-venedischen Dialektraum und in der Rätoromania*, San Martin de Tor.

– (2010): Die Position des Rätoromanischen und seine Beziehungen zum Deutschen, Französischen und Italienischen, in: *Linguistica L*, 7–26.

Brunet, Roger (1987): *La carte. Mode d'emploi*, Paris.

Goebl, Hans (1997): Some Dendrographic Classifications of the Data of CLAE 1 and CLAE 2, in: Viereck, Wolfgang/Ramisch, Heinrich (Hg.), *The Computer Developed Linguistic Atlas of England 2*, Tübingen, 23–32.

– (2008): La dialettometrizzazione integrale dell'AIS. Presentazione dei primi risultati, in: *Revue de Linguistique Romane* 72, 25–113.

Heilmann, Luigi (1955): *La parlata di Moena nei suoi rapporti con Fiemme e con Fassa*, Bologna.

Kattenbusch, Dieter (1995): Atlas parlant de l'Italie par régions: Vivaldi, in: *Estudis de lingüística i filologia oferts a Antoni M. Badia i Margarit*, Barcelona 1995, 443–455.

–/Goebl, Hans (1986): Die ersten Enqueten für den ALD – Erfahrungen und Ergebnisse, in: *Ladinia X*, 5–32.

Kollmann, Cristian (1997): *Germanismen im Appellativwortschatz des Noceromanischen (Nonsberg, Sulzberg)*, I. Teil: Gotisch, Fränkisch, Langobardisch, Innsbruck; [Diplomarbeit].

Mastrelli Anzilotti, Giulia (1992): I dialetti trentini centrali, in: Bertoluzza, Aldo (Hg.), *Atti del IIo Convegno sui dialetti trentini*, Trento, 7–20.

Ward, Joe H. Jr. (1963): Hierarchical grouping to optimize an objective function, in: *Journal of the American Statistical Association* 58, 236–244.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Akzent, Arzneien und andere Schwierigkeiten

Gerald Bernhard, Bochum

Wenn man zum 60. Geburtstag eine Festschrift erhält, kann dies durchaus mehrere Gründe haben: Erstens kann der Jubilar bereits mit der Vollendung des 60. Lebensjahres den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Karriere überblicken. Zweitens erlebt der *Festeggiato* an der Universität, an der er arbeitet, Feste, die schriftlich festgehalten werden müssen, oder, drittens ist er trotz seines biologischen Alters sozial, geistig und körperlich noch so fit, dass sich die Herausgeber von Festschriften bereits auf weitere Bände dieser Textgattung freuen.

Bei Dieter Kattenbusch dürften alle drei der genannten Motive Anlass für die Herausgabe einer Festschrift sein, ist er doch bekannt für lebendige Lehrveranstaltungen, körperlich-sportliche Fitness und nicht zuletzt für seine unerschütterliche Bereitschaft, große Reisen in weniger ferne und sehr ferne Gegenden Italiens im Dienste der Wissenschaft zu unternehmen, damit der Name *Vivaldi* nicht in Vergessenheit gerät.¹ Gerade auf den erwähnten Reisen ins alpine und mediterrane romanische Sprachgebiet dürfte aber aufgrund der unvermeidlichen Strapazen, die die Feldforschung sowohl in felsiger Umgebung als auch unter der glühenden Sonne der Mediterraneis mit sich bringt, ab und zu die Konsultation von heilkundigen Personen und Apotheken notwendig sein, die Medikamente gegen Sonnenbrand, Verdurstungserscheinungen und diverse Insekteneinstiche bereithalten.

Jedem, der mit deutschen oder vergleichbaren germanischen Kenntnissen von Arzneimittelnamen einmal nach Italien gefahren ist, dürfte bekannt sein, dass die dortigen Namen, selbst bei graphischer Identität, bisweilen eine anderen Wortakzent aufweisen, was es nicht immer einfach macht, das gewünschte Präparat zu erhalten. Dass dann letztlich doch der zwischen Apotheker und Kunden geschlossene Kaufvertrag zur Genesung führt, ist meist dem Wiedererkennungswert der Verpackungen und der Gesprächsbereitschaft italienischer Apotheker und deutscher oder anderer ausländischer Kunden zu verdanken. Damit steht dann auch der Heilung des zu kurierenden Wehwechhens nichts mehr im Wege.

Im Folgenden soll etwas näher beleuchtet werden, wie sich scheinbar gefestigte Namen im interkulturellen Kontakt lautlich ‚verhalten‘ und welches Verhalten seitens interkulturell agierender Personen nötig sein kann, um die gewünschten außersprachlichen Ergebnisse zu erzielen.

Der Verfasser dieser Zeilen (wie der *Festeggiato* Besitzer eines Hausgartens) hatte in den

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Gerald Bernhard,
Prof. Dr., seit 2002
Professor für
Romanische
Sprach-
wissenschaft an
der Ruhr-

Universität Bochum.
Forschungsschwerpunkte:
Variationslinguistik, Semantik und
Mehrsprachigkeitsforschung.
Dieter kenne ich seit 1982 (in
Graubünden), dann nach langer Pause
seit 1989 in Regensburg, wo er mich
als Freund beherbergte, als ich seine
Nachfolge als Assistent von Gerhard
Ernst antrat.

1990er Jahren eine prägende Begegnung mit einem Besitzer eines Balkongartens in Rom, der sich angesichts seiner durch Blattläuse und anderes Ungeziefer verunstalteten Blütenpflanzen nicht anders zu helfen wusste als durch die Anwendung des von der Firma Bayer hergestellten Insektizids Baygon ['baigon]. In der Tat zeigten sich in den Tagen nach der Anwendung des entsprechenden Präparats deutliche Wachstumsschübe und eine verstärkte Blühfreudigkeit der in Mitleidenschaft gezogenen Gewächse. Nach der Heimkehr in deutsche, nicht weniger von Blattläusen und Ungeziefer heimgesuchte Gartengebiete, sollte das genannte Produkt ebenfalls ausprobiert werden. Der dafür zuständige Landhandel in einem deutschen Dorf verfügte auch über dieses Präparat (Baygon) – das war anhand der Verpackung deutlich zu erkennen –, jedoch wollte der Betreiber des entsprechenden Geschäfts meine Bitte – ich verlangte Báigon –, nicht so recht verstehen, worum es denn eigentlich ging. Aufgrund der Gesprächsbereitschaft des Geschäftsinhabers, die durchaus mit derjenigen von italienischen Apothekern zu vergleichen ist, gelang es schließlich, das Produkt zu erhalten und erfolgreich anzuwenden.

Pragmatisch gesehen gereichte mir der zustande gekommene Kaufvertrag durchaus zur Zufriedenheit, führte mir jedoch gleichzeitig die sprachwissenschaftlichen Aspekte dieser kulturbedingten Unterschiede vor Augen, was im Folgenden etwas näher ausgeführt werden soll. Hierzu wird zunächst ein kurzer Blick in zwei gängige wissenschaftliche Grammatiken des Italienischen geworfen, um dann zu einem kleinen Ausschnitt einer interkulturellen deutsch-italienisch/italienisch-deutschen „Akzentpragmatik“ zu gelangen. Hierbei stehen Pharmazeutika im Vordergrund; zur Akzentuierung der Namen von Insektiziden und Düngern kann man sich vielleicht doch eher mit einem einzigen Informanten begnügen, um sozusagen umsatzproportional empirisch tätig zu werden.

1. Im jüngeren italienischen Sprachgebrauch kann seit geraumer Zeit eine Tendenz beobachtet werden (vielleicht auch nur eine Modeerscheinung?), bestimmte dreisilbige „parole piane“ als „parole sdrucciole“ auszusprechen. Wer von uns Hochschullehrern ist nicht schon dem Phänomen „Friuli“ oder „Lago Bènaco“ begegnet? Hierzu gesellen sich „rúbrica“, das Adjektiv „sálubre“ und des Weiteren mehr. Ohne näher auf die Modellwörter, die diesen Betonungsstrukturen zugrunde liegen könnten (z.B. Monaco), auf den Grund gehen zu wollen, lässt sich doch vielleicht kurzerhand behaupten, dass bei weniger bekannten Wörtern und Eigennamen die *Antepaenultima*-Lösung häufiger ist als bei bekannten.²

Ist also schon bei romanisch-lateinischen Wörtern – mehrheitlich wohl doch eher bei Latinismen – eine Akzentverlagerung zu beobachten, so ist diese noch auffälliger, wenn es um die Wiedergabe von Lehnwörtern bzw. Kunstwörtern geht, wie beispielsweise bei Produktnamen.³ Bei zahlreichen ‚gelehrten‘ Entlehnungen aus dem Englischen, auch aus dem Deutschen, ist in Italien des Öfteren eine Vorliebe für die Betonung auf der drittletzten Silbe nicht selten: so hört man in aller Regel *Állianz* statt *Alliánz*.⁴ Ein Blick auf die Variationen des Wortakzents bei nichtitalienischen Wörtern zeigt, dass einige dreisilbige Lehn- bzw. Kunstwörter (Produktnamen), lexikographisch erfasst in Riolo 2007 (mit alphabetischer Anordnung der Lemmata), durchaus einen variablen Wortakzent aufweisen: so z.B. *Tétrapak* neben *Tetrapák*, *Eternít* neben *Éternit*, *Lánital* neben *Lanitál* etc. Relativ stabil hingegen scheint die Anfangsbetonung bzw. Paenultima-Betonung bei zweisilbigen Produktnamen zu sein: *Náilon*, *Pèrlon*, *Drálon*, *Örlon*, ‚eine Art Kunsthärz‘ usw. Auch eine dreisilbige Kunstfaser, nämlich *Méraklon*, hat die Betonung auf der drittletzten Silbe; hierzu gesellt sich schon frühzeitig das pharmazeutische Produkt *Megaton* (der Firma Magioli in Mailand, vgl. Serianni 1989, 385). Ähnliches gilt auch für *Cellophane* oder *Veronal/Veronale* (Riolo sub *Veronal*). In jüngster Zeit findet sich neben diesen genannten ‚nomi sdruccioli‘ sogar ein genuin italienisches Wort, nämlich der Familienname *Benettón*, der im größten Teil Italiens durchaus auf „internationale Art und Weise“, nämlich *Bènetton*, ausgesprochen wird; Ausnahme hiervon ist die nähere Umgebung des Firmensitzes des Bekleidungsherstellers

(Treviso), wo man sich der Etymologie des Namens *Benettón* bewusst ist und die venetische Betonung beibehält.

Gibt dies zur Vermutung Anlass, dass es innerhalb Italiens regionale Betonungsunterschiede bei nichtitalienischen Wörtern gibt? Und darüber hinaus, dass vielleicht zwischen Italienern in Italien und in Deutschland lebenden Italienern eine interkulturell bedingte Variation vorliegen könnte?

2. Um den beiden zuvor genannten Fragen nachgehen zu können, wurde mit vier Personen eine kurze Befragung durchgeführt. Informantin 1 lebt in Treviso, Informantin 2 (eine in Deutschland aufgewachsene Deutschtürkin) lebt seit mehreren Jahren in Catania. Informantin 3, gebürtig in Rom, ist seit mehr als 15 Jahren in Deutschland tätig, Informant 4, sizilianischer Herkunft (Provinz Trapani), lebt seit einem Jahr in Deutschland. Allen vier Personen wurden die Namen von neun bekannten Arzneimitteln vorgelegt, mit der Bitte, sich vorzustellen, sie in einer italienischen Apotheke, mit einem italienischen Rezept, zu verlangen.

Das ‚Medikamenten-Überlebenspaket‘ besteht hierbei aus zwei Antiphlogistika, nämlich *Lasonil* und *Voltaren*, aus zwei Antibiotika, *Baktrim* und *Bimixin*, daneben zwei Antiemetika, nämlich *Plasil* und *Vomex*, sowie (für schwerere Fälle) das Kortisonpräparat *Bentelan*, des Weiteren *Fenistil* gegen Insektенstiche und – falls dies alles nicht helfen sollte – *Lexotan* als leichter Tranquillizer.

Die folgende Tabelle zeigt die einzelnen Resultate:

Produkt	1. Treviso	2. Catania	3. Essen/Rom	4. Trapani/Bochum
Bactrim ^{a)}	Báctrím	Bactrim	Báctrim	Báctrim
Bentelan	Bentelán	Béntelan	Béntelan	Bentelán
Bimixin	Bimixín	Bimixín	Bimixín	Bimixín
Fenistil	Fenistil	Fenistil	Fénistil	Fenistil
Lasonil ^{b)}	Lasonil	Lasónil	Lásonil	Lásonil
Lexotan	Lèxotan	Lèxotan	Lèxotan	Lèxotan
Plasil ^{c)}	Plasil	Plasil	Plasil	Plásil
Voltaren	Voltarèn	Vòltaren	Vòltaren	Vòltaren ^{d)}
Vomex	Vòmex	Vòmex	Vòmex	Vómex/Vòmex

^{a)} jetzt in Deutschland als Cotrim im Handel

^{b)} in Deutschland nicht mehr im Handel

^{c)} in Deutschland nicht unter diesem Namen geführt

^{d)} negli spot pubblicitari: Voltarèn

2.1. Eine kurze Analyse der aufgelisteten Antworten zeigt, dass die Mehrheit der neun abgefragten Medikamente wenigstens zwei Varianten aufweist, nämlich entweder *Antepaenultima-* oder *Ultima*-Betonung. Im Falle von *Lasonil* sind sogar drei Varianten vorhanden, die also die Betonungsmöglichkeiten des dreisilbigen Wortes voll ausschöpfen. Bei Informantin 2 fällt auf, dass *Baktrim* und *Lasonil* individuelle Varianten darstellen könnten, die einerseits, in sprachpraktischer Hinsicht, als Kompromisslösungen angesehen werden können (*Lasónil*), andererseits aber auch keine Verständigungsschwierigkeiten darstellen, die die Heilungschancen verringern könnten. Inwieweit hier ein deutsches Substrat nachwirken mag, sei dahingestellt.⁵ Das Augenmerk des Geolinguisten kann sich v.a. auf die Betonungsverhältnisse der Informantin 1 aus

Treviso richten, bei der überdurchschnittlich häufig eine Endbetonung zu beobachten ist und wo somit vielleicht eine Annäherung an sozusagen mitteleuropäische Betonungsstandards, oder aber auch fachsprachliche Gewohnheiten, vorliegt.⁶ Letzteres könnte der Fall von *Voltaren* verdeutlichen, da das Produkt, laut Auskunft von Informant 4 (und aufgrund eigener Beobachtungen) in Werbespots stets mit Endbetonung angepriesen wird, sich aber in den meisten Teilen Italiens mit der usualen sprechsprachlichen *Antepaenultima*-Betonung hält.

Interkulturelles zeigt sich somit nicht nur bei transnationalen Sprecherbiographien, sondern auch innerhalb einer kontinuierlichen Sprechergemeinschaft mit Bezug auf die diatopische Variationsdimension. Offenbar spielt die Motivierbarkeit von Arzneinamen, sehen wir einmal von *Vomex* ab, eine untergeordnete Rolle. Dies wird auch deutlich, wenn man in Betracht zieht, dass *Buscopan* und *Prospan*, ersteres ein Schmerzmittel, letzteres ein Hustensaft, formal nicht durch das Pseudolexem *pan* motivierbar sind.⁷

Bei Produkten, die eine Adaption an die italienische Morphologie erfahren haben, erfolgt die Betonung hingegen regelgerecht, wie in *Xamamina* (ein Mittel gegen Übelkeit), *Tachipirina* (in Deutschland als *Thomapyrin* bekannt) oder im allgemein eingeführten Namen *Aspirina*.

Mitteln, die zur Genesung der grünen oder blühenden, den gesunden Menschen umgebenden Gartenpflanzen dienen, scheint indes, zumindest in der *Italia mediana* (z.B. Castelli Romani) ein Schicksal als *Proparoxytona* sicher. Die Insektizide *Chrysanthol*, *Axoris* und *Wofatox*, Produkte der Firma Compo in Münster, ordert man am besten als *Chrisantol*, *Åksoris* und *Wöfatox*. Düngemittel wie *Algoflash* oder *Agrosil*, letzteres ein Anwachsdünger, empfehlen sich ebenfalls als *Algoflash* und *Agrosil*. Vielleicht liegt es an den exotisch anmutenden, bisweilen graphisch als Anglizismen empfundenen Produktnamen selbst, die die Anfangsbetonung geradezu hervorrufen. Gerade bei schriftlich induzierter Fremdsprachigkeit bilden sich vielleicht Muster heraus, die aufgrund graphischer oder auch graphophonetischer Primärerfahrungen eine Verallgemeinerung erfahren. Die englische Initialbetonung, die jedoch bei adaptierten Namen wie z.B. bei *Aspirina* (vs. eng. *Áspirin*) nicht in Italien fußgefasst hat, könnte sich zu einem Modell für eine reguläre, sprich invariante phonische Realisation von graphisch ungewohnten Bildern erweisen.⁸

3. Unser kurzer Überblick über die Realisationsmöglichkeiten von potenziell nicht italienischen Wörtern hat vielleicht gezeigt, dass die Teilmotivierbarkeit bzw. Anschlussfähigkeit an bekannte oder häufige Wörter des Italienischen (wie z.B. *Benaco* an *Monaco*⁹) offenbar wichtiger für die Akzentwahl ist (‘attraction paronymique’) als die semantische Durchdringung des Namens. In einem Fall, nämlich *Vomex*, liegt vielleicht auch eine lexematische Motivation vor, die auf *vomitare* hinweist. Demgegenüber steht das Bedürfnis nach der Kenntnis von gültigen Normen, in den vorliegenden Fällen exonymischen Normen, die der pragmatischen, sprachlichen Orientierung von Kommunikationspartnern im Alltag möglicherweise dienlicher ist als die metalinguistisch-etymologische Erklärbarkeit von Namen. Innerhalb des italienischen Phonem- und Akzentsystems sind *Antepaenultima*-Namen relativ eindeutig als solche erkennbar. Hinzu kommt die Tatsache, dass konsonantisch auslautende Wörter/Namen v.a. in Mittel- und Südalitalien – abgesehen von den Dialekten – unüblich sind. Aufgrund der doppelten Merkmalsbesonderheiten von pharmazeutischen und gärtnerischen Produkten ist somit entweder volle Ausschöpfung beider exotischer Merkmalskombinationen, also der graphischen und der lautlichen, denkbar, oder auch eine Redundanz vermeidende Beschränkung auf eine der beiden Merkmalseigenschaften von Produktnamen. Zudem lässt die Betonung auf der drittletzten Silbe eines Produktnamens für die meisten Apotheker- und Gartencenterbediensteten sofort erkennen, dass es sich um Eigennamen und nicht um italienische Appellative handelt. Dass dies letztlich dazu führen kann, dass der Kunde schneller bekommt, was er möchte, und damit die Pragmatik wieder einmal die

Philologie besiegt, sei in diesem Kontext als für den Nutzer vorteilhaft vermerkt.

Caro Dieter:

*After all the bygone years, do not drink Baygon, ma vino!
Cheers!*

Anmerkungen

¹ In der Tat erfordert das sprechende Dialektarchiv VIVALDI, das der Jubilar seit Jahren, anfangs zusammen mit Roland Bauer, erstellt, einiges Durchhaltevermögen.

² Vgl. Dardano/Trifone, *Grammatica* (Kap. 17.9.1.). Serianni, *Grammatica* (I, 189f.) weist auf ein bereits bei Dante beobachtbares Auftreten von „varianti accentuative secondarie“ hin; so tritt z.B. *pietà* neben *pietà* auf. Auch im Deutschen ist eine bis zu einem gewissen Grade instabile, oder vielleicht besser gesagt bi-stabile, Akzentsetzung zu beobachten, wenn es um Expressivität geht: so z.B. eine „mássive Drohung“ neben der normalen Betonung „massív“. Eine stabilisiertere Akzentverlagerung ist derweil jedoch schon bei *Horizont* zu beobachten, das immer häufiger, auch in den Medien, als *Hórizont* erscheint. Ob dieser Erscheinung die metrisch und rhythmisch bedingte Betonung aus dem Song von Udo Lindenberg „Hinterm Horizont geht's weiter...“ zugrunde liegt, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden.

³ Näheres zur Bildung von Produktnamen bei pharmazeutischen Erzeugnissen bei Patota 1985 und Serianni 1989, 381–384, Anm. 3.

⁴ Bisweilen ist jedoch eine dem Englischen widersprechende Ultima- oder Paenultima-Betonung zu beobachten, wie z.B. in *juke-bóx* oder *babysíttér*.

⁵ Die Informantin lebt seit mehreren Jahren in Catania und spricht ein ‚near-native‘-Italienisch.

⁶ Zur Ausbreitung des medizinischen Fachwortschatzes im Italienischen siehe beispielsweise Serianni 2005, 99–112 und 113–127.

⁷ Auch aus der Sache ergibt sich hier freilich keine semantische Motivierbarkeit, denn es handelt sich ja augenscheinlich in beiden Fällen um alles andere als ‚pan‘ (Brot).

⁸ Hinzu treten hier bisweilen auch phonische oder auditiv verstärkende Gewohnheiten, wie die Aussprache der deutschen Variante *Peter* im Italienischen sehr oft *Piter* hervorbringt, und dies trotz eines impliziten Wissens um die Realisation des Graphems <e> als [e] oder [ɛ]. Ähnliche Verhältnisse mögen gelten für die Wiedergabe des deutschen Ortsnamens *Ludwigshafen* als frz. [ludvigʃafn] oder der frz. Form des Ortsnamens *Mulhouse* (*Elsaß*) als *Mülhaus* im Deutschen. Sowohl bei frz. [ʃ] für <sh> als auch bei dt. [œ] für <ou> werden fremdsprachliche Grapheme nach englischen Mustern verlautlicht, es wird also übergeneralisiert.

⁹ Hier könnte man von einer Suffixmotiviertheit sprechen, die sich reihenhaft auch in *austriaco*, *intonaco* usw. findet.

Literatur

Dardano, Maurizio/Trifone, Pietro (31995): *Grammatica italiana. Con nozioni di linguistica*, Bologna.

Patota, Giuseppe (1985): Sulla formazione dei nomi dei medicinali, in: *Studi linguistici Italiani*, XI, 273–283.

Riolo, Salvatore (2007): *Marchionimi e nomi commerciali nella lessicografia italiana del secondo novecento*, Catania.

Serianni, Luca (1989): *Saggi di storia linguistica italiana*, Napoli.

– (2005): *Un treno di sintomi: i medici e le parole: percorsi linguistici nel passato e nel presente*, Milano.

– (2006): *Grammatica italiana. Italiano comune e lingua letteraria*, Torino.

Internetquellen

VIVALDI: <http://www2.rz.hu-berlin.de/Vivaldi/>.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Die volkstümlichen Bezeichnungen für die Krankheit ‚Durchfall‘ in der Romania - onomasiologische und sprachgeographische Betrachtungen

Sylvia Setzkorn, Berlin

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)

Vorwort

Die vorliegende Arbeit basiert auf einer vor einiger Zeit unternommenen und nun für den besonderen Anlass wieder aufgegriffenen Studie, die sich mit der Onomasiologie des Begriffs ‚Durchfall‘ in den romanischen Sprachen beschäftigt. Ziel dieser Arbeit ist es, eine Vielzahl von verschiedenen volkstümlichen Bezeichnungen für die Krankheit ‚Durchfall‘ in den romanischen Sprachen aufzuzeigen und durch eine eingehende synchronische und diachronische Betrachtung die Sprachstruktur der Romania, die Etymologie und die Motiviertheit einzelner Bezeichnungen mithilfe von Wörterbüchern und Sprachatlanten – soweit in diesem Rahmen möglich – zu erhellen.¹ Dabei wird von dem Gegenstand ‚Durchfall‘ ausgegangen. Sollte es sich um eine speziellere Art des Durchfalls handeln, wird im Text ausdrücklich mit einem in Klammern gesetzten Ausrufezeichen darauf hingewiesen, sofern die eingeschränkte Bedeutung auszumachen war.



Sylvia Setzkorn, Dr. phil., seit 2001
Wissenschaftliche
Mitarbeiterin am
Institut für
Romanistik der
Humboldt-Universität
zu Berlin. Studium der
Romanischen Philologie (Französisch/
Italienisch) sowie Geschichte in Köln
und Florenz. 1995–2001
wissenschaftliche Mitarbeiterin am
Institut für Romanistik der Ernst-
Moritz-Arndt-Universität Greifswald.
2000 Promotion.

1 Definition des Gegenstandes

In der Brockhaus Enzyklopädie findet sich folgende Erklärung:

Durchfall, Diarrhoe, häufige Entleerung breiigen oder wäßrigen, je nach Ursache auch mit Schleim, Eiter und Blut vermengten, meist vermehrten Stuhls; sie wird v.a. durch eine reizhaft gesteigerte Darmtätigkeit bewirkt, wodurch es zu einer mangelnden Stuhleindickung im Dickdarm kommt, bei einer Reihe von Infektionen auch durch gesteigerte Ausscheidung von Flüssigkeit in den Darm. Durch Dickdarmkrankungen verursachter D. geht i.d.R. mit krampfartigen Leibscherzen [...] einher. [...] Zu einer übersteigerten Darmbewegung kommt es zum einen durch psych. Einflüsse (Aufregung, Angst) [...]. Infektiöse D.-Erkrankungen (v.a. Typhus, Ruhr, Cholera, Salmonelleninfektion, Darmtuberkulose) gehören bes. in den Entwicklungsländern zu den häufigsten und gefährlichsten Krankheiten mit hoher Sterberate [...].²

2 Die Vielfalt der Bezeichnungen

2.1 Die wissenschaftliche Bezeichnung

Strikt von der volkstümlichen Bezeichnung zu trennen ist die wissenschaftliche Bezeichnung. Letztere zeichnet sich dadurch aus, dass sie im Bewusstsein des Volkes ein Fremdkörper ist, während die volkstümliche Bezeichnung eine Vorstellung und Wertung bezüglich des Gegenstandes enthält. Die wissenschaftliche Bezeichnung für ‚Durchfall‘ lautet nfr. *diarrhee*, it. *diarrea*, sp./pg. *diarreia* und rum. *diarree*. Sie geht auf das griechische Wort „πεῦμα‘, ‚Fließen‘ zurück, das über lat. *diarrhoea* laut FEW im Zuge des Renaissance-Humanismus im 16. Jahrhundert in die romanischen Sprachen entlehnt worden ist.³ Diese Bezeichnung gilt heute allgemein als Ausdruck der Hochsprache und findet als Terminus der Medizin durch sein gelehrtes Prestige eine weite Verbreitung in der Romania, so dass die befragten Sprecher zuerst diese und erst an zweiter Stelle den volkstümlichen Ausdruck nennen, um der gepflegten Normsprache gerecht zu werden. Die volkstümliche Bezeichnung herrscht in der alltäglich gesprochenen Sprache jedoch vor, was allein die Vielzahl der lexikalischen Varianten auch innerhalb einer einzigen romanischen Sprache beweist.⁴ Zur Etymologie des Ursprungsworts *diarréa* verzeichnet Ottorino Pianiganis *Vocabolario etimologico della lingua italiana* folgenden Eintrag:

diarréa = lat. DIARRHEA del gr. ΔΙΑΡΡΟΙΑ, comp. della partic. DIÀ indicante movimento a traverso e RÈO scorso (v. RIVO) = Flusso di ventre, evacuazione frequente e copiosa di materie fecali liquide, mucose e sierose: sintomo di qualche malattia intestinale.⁵

Der Artikel im *Dictionnaire historique de la langue française* informiert wie folgt:

DIARHÉE n.f., réfection savante (1568) de la forme altérée *diarrie* (1372), est emprunté au bas latin *diarrhaea* „flux du ventre“. Ce mot est emprunté au grec *diarroia*, lui-même dérivé, par l'intermédiaire d'une forme *diarrhoos*, du verbe *diarrein* „couler de côté et d'autre“, „se repandre“, „couler à travers, suinter“, de *dia-* [...] et *rhein* „s'écouler“ [...], mot appartenant à une importante famille indo-européenne. – Le mot, signifiant „flux du ventre“, est d'usage médical et courant (alors concurrencé par *colique*). [...]⁶

Beide Artikel verweisen demnach für den medizinischen Terminus auf die enthaltenen bedeutungstragenden Elemente des Fließens oder des Laufens von etwas. Die Karte 677 des AIS führt die von *diarrea* abgeleiteten Bezeichnungen in ihren lautlichen Varianten nur in Oberitalien auf. Die südliche Grenze entspricht in etwa der Linie La Spezia–Rimini, die damit eine lexikalische Grenze zwischen Ober- und Mittel-/Süditalien darstellt, nicht hingegen die Grenze zwischen West- und Ostromania belegt, da auch das Rumänische die Bezeichnung *diarree* kennt. Vielmehr scheint es sich hier um eine diaphasische Grenze zu handeln, die einen Unterschied im Verhalten der Einwohner und damit einen Unterschied zwischen Norden und Süden markiert. Die Karte 163 des ALI bestätigt weitestgehend die geographische Beschränkung der medizinischen Bezeichnung auf den nördlichen Bereich, verzeichnet aber darüber hinaus eine Vielzahl von weiteren dialektalen Bezeichnungen, die das Kartenbild des AIS 677 weiter ausdifferenzieren und mit den Lemmata *dissenteria con sanguine* und „sono stitico“ ergänzen.

2.2 Die Bezeichnungen im Klassischen Latein

In den deutsch-lateinischen Wörterbüchern,⁷ die das Vokabular des klassischen Lateins wiedergeben, lassen sich folgende Bezeichnungen für die Krankheit ‚Durchfall‘ finden:

- a. alvi profusio
- b. alvi deiectio
- c. alvi / ventris + profluviu
- d. alvi / ventris + resolutio
- e. alvus soluta

Es handelt sich bei diesen Bezeichnungen um Umschreibungen, die in ihrer Semantik dem oben genannten gr. ΔÍÁRROIA ähneln. Die Wortverbindungen (a) bis (d) setzen sich, syntagmatisch betrachtet, aus dem Genitiv von *alvus* bzw. von *venter* ‚Bauch‘, ‚Unterleib‘ und einem Wort im Nominativ zusammen. Die Verbindung bei (e) bildet formal eine Ausnahme, da sie den Nominativ von *alvus* plus Partizip Perfekt Passiv in adjektiver Funktion zusammensetzt.

Paradigmatisch betrachtet ergibt sich ein semantischer Unterschied, der jeweils das zweite Element der Wortverbindung betrifft: Semantisch eng miteinander verbunden sind die Ausdrücke (a), (b) und (c), da sie alle vordergründig das ‚Fließen‘ des Stuhlgangs aus dem Bauch als Symptom der Krankheit beinhalten. So bedeutet *profusio*, -*onis*, f. ‚Ergießung‘; *profluvium*, -*i*, n. ‚das Hervorfließen‘; *deiectio*, -*onis*, f. steht vermutlich in Zusammenhang mit *deicere* ‚abwerfen‘, ‚herabwerfen‘ und drückt damit ebenfalls das Herausfließen aus, ein Bild, das auch der griechischen Bezeichnung „φεῦμα“ zugrunde liegt. Bei den Ausdrücken (d) und (e) steht ein anderes Symptom im Vordergrund, nämlich das des flüssigen Zustands der Exkreme. Beide Wörter, *resolutio* und *soluta*, basieren auf lat. SOLVERE ‚lösen‘, ‚schmelzen‘.⁸ Im Folgenden muss das erste Element der Wortverbindung wegfallen sein, so dass sich das zweite Element selbstständig als Bezeichnung für die Krankheit durchgesetzt hat.⁹ In den romanischen Sprachen hat aber nur die Bezeichnung *soluta* Fortsetzung gefunden. So findet man heute noch vereinzelt das daraus entstandene it. *sciolta*¹⁰ oder *šollimenti* (Vicchio (FI)) sowie eine von dem Partizip abgeleitete Form pg. *soltura*.

Eine andere lateinische Bezeichnung ist FORIA, die Varro bereits mit der Bedeutung ‚Durchfall (des Viehs)‘ (!) verwendete und die teilweise heute noch im Französischen besteht. Im 4. Jahrhundert tritt sie in der Bedeutung ‚fast flüssige Exkreme‘ auf. Aus lat. FORIA hat sich das heutige undurchsichtige französische Wort *foire*, den Lautregeln entsprechend, als Erbwort herausgebildet (in der Bedeutung ‚Durchfall‘ belegt für das 13. Jahrhundert).¹¹ Andere Fortsetzungen finden sich vereinzelt im engad. *sfuira*, *cacafoiria*¹², rum. *cufureală*¹³ sowie im Portugiesischen *foira*¹⁴ in Seille. Die Karte 588 ‚avoir la foire‘ des ALF zeigt ein fast flächendeckendes zusammenhängendes Gebilde der lautlichen Varianten von *foire*, so dass der Eindruck entsteht, das Wort sei die dominierende Bezeichnung. Hält man nun die Karten ALLY III, 992 und ALMC III, 1310 dagegen, entsteht ein weit realistischeres Bild: An den gleichen Aufnahmepunkten verzeichnen die Regionalatlanter andere bzw. zusätzliche Lexeme. So taucht im ALLY auch die Bezeichnung *la chiasse* des Öfteren auf, die der ALF für die entsprechende Region auslässt. Das Verbreitungsgebiet für diese Bezeichnung muss deshalb als sehr viel ausgedehnter angenommen werden, zumal sogar der ALF sie verstreut in ganz Frankreich zeigt. Die Regionalatlanter sind darum als notwendige und sinnvolle Ergänzung zu sehen. Es darf allerdings nicht vergessen werden, dass der ALF für ein größeres Gesamtbild wichtig ist, sobald sich eine Bezeichnung durch seine Frequenz für einen Großraum als charakteristisch erweist.¹⁵

Erwähnt sei an dieser Stelle außerdem eine metaphorische, ab und zu genannte Verwendung der Bezeichnungen für das Gefühl der Angst, da starke Angstgefühle häufig Auslöser für den Durchfall sind.¹⁶ Das französische Wort *foire* wird darüber hinaus vom PR als ‚vieux‘ kategorisiert, wobei dieses Wort vermutlich wegen seiner Undurchsichtigkeit und dem Wunsch des Sprechers nach bildlichen Ausdrücken weichen musste und in der Hauptsache durch Ableitungen des lateinischen Etymons CACARE verdrängt wurde.¹⁷

2.3 Die romanischen Bezeichnungen

2.3.1 Ableitungen, die auf Etyma mit der Bedeutung ‚kacken‘, ‚scheißen‘: CACARE

[und SKITAN zurückgehen](#)

Das FEW gibt an, dass es sich beim lateinischen Wort CACARE ursprünglich um eine lautmalende Bildung handelte, die außer in vielen indogermanischen Sprachen auch in der ganzen Romania weiterlebt. Das Französische kennt zwei Formen von CACARE: a) *chier* und b) *caquer*. Die erste Form, so das FEW, werde als unflätig empfunden, die andere gelte als kindersprachlicher Ausdruck. Daneben existiere noch die südfranzösische Form *kaga* anstelle von *chier*, die viel weiter nach Norden reiche, als der lautliche Charakter der Mundarten es zuließe. Dies deutet darauf hin, dass die Formen aus dem Süden übernommen wurden. Als Grund gibt das FEW an, dass die übernommene Form dazu dienen konnte, die einheimische, brutal empfundene Form zu vermeiden. Ein weiterer Vorteil ist ihr reduplizierender Charakter, durch den sie ausdrucks voller wird. Tatsächlich finden sich zwei Typen zur Bezeichnung des Durchfalles: a) die Ableitungen von *chier* > *la chiasse* „excréments de mouche“ im Mittel- und Neufranzösischen seit 1578, seit 1611 auch in der Bedeutung „Schlacke“. Die äußerlichen Gemeinsamkeiten sowie im ersten Fall die inhaltliche Seite „Exkreme nte“ dürften den Ausschlag gegeben haben für die Bedeutungsöffnung, so dass in Bordeaux, in Teilen der Bretagne (ALF) und in der Region Lyons *la chiasse* zur Bezeichnung der Krankheit wurde. Ebenso von fr. *chier* leiten sich lütt. *mole tcheye* und Poit. *chiot* als Bezeichnungen ab. Die Form b) *caquer* bildet mit ihren Ableitungen Agen, Bagnères *caguero*, pr. *cagarello*, Lyon *caquerelle* u.a. den zweiten französischen Typ. Die beiden letzten Formen erinnern an die im Italienischen vorherrschenden Bezeichnungen vom Typ *cacarella* (AIS 677).

Oberitalien ist übersät von dem Typ *cagarella*, der die intervokalische Sonorisierung der Westromania¹⁸ verkörpert, so dass südlich der Isoglosse La Spezia–Rimini der Typ *cacarella* überwiegt, der in seiner phonetischen Varianz in Kalabrien und auf Sizilien die Form *cacaredda* annimmt. Auch die *gorgia toscana* zeigt sich in der Variante *c(h)ac(h)iola* (volg.).¹⁹ Damit wird die sprachliche Dreiteilung Italiens in ober-, mittel- und süditalienische Dialekte bei herausragender Stellung des Toskanischen sehr deutlich. Herausragend ist aber auch die Stellung des Friaulischen: ASLEF III, 1643 verzeichnet *cagot/scagot*, *scagaron* und im friaulischen Wörterbuch von G. Faggin finden wir *chiarole*. Den ersten phonetisch ähnlich sind ven. und pr. *cagoto*.

Die Karte des AIS 677 liefert für den Westen Oberitaliens den Typ *cageta*, der dann laut ALF 588 die südfrz. Entsprechung *caganeau* bekommt und dem die gaskognische Bezeichnung *caguero*²⁰ entgegensteht. Man vergleiche ferner den in Nizza geläufigen Ausdruck *cagueta*. Das Katalanische führt die Reihe mit einer Menge verschiedener Ableitungen als Bezeichnung fort, u.a.: *cagarines*, *caguetes*, *cagareles*, *cagatxoles*, *cagueroles*.

Darüber hinaus existieren in Navarra *cacaria*, and. *cagete*, kast. *cagalera* und *cagleta*. Für das Portugiesische ließ sich nur *caganeira* finden, es ist allerdings unklar, ob es nicht ein brasilianisches Wort ist. Ein Vergleich der verschiedenen Bezeichnungen bezeugt die Nähe des Katalanischen zum Galloromanischen, die schon Rohlfs betont hat.²¹

Kast. <i>cagalera</i>	Kat. <i>cagueroles</i>	Gask. <i>caguero</i>
<i>cagleta</i>	<i>cagueta</i>	<i>Nizza cagueta</i>
<i>cagarella</i>		<i>pr. cagarello</i>

Auffällig ist vor allem die große Anzahl spanischer Ableitungen unter Verwendung verschiedener Suffixe.²² Im Rumänischen dagegen findet sich nur rum. *cacaina*. Allen Bezeichnungen liegt das lateinische Verbum CACARE zugrunde, das mit Hilfe verschiedener romanischer Suffixe, teilweise auch mit Präfixen, substantiviert wurde, innerhalb der verschiedenen Dialekte und Regionalsprachen existieren zahlreiche Ableitungen von CACARE mit unterschiedlichen, ähnlichen Bedeutungen nebeneinander.

Die verschiedenen Suffixe sind folglich notwendig, um eine semantische Differenzierung zu ermöglichen.²³

Das fränkische Etymon SKITAN ist gleichbedeutend mit dem Etymon CACARE, so dass auch SKITAN vereinzelt Anlass zu Ableitungen bot. Das FEW geht von einem lautmalenden Stamm SKITS aus, der das Geräusch des Herausspritzens einer Flüssigkeit unter Druck nachahme. Die ursprüngliche Bedeutung beschreibt ein Symptom des Durchfalls, so dass im Anschluss an zahlreiche Verben wie z.B. *skitar* ‚dünn scheißen (von Hühnern)‘ die Ableitungen trient. *zgitarela* ‚Durchfall‘, abruzz. *šite* ‚Diarröhö‘²⁴ sowie im luxemburgischen Raum (ALF 588) *la chite* entstanden sind. Diez bemerkt außerdem, dass das deutsche Wort auch auf die Gestalt des fr. *chier* eingewirkt haben muß, da es rein aus dem Lateinischen entstanden unzweifelhaft *chayer* in Analogie zu *payer* < PACARE gelautet hätte.²⁵

2.3.2 Ableitungen, die auf Etyma mit der Bedeutung ‚Mist‘, ‚Kot‘: DRITS, FIMITA zurückgehen

Wie bei den vorhergehenden Ableitungen wird von der Bedeutung ‚Kot‘, ‚Mist‘ ausgegangen, um eine Bezeichnung für den Durchfall zu finden. Das heißt, dass auch hier wieder ein Element, das wohl auffälligste der Krankheit, als Bezeichnung übernommen wird. Von DRITS abgeleitet ist fr. *la drisse*, beschränkt auf das Gebiet Pas-de-Calais.²⁶ Ebenfalls davon abgeleitet wurde Boul. *drisser* ‚avoir la diarrhée‘, das wie viele andere Bezeichnungen auch übertragen im Sinne von ‚avoir peur‘ – ‚Angst haben‘ gebraucht werden kann. Laut FEW stellt DRITS ein mittelniederländisches Wort dar, das durch eine Wortkreuzung mit pik. *drouille* ‚foire‘ im Pas-de-Calais zu *drousse* geführt habe und vermischt mitndl. DRINGEN ‚drängen‘, ‚drücken‘²⁷ pik. *drinse* ergeben habe. Das Etymon (ndl.) DRINGEN sei allein verantwortlich für pik. *dringue* ‚diarrhee‘, für *drinque* ‚diarrhee‘ in der Ortschaft Démuin. Aus dem Pikardischen ist dieses Wort ebenfalls in die Pariser Volkssprache eingedrungen, daher Paris *dringue* ‚diarrhee‘. Aber auch in anderen Provinzen hatndl. DRINGEN mit Einwirkung vonndl. DRILLEN > fr. *driller* ‚rasch laufen‘ zu ang. *drigue* ‚diarhee‘ geführt, wozu *driguer* ‚agir ou marcher vite‘ existiert. Allein auf der Basis von fr. *driller* ist dann *drille* ‚Durchfall‘ abgeleitet.

Auf dem Ausgangswort FIMITA ‚Mist‘ beruht nach REW 3309 nprv. *frendo* ‚Diarröhö‘, dessen lautliche Entwicklung jedoch nicht geklärt ist, semantisch dagegen den gleichen Prozess erlebt hat wie DRITS. Rum. *urdinat* ‚Durchfall‘ behandle ich in diesem Kapitel, weil es meiner Meinung nach von lat. HORRIDUS ‚entsetzlich‘ abstammt, das zu afr. *ord*, *orde* ‚abscheulich‘ (12. Jahrhundert) wurde, begleitet von *ordures* ‚Kot‘, ‚Schmutz‘.²⁸ Da die bisherigen Bezeichnungen alle von dieser Bedeutung ausgehen, erscheint es mir logischer, dem Rumänischen ein ähnliches Grundwort zuzuschreiben, aus dem rum. *urdinat* abgeleitet wurde, als es auf lat. ORDINARE zurückzuführen, wie Pușcariu es in seinem etymologischen Wörterbuch getan hat. Seine Theorie geht aus von der lateinischen Bedeutung ‚ordnen‘, die sich zu ‚befehlen‘, ‚Befehle aneinanderreihen‘, ‚folgen‘, ‚fließen‘ bzw. ‚häufig gehen (auf die Seite)‘ zu ‚Durchfall haben‘ erweitert.²⁹ Dagegen sprechen mehrere Gründe:

1. Der Bedeutungswandel erscheint ziemlich weit hergeholt: Der Wandel von ‚folgen‘ zu ‚fließen‘ ist nicht einleuchtend.
2. Das Symptom des ‚häufig auf die Seite Gehens‘ (im Sinne von ‚häufig auf die Toilette gehen‘) ist nirgends semantische Grundlage der Bezeichnung.
3. Keiner anderen Bezeichnung für den Durchfall liegt die Bedeutung ‚ordnen‘ zugrunde.
4. Wie bei dem Etymon CACARE, zu dem eine Ableitung *caccita* ‚Augenbutter‘ existiert,³⁰ ist eine Ableitung *urdoare* ‚Augenbutter‘ vorhanden, die Pușcariu 1828

noch dazu selbst auf HORM(I)DOR, -OREM (von lat. HORRIDUS) zurückführt und dessen ursprünglichen Sinn er sogar mit ‚Schmutz‘ wiedergibt.

2.3.3 Bezeichnungen, die auf Etyma mit der Bedeutung ‚fließen‘, ‚laufen‘ u.ä.: DRILLEN, CURRERE (EX-) und FLUXUS zurückgehen

Die Ableitung fr. *drille* ‚Durchfall‘ vonndl. DRILLEN ‚rasch laufen‘ habe ich bereits kurz abgehandelt. Das Bild ‚laufen‘, ‚fließen‘ (der flüssigen Exkremeante) ist oft semantische Grundlage, so also auch für die veraltete Ableitung fr. *courante* (vom DDM für das 14. Jh. belegt), ähnlich auch *le cours du ventre*, Spano³¹ zufolge im *Dialecto comune* it. *soccorrenza* und schließlich im ALI 163, 757 in Usèllus (CA) *as kurrènz*, rum. *cursura*, das laut NALR BANAT (1980) noch geläufig scheint und das somit den konservativen Charakter der rumänischen Sprache belegt, interessant ist der Unterschied in der Wortbildung: Einmal wird das Partizip Präsens *courant* als Ausgangspunkt gewählt, das die gegenwärtige, länger anhaltende Bewegung, nämlich das Laufende der flüssigen Exkremeante betont. Im anderen Fall wird das Substantiv *le cours* ‚der Lauf‘ und damit ‚das Fließen der Exkremeante‘ als Bezeichnung bevorzugt.

Abgeleitet von EXCURRERE erscheint dann im Sardischen, log. *iskussura*, *iskussina* und it. *scorrenza*, wobei hier das Präfix EX- stärker die Bewegung aus dem Körper heraus verdeutlicht, wie es bereits für das EX- in EXSOLVERE gegolten hat. Pittau bestätigt für das Sardische *iskussina*, *iscussura* (!), nennt aber auch *terchinzu*, *tirchinzu*, *trichinonzu* (!) in der spezielleren Bedeutung der Durchfallerkrankung von Tieren.³²

Lat. FLUXUS ‚Fließen‘ hat sich als Erbwort in der Romania nirgends erhalten, sondern wurde erst später als medizinische Bezeichnung für den Durchfall entlehnt und stellt damit eine Parallel zum genannten griechischen Ausdruck in der Bedeutung ‚Fließen‘ dar.³³ Die Ableitungen von FLUXUS bezeichneten wohl zunächst nur die speziellere Art des Durchfalls, die Ruhr (!): afr. *flux dou ventre* ‚dysenterie‘ (seit Ende des 13. Jh.), *flux de ventre* (14. Jh.), mfr./nfr. *flux de ventre*, npr. *flux de ventre*. Es fand vom Französischen aus dann Eingang in die romanischen Sprachen: it. *flusso*, kat. *fluix*, sp. *flujo*, pg. *fluxo*. Die allgemeinere Bedeutung von FLUXUS, ‚das Fließen‘, wurde erst in späterer Zeit wieder eingeführt und auch erst dann wieder in andere Kontexte gestellt. Speziell die Krankheit der Ruhr bezeichnet außerdem (!) nfr. *flux de sang*, das in einigen Orten volksetymologisch durch die lautliche Nähe zu *fruit* oder sogar *fleur* umgebildet wurde, z.B. (!) *fruit-de-san* und sav. (!) *flor de sang*.

Vor allem die erstgenannten Formen erinnern an das klassisch-lat. *ventris profluvio*, dem sie semantisch und formell entsprechen, von denen sie jedoch keine lautliche Fortsetzung darstellen. Geläufig scheint diese Form allerdings im 20. Jahrhundert nur noch in den Sprachen sp. *flujo de vientre* und pg. *fluxo de vientre* zu sein.

Ähnlich konstruiert ist der Typus ‚krank‘ + Präposition + Substantiv, bzw. ‚krank‘ + Genitivobjekt, der gelegentlich in den Atlanten als Bezeichnung für den Durchfall auftaucht. So z.B.: fr. *mal au ventre*, it. *mal di cuerp/corpo*, friaul. *mossa di cuarp*, Vicenza *la mòsa*, rum. *bolnav de inima*. Diese Namen bedeuten eigentlich das allgemeinere ‚Bauchweh‘, das auch Symptom für andere Krankheiten ist. Man könnte nun vermuten, dass diese Bezeichnungen versehentlich in die Atlanten mit aufgenommen worden sind und nur die Unsicherheit der Befragten demonstrieren, die auf den allgemeineren Begriff ‚Bauchweh‘ ausweichen, sei es aus mangelnder Kenntnis der Bezeichnung,³⁴ sei es aufgrund von missverständlichen *Questionnaires*, in einigen Fällen dürften diese Vermutungen zutreffen, da z.B. der ALMC eine Extrakarte *mal au ventre* (ALMC, III, 130) aufführt. Das friaulische Wörterbuch von G. Faggin verzeichnet in dem Artikel mit dem Lemma ‚Durchfall‘ auch *mossa di cuarp*; der ASLEF enthält diese Bezeichnung besonders häufig. Damit ist es zumindest für das Friaulische sehr wahrscheinlich, dass es sich um einen feststehenden Ausdruck zur Bezeichnung des

Durchfalls handelt. Das Wort ‚mossa‘ fokussiert überdies in Bezug auf den Gegenstand, ähnlich wie die Ableitungen von DRILLEN und CURRERE, den Moment der sichtbaren Bewegung beim Herausfließen.

Es existieren zahlreiche andere Bezeichnungen, die im Rahmen dieser Arbeit nicht alle behandelt werden können, von denen aber ein größtmöglicher Teil in einer Tabelle im Anhang aufgeführt werden. Es sei hier noch kurz darauf hingewiesen, dass das Kastilische vor allen anderen die Bezeichnungen *destémpo* und *dessarranjo* verwendet; die französische Entsprechung lautet *dérangement*. Diese Wörter bedeuten eigentlich in einem allgemeineren Sinn ‚Störung‘, in diesem Fall folglich ‚Störung der Verdauung‘. Das französische Wort gilt allgemein als veraltet, während das Kastilische an dieser Bezeichnung festhält und damit einen konservativeren Charakter besitzt. Es könnte sich bei dieser Bezeichnung möglicherweise aber auch um eine diastratische Variante handeln, die von Sprechern als die galantere Variante zur Bezeichnung der Krankheit empfunden wird und durchsichtigere und möglicherweise als vulgär angesehene Bezeichnungen vermeiden hilft, indem sie bildliche Bezüge zum unangenehmen Gegenstand ausblendet.

2.4 Die Rolle der wortbildenden Elemente

Wie bereits in Kapitel II besprochen, zeichnet sich besonders das Iberoromanische durch seinen Wortbildungsbereich aus, in allen romanischen Sprachen handelt es sich bei den Bezeichnungen für Durchfall in erster Linie um Suffigierungen. Betrachtet man die Suffixe genauer, stellt sich heraus, dass alle romanischen Sprachen Diminutivsuffixe bevorzugen, um den Substantiven, die den Durchfall bezeichnen, Gestalt zu geben. Die Diminutivsuffixe können bezogen auf unseren Gegenstand folgende Punkte erfüllen:

- Sie sind Ausdruck der Verkleinerung, beziehen sich infolgedessen auf die ‚kleinen‘, will sagen, flüssigen Exkremeante.
- Sie sind Ausdruck der Zugehörigkeit zum Lexem, in diesem Fall zu *caca* ‚Exkrement‘, oder verbunden mit affektiven Konnotationen zum Kinderwort oder einfach neutral zu *caca-* von CACARE.
- Sie sind Ausdruck des affektiven Charakters, was hier soviel bedeutet wie ‚Beteiligung des Gefühls‘ und darüber das Leiden der erkrankten Person einbeziehen, aber auch die Scham oder eine amüsierte Haltung der Sache gegenüber zum Ausdruck bringen kann. Mit der Sache verbunden ist häufig ein negatives Werturteil, das durch das Präfix *s-* bekräftigt werden kann.

Die romanischen Sprachen kennen die Suffigierung aus dem Lateinischen, besitzen aber eine größere Vielfalt von Möglichkeiten zur Wortbildung,³⁵ was besonders an den Derivaten von CACARE deutlich wurde. Um diese Vielfalt einerseits in Form und Funktion, andererseits hinsichtlich der Kombinationsmöglichkeiten deutlich zu machen, werden hier die wesentlichen lateinischen Suffixe mit ihrer Entsprechung in den romanischen Sprachen und mit ihrer Funktion noch einmal gesondert aufgeführt:

-ELLUS, -ELLA: Dies ist wohl das am häufigsten verwendete Suffix, dass in folgenden Bezeichnungen enthalten ist: it. *cacarella*, südt. *cacaredda*, kat. *cagareles*, die eine erweiterte Form mit dem Infix *-r-* enthalten, wie auch fr. *cagereau*, dessen Suffix im Gegensatz zu denen der oben genannten Formen in der Bedeutung der Verkleinerung nicht mehr durchsichtig ist,³⁶ dennoch schon mit seinem Klang die Vorstellung vom Herausfließen begünstigen kann.

-OLLUS, -OLLA: In diese Reihe gehört auch kat. *cagatxoles*, *cagueroles*. Das Suffix *-oles* wurde einmal mit *-x-*, das andere Mal mit *-r-* erweitert.

-ULUS, -ULA: Dieses lateinische Diminutivsuffix findet sich in rum. *cursura* und in pg. *soltura*, aber meist nur dann, wenn das zugehörige Verbum verloren oder der

Zusammenhang verdunkelt ist.³⁷

-ARIUS + -ULUS: Diese Suffixakkumulation findet sich in tosk. *cacaiola*, wobei das erste Suffix als beliebt für toskanische Neubildungen gilt, dessen ursprünglicher diminutiver Sinn jedoch meist verloren gegangen ist, so dass ein zweites zur Wiederbelebung hinzutritt.³⁸

-ARIUS, -ARIA: Dieses Suffix erscheint in sp. *cagalera* und pg. *caganeira*.³⁹

Neben den Diminutivsuffixen werden auch Kollektiv- und andere Zugehörigkeitssuffixe verwendet, z.B.:

-ETUM, -ETA: Dieses Suffix diente im Lateinischen zur Bildung von Kollektiva. Bezogen auf die Krankheit vermag es wohl die Masse der Exkremente semantisch umzusetzen. Das Suffix ist beteiligt in oberit. *cageta*, and. *cagete*, wobei die lateinische Pluralendung das Kollektive noch verstärkt. Die kollektive Pluralendung steckt auch in den katalanischen Wörtern, z.B. *cagareles*.⁴⁰

Neben der Suffigierung findet sich auch Präfigierung mit lat. EX-, die die Komponente ‚heraus‘ bei den Verben der Bewegung ‚laufen‘, ‚fließen‘ stärker verdeutlicht. Dieses Präfix kann aber auch zusätzlich eine pejorative Funktion übernehmen, wenn es die Herbeiführung eines ungeordneten Zustands meint.⁴¹ In ähnlicher Bedeutung werden ja auch die Bezeichnungen fr. *déarrangement*, sp. *desarranjo* verwendet.

Außer den synthetischen Formen kennen die romanischen Sprachen aber auch die analytischen Formen, z.B. sp. *flujo de vientre*, friul. *mal di cuerp*, rum. *bolnav de inima*. Diese sind durch die Möglichkeit der Aufaddierung der einzelnen semantischen Elemente im Bewusstsein der Sprecher sicherlich weiterhin in stärkerem Maße bildlich vorhanden. Dennoch erfüllen bestimmt nicht mehr alle Suffixe ihre semantische Funktion, sondern stellen teilweise nur noch einen formalen Gegensatz zu anderen Derivaten des Ausgangswortes dar.

3 Fazit

Sicherlich kann eine solche großflächig angelegte Untersuchung in der Kürze eines Aufsatzes keine lückenlose Darstellung einer detaillierten geographischen Romania-Karte der diversen Bezeichnungen der Krankheit ‚Durchfall‘ bieten. Schon Dante Alighieri vermerkt in seiner Schrift *De vulgari eloquentia*:⁴²

Quare adminus xiiii vulgaribus sola videtur Ytalia variari. Que adhuc omnia
vulgaria in sese variantur, ut puta in Tuscia Senenses et Aretini, in Lombardia
Ferrareses et Placentini; nec non eadem civitate aliqualem variationem
perpendimus, ut superius in capitulo immediato posuimus. Quapropter, si
primas et secundarias et subsecundarias vulgaris Ytalie variationes calculare
celimus, et in hoc minimo mundi angulo non solum ad millenam loquela
variationem venire contigerit, sed etiam ad magis ultra.

[Insomma, la sola Italia sembra diversificarsi in almeno 14 volgari. Poi, tutti questi volgari si differenziano al loro interno, come, in Toscana, il senese dall'aretino e, in Lombardia, il ferrarese dal piacentino; e persino nella stessa città osserviamo qualche variazione, come abbiamo mostrato nel capitolo precedente. Per cui se volessimo calcolare tutte le varianti dei volgari italiani, le principali, le secondarie, le minori, anche solo in questo piccolissimo angolo di mondo finiremmo per contare un migliaio di varietà linguistiche, anzi, persino di più.]

Es ist daher grundsätzlich festzuhalten, dass die Entwicklung der Sprachatlanten hin zu regionalen und lokalen Atlanten eine notwendige Ergänzung für sprachgeographische Untersuchungen darstellen, die wiederum erst in der Zusammenschau mit den entsprechenden Wörterbüchern und mit den großflächigeren Sprachatlanten der ersten Generation – deren Wert unbestritten bleibt –, zu einem weitaus differenzierteren Bild von der realen Distribution der Bezeichnungen führen.

Wie wir gesehen haben, dienen viele volkstümlichen Bezeichnungen, sowohl in Bezug auf ihre Semantik als auch auf ihre wortbildenden Elemente, der Verbildlichung des Gegenstandes bzw. seiner einzelnen Aspekte und sind so einer Vorstellungsbildung zuträglich. Oft meinen die Bezeichnungen weniger den umfassenderen Begriff der Krankheit ‚Durchfall‘, sondern nehmen einzelne äußerliche, wahrnehmbare – sichtbare oder gefühlte – Symptome der Krankheit zum Ausgangspunkt für die Bezeichnung. Die körperliche bzw. sinnliche Erfahrung der Sprecher selbst scheint demnach eine große Rolle für die Wahl der Krankheitsbezeichnung zu spielen. Es überwiegen ganz eindeutig Ableitungen von Etyma mit der Grundbedeutung ‚Exkremeante‘, ‚Kot‘, ‚Dreck‘, sowohl von der Zahl der Ableitungen her als auch hinsichtlich ihrer geographischen Ausdehnung. Die große Ausdehnung der vulgärsprachlichen, von CACARE abgeleiteten Ausdrücke scheinen in verstärkter Weise die Abneigung der Sprecher und damit deren im Wort enthaltene affektive Beteiligung gegenüber den Exkrementen und der Krankheit als solches zu bekräftigen. So können über die gewählten Bezeichnungen Ansichten über Dinge in einem einzigen Wort wirksam werden.

Das Italienische, Französische und Katalanische benennt den Durchfall überwiegend mit Ableitungen von CACARE. Die Schicht der Ableitungen von CACARE ist damit die jüngere, die die anderen Bezeichnungen weitgehend zurückdrängt. Grund ist sicherlich das im Bewusstsein des Sprechers gleichzeitig vorhandene Wort der Kindersprache CACA ‚Exkremeante‘, so dass solcherlei Ableitungen im Gegensatz zu einigen anderen Bezeichnungen älteren Datums noch motiviert sind. Die häufige Verwendung oder auch der weitverbreitete kindersprachliche Ausdruck *caca* könnte überdies dazu geführt haben, den Ausdruck als nicht mehr so brutal zu empfinden, so dass er als umgangssprachlicher Ausdruck akzeptiert wird. Der GR beispielsweise stuft *la chiasse* als ‚terme familier‘ ein.

Daneben existieren viele jeweils auf kleinere, lokale Räume begrenzte Ableitungen volkstümlicher Art ausgehend von der Bedeutung ‚fließen‘, ‚laufen‘, die die bereits aus dem Griechischen und Lateinischen bekannten Ausgangsmerkmale als Grundlage für die Bezeichnung der Krankheit fortführen bzw. erneut aufgreifen. Die herangezogenen Quellen zeigen nur vereinzelt weitere – im Anhang des Artikels ebenfalls aufgeführte – Bezeichnungen, die für uns an dieser Stelle undurchsichtig bleiben, die entweder auf andere Etyma zurückgehen, auf Lehnwörtern beruhen oder auch ganz anderen Wortschöpfungsprozessen entstammen, die weiter zu untersuchen wären.

Ganz klar herauskristallisiert hat sich auf der Ebene des Wortschatzes eine Innerromania mit den Sprachen Italienisch, Französisch und teilweise Katalanisch gegenüber einer äußeren Romania mit dem Iberoromanischen und dem Rumänischen, die sich durch eine stärkere Konservativität auszeichnet. So herrschen im Iberoromanischen sehr viel ältere Formen vor. Im Portugiesischen gilt immer noch eine Form von SOLVERE, nämlich *soltura*, als geläufig, das Spanische zeigt immer noch Formen wie *desarranjo* und *flujo de vientre*, im Rumänischen dominiert noch eine Ableitung von FOIRA – neben Ableitungen von anderen Lexemen, die die übrigen romanischen Sprachen nicht kennen, was durch die isolierte Lage des Rumänischen begründet ist.

Betonen möchte ich hier noch einmal die auch an diesem Beispiel deutlich sichtbar gewordene Nähe des Katalanischen zum Galloromanischen, die außergewöhnliche Randstellung des Rumänischen innerhalb der Romania, das durch einen slawischen Einfluss gekennzeichnet ist – das Suffix *-eală* stammt von slaw. *-ely*⁴³ –, den Wortbildungsreichtum des Spanischen und letztendlich die Bedeutung der Sprachgrenze La Spezia–Rimini für die sprachliche Struktur Italiens.⁴⁴ Präzisere Wortgrenzen lassen sich nicht aufstellen, weil die Bezeichnungen zu sehr im Raum verteilt erscheinen und die Übergänge fließend sind.⁴⁵ Darüber hinaus ist zu bedenken, dass die Bezeichnungen in den verschiedenen Wörterbüchern und Atlanten je nach Sprachraum, Sprecher, Aufnahmedatum und -situation variieren können. Dies erschwert die Untersuchung und

lässt ein Aufstellen von detaillierteren Grenzen nicht zu, denn schließlich handelt es sich bei der Herausbildung von Bezeichnungen um einen fortdauernden, dynamischen Prozess.

Es wären zudem im Sinne einer ‚Pluridimensionalen Dialektologie‘⁴⁶ Kategorien wie Geschlecht und Alter der Sprecher zu berücksichtigen, da sie ebenfalls Einfluss auf die Wort- und Registerwahl ausüben können, wenn man zu weiteren konkreteren Ergebnissen bezüglich der Motivation für die Auswahl einer bestimmten Bezeichnung gelangen möchte, wie am Beispiel der Bezeichnung fr. *dérangement* deutlich wurde.

Unerwähnt bleiben in den genannten Quellen – nicht zuletzt aufgrund defizitärer und unheitlicher Fragebögen – solche umschreibenden Bezeichnungen, die die besondere Form der Reisediarrhoe benennen, wie zum Beispiel die deutsche Bezeichnung ‚Montezumas Rache‘. Ein Blick ins Internet erweist sich als hilfreich und mag an dieser Stelle genügen, um auch in Bezug auf diese Sonderform der Krankheit die Vielfalt der Bezeichnungen aufzuzeigen. Darin finden wir für ‚la diarrea del viaggiatore‘ die Bezeichnungen *la vendetta* bzw. *la maledizione di Montezuma o di Tutankamon*⁴⁷, span. *venganza de Moctezuma*,⁴⁸ rum. *razbunarea* [sic: eigentlich mit Akzent: *răzbunarea*] *lui Montezuma, burta Delhi, diaree de Turcia*.⁴⁹ Der Wikipédia-Artikel ‚Diarrhée du voyageur‘ vermerkt:

Selon les pays, la diarrhée du voyageur porte différents noms [...]: Tourista ou turista – flux coelique – gastro-entérale emporiatrique – Aden gut – Bali belly – Barsa belly – boyaux d’Aden – Casablanca crud – plainte de l’été – course de Rangoon – course de Rome – course de Tokyo – course du touriste – course de Turquie – course du voyageur – danse aztèque – Dehli belly – ventre de Dehli – djerblenne ou djerbiennne – gallop grec – GI’s – Gypy tummy – kaboulite – maladie de la mer Rouge – maladie des Canaries – passion – Poonah pooh – revanche de Montezuma – San-Francisque – squitter – TG tract – toilette de Hong-Kong – Hong-Kong dog – toilette de Malte – Troskyste – Turkey trot – ventre de Bassa – ventre égyptien – Zermatite.⁵⁰

Diese Bezeichnungen wären im Einzelnen unter Angabe verlässlicher Quellen zu überprüfen und durch Angaben zu Sprechern sowie Zeit- und Ortsangaben zu ergänzen.⁵¹ Sie können einen Ausgangspunkt für weitere geolinguistische Studien bilden. Deutlich zeigt sich hier die Zunahme des Einflusses der englischen Sprache. Die Bezeichnungen, die verschiedene Orte aufgreifen, die möglicherweise für den jeweiligen Sprecher auf die angenommene Herkunft der Krankheit verweisen, spiegeln den anhaltenden Trend stetig steigender Reisetätigkeit und die damit einhergehende Globalisierung.

Die Bezeichnungen verdeutlichen die Tendenz der (vermutlich vorwiegend jugendlichen) Sprecher, die unangenehme, oft mit Scham verbundene Krankheitserfahrung durch eher amüsante Ausdrücke zu belegen, ist sie doch im Nachhinein betrachtet zumindest heutzutage eine vorübergehende, zu unschönen, aber auch ulkigen Situationen führende Krankheit. Bezeichnungen mit dem Namen Montezuma beinhalten kulturhistorische Aspekte und verweisen sogar auf eine ganze Erzählung aus der Geschichte von der Eroberung Mexikos, derzufolge Montezuma über die Eindringlinge in sein Land einen Fluch verhängt haben soll, mit dem sich die Krankheit – über einen Aberglauben – erklären ließe, in dieser Hinsicht wäre auch die Bezeichnung *danse aztèque* zu verstehen. Vielleicht sollen Namen wie *course de Rangoon* die ferne Herkunft oder zumindest in früheren Zeiten möglicherweise auch das für den Kranken Rätselhafte der Krankheit betonen. Je nach Kontext könnte die Bezeichnung eine Selbstinszenierung des Sprechers beinhalten, der mit seiner Reise in ferne oder prestigeträchtige Länder prahlen möchte.

Im Großen und Ganzen aber scheinen die meisten dieser Bezeichnungen im Gegensatz zu vielen vorhergenannten einem Wunsch der Sprecher oder Sprecherinnen entgegenzukommen, den unangenehmen Gegenstand auszublenden. Auch in diesen Fällen könnte die Wahl der Bezeichnung in Beziehung zur sozialen Herkunft des Sprechers stehen, in den Zusammensetzungen mit den Elementen *flux*, *course* und *ventre* werden Bezüge zu den anderen obengenannten Bezeichnungen deutlich. Die Bezeichnungen *toilette de Hong-Kong* oder *toilette de Malte* lassen das (vermeintliche) Wissen der

Sprecher über mögliche Übertragungsorte durchblicken. Für eine präzisere Auswertung dieser Bezeichnungen wäre jedoch eine weitere Studie erforderlich.

Insgesamt gibt unsere Analyse Aufschluss darüber, wie Sprache funktioniert und zeigt anhand des besonderen Gegenstandes in anschaulicher Weise die wechselseitige Durchdringung von Leben und Sprache in ihren vielen Facetten. Die Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen deutet über das oben Gesagte hinaus vor allem auf eine anthropologische Konstante hin, nämlich auf eine unerschöpfliche, spielerische Kreativität der Menschen, die sich in der Sprache die Welt anzueignen und ihre jeweiligen Deutungen von Welt zum Ausdruck zu bringen suchen.⁵²

Anmerkungen

¹ Zum Terminus der Sprachgeographie siehe Eugenio Coseriu (1975). Eine Definition der Sprachgeographie sowie Angaben zur Geschichte und zu Methoden von wichtigen Sprachatlanten finden sich zusammengefasst in Horst Geckeler/Dieter Kattenbusch (1992: 41ff.) (Grundlage für das Universitätsstudium der Verfasserin) und Dieter Kattenbusch (1999: 110ff.). Seit ihren Anfängen hat sich die Sprachgeographie kontinuierlich weiterentwickelt. Im Zeitalter des Internets sind digitalisierte Atlanten, die die sprachlichen Varianten nicht nur in der Schriftsprache bzw. in der Lautschrift präsentieren, sondern auch phonetisch archivieren und für jedermann jederzeit abrufbar bereithalten, wie der ALD-I und der von Dieter Kattenbusch herausgegebene akustische Sprachatlas VIVALDI von großer Bedeutung, zuletzt vorgestellt in Roland Bauer (2010) und Dieter Kattenbusch/Fabio Tosques (2010); siehe auch Marcel Lucas Müller/Carola Köhler/Dieter Kattenbusch (2001: 55). Einen Überblick über Sprachatlanten, die sich den Gebieten der Romania widmen, kann man dem Artikel von Pierre Swiggers (2010) entnehmen. Er verweist auch auf den AliR = *Atlas linguistique roman*, von dem aber bislang nur die ersten beiden Bände erschienen sind; Swiggers (2010: 278). Kritische Überlegungen zur Methodik von Sprachatlanten mit Blick auf ihre Geschichte liefert auch Hans Goebel (2011).

² Brockhaus Enzyklopädie (1988: 44).

³ FEW III: *diarrhoea*. EWFS: *diarrhee* 14. Jh., aus lat. *diarrhoea* ‚Durchfluss‘.

⁴ Vgl. z.B. fr. *foire*, *chiasse*, *chite*, *drisse* – sp. *cagalera*, *flujo de vientre*, *seguidillas*. Alle im Artikel aufgeführten Bezeichnungen für die Krankheit ‚Durchfall‘ und ihre Belege finden sich gesammelt im Anhang.

⁵ Ottorini Pianigiani (1907).

⁶ Alain Rey (sous la direction de) (2006).

⁷ Die entsprechenden Wörterbücher finden sich im Literaturverzeichnis.

⁸ Vgl. dazu mfr./nfr. *solutif* adj. ‚laxativ‘; siehe FEW XII: *solvere*, S. 84.

⁹ Der Langenscheidt Latein–Deutsch (1981) verzeichnet die genannten Wörter in der Bedeutung ‚Durchfall‘ und mit der Anmerkung ‚nachklassisch‘. Ausnahme bildet *soluta*, das das besagte Wörterbuch nicht als eigenständige Krankheitsbezeichnung aufführt.

¹⁰ Siehe hierzu Angelo Prati (1970): *sciogliere*.

¹¹ FEW III: *foria*.

¹² Interessant ist hier die Komposition von *caca* + *fioria*, die wohl eine Remotivierung des

Inhalts durch das hinzugetretene erste Element darstellen soll. Formal analog gebildet ist *cacasangue* ‚dissenteria‘ (!), dazu mfr./nfr. *caguesangue* ‚dysenterie‘ seit dem 16. Jh. Laut Carlo Battisti/Giovanni Alessio (1950ff.) wurde CACARE zu besagter Zeit in das Französische aufgenommen.

¹³ Vgl. Alejandro Ciorănescu (1958): *cufuri* ‚Durchfall haben‘; Sextil Pușcariu (1975): 430, *cúfur* ‚Durchfall haben‘.

¹⁴ Vgl. auch DEEH: *foria*, S. 688.

¹⁵ Von großem Wert in dieser Hinsicht könnten auch die nächsten, noch nicht erschienenen Bände des *Atlas linguistique roman* (AliR) sein.

¹⁶ FEW III: *foire* I 2, S. 712 u. FEW II, 1: *cacare* 4, S. 18. Es existieren auch Ableitungen zur Bezeichnung für den Abort, FEW II, 1: *cacare* 5, S. 18.

¹⁷ Es bestehen weiterhin Ableitungen mit Bezug auf den Namen des Bingelkrautes, das früher in der Heilkunde als Abführmittel eine große Rolle spielte: FEW III: *foire* II, 1 u. FEW II, 1: *cacare* 3a.

¹⁸ Zur Aufteilung in West- und Ostromania und zur Gliederung der romanischen Sprachen siehe z.B. Kuhn (1951: 90ff.).

¹⁹ Battisti/Alessio (1950ff.) verzeichnen diese Form als vulgären Ausdruck und belegen sie für das 15. Jahrhundert. Darüber hinaus existieren zahlreiche weitere Ableitungen von CACARE zur Bezeichnung von *diarrea*, zu finden im LEI, Vol. IX (2006): *cacare*, S. 237ff., wie z.B. nap. *cacavessa*, *diarrea*‘ (*caca vescia < caca vissium*), belegt für das 17. und das 18. Jahrhundert; ebd., S. 246.

²⁰ Gask. *caguero* wird ferner bestätigt in Alcee Durrieux (1901). Der ALD-I enthält eine allgemeinere Karte 85: *cacare*.

²¹ Gerhard Rohlfs (1971).

²² Kuhn (1951: 372) spricht von einer diesbezüglichen „Sonderstellung des Spanischen in der Wortbildung“.

²³ Dass die verschiedenen Mundarten andere Suffixe bei gleichbleibendem Stamm kennen und sich eine bestimmte Form nicht durchsetzt, mag daran liegen, dass die gemeinsame Bezeichnung mit einer anderen Bezeichnung belegt ist, so dass eine breitere Ausdehnung verhindert wird; z. B. pr./ven. *cagot* ‚Durchfall‘, abearn. *cagot* ‚Aussätziger‘, nfr. *cagot* ‚Frömmel‘, FEW II, 1: *cacare* 8.

²⁴ Der REW 3018 führt abruzz. *šite* gleichzeitig auf EXIRE zurück.

²⁵ Friedrich Diez (1887: 574).

²⁶ ALF 588; FEW III: *drits*, S. 160.

²⁷ Vgl. überdies von lat. PREMERE ‚drücken‘ log. *premidas* ‚Durchfall‘ (AIS), nach Massimo Pittau (2003), S. 167, im Sardischen *prémidà*, *prémmida* und das von *skits* abgeleitete *esquissar* ‚drücken‘ (FEW: *skits*). Die zugrundegelegte Ausgangsbedeutung steht nicht in direktem Zusammenhang mit der Krankheit, da die Krankheit selbst meist kein Drücken mehr erfordert. Es könnte dabei das Bild der Anstrengung des Kranken ganz allgemein eine Rolle gespielt haben.

²⁸ EWFS: *ord*, *orde*, S. 660.

²⁹ Vgl. REW 6090; Pușcariu 1826.

³⁰ FEW II, 1: *cacare* u. *caccita*.

³¹ Giovanni Spano (1998 [1851]).

³² Pittau (2003: 167).

³³ FEW III: *fluxus*, S. 645.

³⁴ Vgl. Herrmann Urtel (1913: 85).

³⁵ Harri Meier (1986: 118).

³⁶ Gerhard Rohlfs (1949/54: 292f.).

³⁷ Wilhelm Meyer-Lübke (1894: 492).

³⁸ Rohlfs (1949/54: 294f.).

³⁹ Meyer-Lübke (1894: 467).

⁴⁰ Rohlfs (1949/1954: 341f.).

⁴¹ Rohlfs (ebd.: 238).

⁴² Dante Alighieri (2008: 28, it. Üb. 29).

⁴³ Meyer-Lübke (1894: 492).

⁴⁴ Zu einer weiter ausdifferenzierten Struktur der romanischen Sprachen siehe Swiggers (2010: 271ff.).

⁴⁵ Zudem wäre dafür eine detailliertere, auf einen kleineren Raum beschränkte Analyse notwendig, wie sie Dieter Kattenbusch/Fabio Tosques/Andreas Rauher (2011) vornehmen.

⁴⁶ Siehe dazu Harald Thun (2010: 507ff.) und Hans Goebl (2011).

⁴⁷ Zum Beispiel: *Viaggio assistito* (<http://www.viaggioassistito.com/2010/04/la-diarrea-del-viaggiatore-o-vendetta.html>, 16.1.2012).

Farmacia di Muria: *Diarrea del viaggiatore* (http://www.farmaciamuria.it/3livello_dettaglio_new.asp?id=2409, 16.1.2012).

⁴⁸ Wikipedia: *Diarrea del viajero* (http://es.wikipedia.org/wiki/Diarrea_del_viajero, 16.1.2012).

⁴⁹ Sfatulmedicului.ro: *Diareea calatorului* (http://www.sfatulmedicului.ro/Tulburari-de-tranzit--diareea-si-constipatia-/diareea-calatorului_555, 16.1.2012).

⁵⁰ Wikipédia: *Diarrhée du voyageur* (http://fr.wikipedia.org/wiki/Diarrh%C3%A9e_du_voyageur, 16.1.2012).

⁵¹ Deshalb werden die Namen speziell zur Bezeichnung der Reisekrankheit nicht in die untenstehende Tabelle eingestellt.

⁵² Insofern ist natürlich auch die Sprachwissenschaft, wie alle Disziplinen der Geisteswissenschaft, den sogenannten *Life Sciences* zuzurechnen. Solche Überlegungen

sind Gegenstand der Debatte über die ‚Lebenswissenschaften‘, wie sie u.a. von Ottmar Ette (2004) geführt werden. Vgl. hierzu auch Ottmar Ette (2011: 485–488).

Literatur

Alle im Text verwendeten Abkürzungen sind dem FEW und dem REW entnommen oder folgen den Vorgaben der jeweiligen konsultierten Quellen.

- Alighieri, Dante (2008 [ca. 1305] VII edizione): *De vulgari eloquentia. Introduzione, traduzione e note di Vittorio Coletti*, Milano.
- Bauer, Roland (2010): Le projet VIVALDI: Présentation d'un atlas linguistique parlant virtuel, in: Gotzon Aurrekoetxa/Jose Luis Ormaetxea (Hg.), *Tools for Linguistic Variation*, Bilbao, 461–472.
- Coseriu, Eugenio (1975): *Die Sprachgeographie*, Tübingen.
- Ette, Ottmar (2004): *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin.
- (2011): Daniel Alarcón, Lost City Radio: Vom Krieg, den Sprachen der Diktatur und der Erfindung eines anderen Lebens, in: Claudia Schlaak/Lena Busse (Hg.): *Sprachkontakte, Sprachvariation und Sprachwandel* (Festschrift für Thomas Stehl zum 60. Geburtstag), Tübingen, 485–502.
- Ettinger, Stephan (1974): *Form und Funktion in der Wortbildung. Die Diminutiv- und Augmentativmodifikation im Lateinischen, Deutschen und Romanischen. Kritischer Forschungsbericht 1900–1970*, Tübingen.
- Geckeler, Horst/Kattenbusch, Dieter (1992): *Einführung in die italienische Sprachwissenschaft*, 2., durchgesehene Auflage, Tübingen.
- Goebl, Hans (2011): Quo vadis, atlas linguistice? Einige wissenschaftshistorische und zeitgeistkritische Reflexionen zur atlasgestützten Geolinguistik, in: Claudia Schlaak/Lena Busse (Hg.), *Sprachkontakte, Sprachvariation und Sprachwandel* (Festschrift für Thomas Stehl zum 60. Geburtstag), Tübingen, 5–27.
- Iordan, Iorgu (1942): *Einführung in die Geschichte und Methoden der romanischen Sprachwissenschaft*, Berlin.
- Johnstone, Barbara (2010): Language and geographical space, in: Peter Auer/Jürgen E. Schmidt (Hg.): *An International Handbook of Linguistic Variation*, Vol. 1: *Theories and Methods*, Berlin/New York, 1–17.
- Kattenbusch, Dieter (1999): *Grundlagen der italienischen Sprachwissenschaft*, Regensburg.
- (2009): Sprache(n) und Dialekte in Italien, in: *Zibaldone* 48, 15–24.
- /Tosques, Fabio (2010): VIVALDI Trentino-Südtirol, in: *Ladinia* XXXIV, 205–228.
- /–/Rauher, Andreas (2011): Umbria Dialettale, in: Claudia Schlaak/Lena Busse (Hg.): *Sprachkontakte, Sprachvariation und Sprachwandel* (Festschrift für Thomas Stehl zum 60. Geburtstag), Tübingen, 443–460.
- Kurschildgen, Elke (1983): *Untersuchungen zu Funktionsveränderungen bei Suffixen im Lateinischen und Romanischen*, Bonn.
- Meier, Harri (1986): *Prinzipien der etymologischen Forschung*, Heidelberg.
- Meyer-Lübke, Wilhelm (1894): *Grammatik der romanischen Sprachen*, Bd. 2, Leipzig.

Müller, Marcel Lucas/Köhler, Carola/Kattenbusch, Dieter (2001): VIVALDI – ein sprechender Sprachatlas im Internet als Beispiel für eine automatisierte, computergestützte Sprachatlasgenerierung und -präsentation, in: *Dialectologia et Geolinguistica* 9, 55–68.

Pfister, Max (1980): *Einführung in die romanische Etymologie*, Darmstadt.

Quadri, Bruno (1952): *Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung*, Bern.

Rohlf, Gerhard (1949/54): *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten*, Bern.

– (1954): *Die lexikalische Differenzierung der romanischen Sprachen. Versuch einer romanischen Wortgeographie*, München.

– (1971): *Romanische Sprachgeographie. Geschichte und Grundlagen*, München.

Swiggers, Pierre (2010): Mapping the Romance Language of Europe, in: Alfred Lameli/Roland Kehrein/Stefan Rabanus (Hg.): *An International Handbook of Linguistic Variations*, Vol. 2: *Language Mapping*, Berlin/New York, 269–300.

Thun, Harald (2010): Pluridimensional Cartography, in: Alfred Lameli/Roland Kehrein/Stefan Rabanus (Hg.): *An International Handbook of Linguistic Variations*, Vol. 2: *Language Mapping*, Berlin/New York, 506–524.

Urtel, Herrmann (1913): Prolegomena zu einer Studie über die romanischen Krankheitsnamen, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 67, 81–116.

Wörterbücher und Atlanten

AIS = Jaberg, Karl/Jud, Jakob (1928–40): *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, 8 Bde., Zofingen. [AIS 677 (1932)].

ALD-I = Goebel, Hans/Bauer, Roland/Haimerl, Edgar et al. (Hg.) (1998): *ALD-I: Sprachatlas des Dolomitenladinischen und angrenzender Dialekte I/Atlant linguistic dl ladin dolomitich y di dialec vejins I/Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi I*, 7 Bde., Wiesbaden. [ALD-I 85: cacare].

ALEA = Alvar, Manuel (1961–1973): *Atlas Lingüístico-Etnográfico de Andalucía*, 6 Bde., Granada. [ALEA V, 1309 (1972)].

ALEANR = Alvar, Manuel (1979–1980): *Atlas Lingüístico y Etnográfico de Aragón, Navarra y Rioja*, 12 Bde., Madrid. [ALEANR VIII, 1018 (1980)].

ALEIC = Bottiglioni, Gino (1932–1952): *Atlante Lingüistico Etnografico Italiano della Corsica*, 10 Bde., Pisa. [ALEIC X, 1845(a), (1941/42)].

ALF = Gilliéron, Jules/Edmont, Edmond (1902–1920): *Atlas linguistique de la France*, 13 Bde., Paris. [ALF 588, (1904)].

ALI = Bartoli, M.G. et al. (Hg.) (1995ff.): *Atlante Lingüistico Italiano*, Roma. [Vol. I: ALI 163].

AliR = Tuailon, Gaston (rédition)/Contini, Michel (directeur) (1996): *Atlas Linguistique Roman*, Vol. 1: 14 Karten, Roma.

ALLY = Gardette, Pierre (1950–1976): *Atlas linguistique et ethnographique du Lyonnais*, 5 Bde., Lyon. [ALLY III, 992].

ALMC = Nauton, Pierre (1957–63): *Atlas linguistique et ethnographique du Massif*

- Central*, 4 Bde., Paris. [ALMC III, 1310 (1961)].
- ASLEF = Pellegrini, Giovan Battista (1972–1986): *Atlante storico-linguistico-etnografico friulano*, 6 Bde, Padova-Udine. [ASLEF III, 1643 u. 1710, (1978)].
- De Azevedo, Domingos (4th 1953): *Grande Dicionário Português–Francês*, Lisboa.
- De Azkue, Ressurección María (1969): *Diccionario Vasco-Español-Francés*, Bilbao.
- Battisti, Carlo/Alessio, Giovanni (1950ff.): *Dizionario Italiano*, Firenze.
- Bertaud de Chazaud, Henri (1971): *Nouveau Dictionnaire des Synonymes*, Paris.
- Brockhaus Enzyklopädie* (1988), Bd. 6, 19. Auflage, Mannheim.
- Ciorănescu, Alejandro (1958): *Diccionario Etimológico Rumano I*, Fasc. 1, La Laguna.
- Ciorănescu, Alejandro (2005): *Dicționarul Etimologic Al Limbi Române*, București.
- DCVB = Alcover, Antoni Maria/Moll, Francesc de Borja (1983): *Diccionari català-valencià-baleàr*, 10 Bde., Palma de Mallorca. Online unter <http://dcvb.iecat.net/>.
- DDM = Dauzat, Albert/Dubois, Jean/Mitterand, Henri (1977): *Nouveau Dictionnaire Etymologique et Historique de la Langue Française*, Paris.
- DECH = Corominas, Joan (1980–83): *Diccionario Crítico Etimológico Castellano e Hispánico*, Bd. 1–5, Bern.
- DEEH = De Diego, Vicente García/De Diego, Carmen García (1985): *Diccionario Etimológico Español e Hispánico*, Madrid.
- DELCA = Corominas, Joan (1954–57): *Diccionario Crítico Etimológico de la Lengua Castellana*, 4 Bde., Bern.
- DFC = Dubois, Jean et al. (1971): *Dictionnaire du français contemporain*, Paris.
- Dictionnaire historique de la langue française (Dictionnaires Le Robert)* (2006), sous la direction de Alain Rey, Paris.
- Diez, Friedrich (1887): *Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen*, Bonn.
- Durrieux, Alcee (1901): *Dictionnaire de la langue gasconne*, Paris.
- EWFS = Gamillscheg, Ernst (1969): *Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache*, Heidelberg.
- Faggin, Giorgio (1985): *Vocabulario della lingua friulana*, Udine.
- FEW = von Wartburg, Walther (1922–2002): *Französisches Etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes*, 25 Bde., Bonn/Basel.
- De Fuorvières, Xavier (1973): *Dictionnaire Provençal–Français*, Avignon.
- Gabrielli, Aldo (1979): *Dizionario dei sinonimi e dei contrari*, Milano.
- Georges, Karl Ernst (1966): *Kleines Deutsch–Lateinisches Handwörterbuch*, Hannover.
- GR = Robert, Paul (1985): *Le Grand Robert de la langue française*, Paris.
- Kuhn, Alwin (1951): *Romanische Philologie – 1. Teil: Die romanischen Sprachen*, Bern.
- Langenscheidts Großes Schulwörterbuch Lateinisch-Deutsch*, bearbeitet von Dr. Erich Pertsch (1981): Berlin.

LEI = Pfister, Max/Schweickard, Wolfgang (2006): *LEI – Lessico Etimologico italiano*, Vol. IX, Wiesbaden.

Lünemann, Georg Heinrich (1826): *Georg Heinrich Lünemanns lateinisch-deutsch und deutsch-lateinisches Handwörterbuch*, Leipzig.

Menge-Güthling (1959): *Enzyklopädisches Wörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache*. Zweiter Teil: Deutsch-Latein, Berlin.

Meyer-Lübke, Wilhelm (1894): *Grammatik der romanischen Sprachen*, Bd. 2, Leipzig.

– (1966): *Historische Grammatik der französischen Wortbildungslehre*, Heidelberg.

Moliner, María (1970): *Diccionario del uso del español*, Madrid.

NALR Banat = Neiescu, Petru (1980): *Noul Atlas lingistic român pe regiuni*, Bucureşti. [NALR Banat I, 115].

NALR Oltenia = Cazacu, Boris et al. (1967–1984): *Noul atlas lingistic român pe regiuni: Oltenia*, Bucureşti. [NALR Oltenia I, 136, 1967]).

Nascentes, Antenor (1969): *Dicionário de sinônimos*, Rio de Janeiro.

Pianigiani, Ottorini (1907): *Vocabolario etimologico della lingua italiana*, Vol. 1, Roma/Milano.

Pittau, Massimo (2003): *Dizionario della Lingua Sarda – Fraseologico ed Etimologico II*, Vol. Italiano-sardo, Cagliari.

PR = Robert, Paul (1971): *Le Petit Robert*, Paris.

Prati, Angelo (1970): *Vocabolario Etimologico Italiano*, Milano.

Puşcariu, Sextil (1975): *Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache*, Heidelberg.

REW = Meyer-Lübke, Wilhelm (1972; 5. Aufl., unveränd. Nachdr. der 3., vollst. neubearb. Aufl. [Heidelberg 1935]): *Romanisches Etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg.

Seche, Luiza/Seche, Mircea (1982): *Dictionarul de sinonime al limbii române*, Bucureşti.

Dr. Slaby, Rudolf/Dr. Grossmann, Rudolf (1937): *Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache*, Leipzig.

Sonder, Ambros/Grisch, Mena (1970): *Vocabulari da Surmeir rumantsch-tudestg, tudestg-rumantsch*, Coira.

Spano, Giovanni (1998 [1851]): *Vocabolariu Sardu-Italianu (A-E)*, a cura di Giulio Paulis, Nuoro [Cagliari].

VIVALDI = Kattenbusch, Dieter (Hg.) (1998ff.), VIVALDI= *Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia – Akustischer Sprachatlas Italiens nach Regionen*, 1: Sicilia, 2: Sardegna, 3: Liguria, 4: Valle d'Aosta, 5: Umbria, 6: Trentino-Südtirol, 7: Molise, 8: Piemonte, Berlin (Humboldt-Universität). Nur online unter <http://www2.hu-berlin.de/Vivaldi>.

Internetquellen

Farmacia di Muria: *Diarrea del viaggiatore*, http://www.farmaciadimuria.it/3livello_dettaglio_new.asp?id=2409, 16.1.2012.

Sfatulmedicului.ro: *Diareea calatorului*, <http://www.sfatulmedicului.ro/Tulburari-de->

tranzit--diareea-si-constipat ia-/diareea-calatorului_555, 16.1.2012.

Viaggio assistito, <http://www.viaggioassistito.com/2010/04/la-diarrea-del-viaggiatore-o-ve-n detta.html>, 16.1.2012.

Wikipedia: *Diarrea del viajero*, http://es.wikipedia.org/wiki/Diarrea_del_viajero, 16.1.2012.

Wikipédia: *Diarrhée du voyageur*, http://fr.wikipedia.org/wiki/Diarrhée_du_voyageur, 16.1.2012.

Anhang: Bezeichnungsliste

Terminus	Quelle
alvi deiectio (lat.)	Georges; Menge-Güthling: Durchfall
alvi profluvium (lat.)	Georges; Menge-Güthling: Durchfall
alvi profusio (lat.)	Lünemann: Durchfall
alvi resolutio (lat.)	Georges: Durchfall
alvus soluta (lat.)	Georges: Durchfall
attilimu	Pittau: diarrea
ventris profluvium (lat.)	Menge-Güthling: Durchfall
ventris resolutio (lat.)	Lünemann: Durchfall
boala de inima	NALR Oltenia I, 136
bolnav de inima	NALR Oltenia I, 136
cacafoiria (Seille)	FEW II, 1: cacare 3a, S. 18
cacaia (it.)	LEI: cacare
cacaina	NALR Banat I, 115
c(h)ac(h)aiola (tosk./volg.)	AIS 677
cacaredda (südit.)	AIS 677
cacarella, cagarella (it.)	AIS 677, LEI: cacare
cacaredda	Pittau: diarrea
cacarina	Pittau: diarrea
cacaria	ALEANR VIII, 1018
(!) cacasangue (it.)	Battisti/Alessio: cacare
cacavessa (Nap.)	LEI: cacare
cagagno (pr.)	De Fourvières
cagaite (Frl./ volg.)	Faggin: chiarole
cagalera (kast.)	Moliner: diarrhoea
cagaleta (kast.)	Moliner: diarrhoea
caganeau	ALF 588

caganeira (pg./pop.)	De Azevedo
cagaredda	Pittau: diarrea
cagarele (frl.)	Faggin: chiarole
cagareles (kat.)	DCVB II
cagarelet (pr.)	De Fourvières
cagarella (kat.)	DCVB II
cagarello (pr.)	De Fourvières
cagarie (pr.)	De Fourvières
cagar(r)ines (kat.)	DCVB II
cagatxoles (kat.)	DCVB II
cageta/-e	AIS 677
cagete	ALEA V, 1309
cagero (gask.)	Durrieux
cagot (pr./frl./volg.)	De Fourvières; Faggin: chiarole
cagoto (pr.) (ven.)	De Fouvières FEW II, 1: cacare 3a
caguero (gask.)	ALF 588; (Agen, Bagnères) FEW II, 1: cacare
cagueroles (Kat.)	DCVB II
cagueta (and.) (Nice)	FEW II, 1: cacare FEW II, 1: cacare 3a
caguete(s) (Kat.)	DCVB II
caiguere	FEW II, 1: cacare 3a
camaras (pg.)	De Azevedo
caquerelle (Lyon)	FEW II, 1: cacare
(!) caquesangue (fr./vieux)	Bertaud de Chazaud: diarrhée
chaja (engad.)	Sonder/Grisch
chajaröla (engad.)	Sonder/Grisch: chaja
chiarello (Mdauhp.)	FEW II, 1: cacare 3a
chiarole (frl.)	Faggin
chiasse (fr.)	GR (fam.): diarrhée; ALMC III, 1310 (terme grossier); FEW II, 1: cacare 3a; Bertaud de Chazaud (vulg.): diarrhée; ALF 588
chiot (Poit.)	FEW II, 1 : cacare 3a
chite	ALF 588
cliche (fr./ vulg.)	Bertaud de Chazaud: diarrhée
(!) colique (fr.)	GR: diarrhée
correncia (sp.)	Molinier: diarreia

courante (fr.)	GR: diarrhée; ALMC III, 1310 (fam.); DDM (14. Jh.); Bertrand de Chazaud (fam.): diarrhée
cours de ventre	ALMC III, 1310
crussoſ	Pittau: diarrea
cufureală (rum./pop.)	Seche: diaree; NALR Oltenia I, 136
currenta	Pittau: diarrea
currentza	Pittau: diarrea
cursos (sp.)	Moliner: diarreia
cussu, cussos	Pittau: diarrea
(!) debacle (fr.)	GR: diarrhée
deiectio (lat.)	Langenscheidt
(!) dekors (norm.)	REW 2509
déangement (fr.)	DFC: déranger
deranjament (rum./fam.)	Seche: diaree
desarranjo (sp./pg.)	Nascentes: diarreia
descomposición	ALEANR VIII, 1018; Moliner: diarreia
destemperamento de barriga (pg.)	De Azevedo
destempero (pg.)	Nascentes: diarreia
devoiement (vieux)	GR: diarrhée
diškorènze	ALI 163, 338 Flumignano, Talmassons (UD)
(!) dissenteria (it.)	Gabrielli: diarrea
drigue (ang.)	FEW III: dringen
drille/ driy (Cher/ Allier...)	FEW III: drillen; REW 2771a
drinche (yer.)	FEW III, drits
dringue (Paris)	FEW III: dringen
drinque (Dem.)	FEW III: dringen
drinse (pik. Dem.)	FEW III: drits
drisse (Pas-de-Calais)	FEW III: drits
drouille (pik.)	FEW III: drits
drousse (St-Pol)	FEW III: drits
(!) dysenterie (fr.)	GR: diarrhee
Escourromen (Gers.)	FEW III: excurrere
des Espaignons	Urtel, S. 110
faldóriu, faladorzu, -a	Pittau: diarrea

(!) flor de sang (sav.)	FEW III: fluxus I, 1 b
fluix (kat.)	FEW III: fluxus I, 1b
flujó de vientre (sp.)	Slaby/Grossmann: Durchfall
flus de ventre (afr./südfr.) (npr.)	REW 3394 FEW III: fluxus I, 1 a
flusso (di ventre)	Gabrielli: diarrea
(!) flux de sang (nfr.)	FEW III: fluxus I, 1 b
flux de ventre (Mfr./nfr.)	FEW III: fluxus I, 1 a
flux dou ventre (afr.)	FEW III: fluxus I, 1 a
fluxo (pg.)	FEW III: fluxus, S. 646
foira (pg.)	DEEH, S. 668
foire (fr.)	REW 3438; FEW III, S. 711 ff.; GR: diarrhée; ALF 588; Diez 586
frendo (nprv.)	REW 3309
(!) fru de sang (fr. mda.)	REW 3394
(!) fruit de san (Belfort)	FEW III: fluxus 1 b
geuille (Havre, Maze)	Urtel, S. 113
iscurrentza	Pittau: diarrea
(!) iskussura, iskussina (log.)	REW 2992; Pittau: diarrea delle bestie
kageta (Lig. occ. - Monaco)	LEI: cacare
kagot (Lomb. Or.)	LEI: cacare
kakajario (bask.)	De Azkue
kakati	De Azkue
(!) kakeri (bask.)	De Azkue
kakontzi (bask.)	De Azkue
a kámbaras	ALI 163, 773 Sárdara (CA)
as kurrènz	ALI 163, 757 Usèllus (CA)
labina	Pittau: diarrea
laína, láina	Pittau: diarrea
laíngiu	Pittau: diarrea
lamoste (rum.)	Seche: diaree
(al)loína	Pittau: diarrea
lorodda	Pittau: diarrea
mal au ventre	ALF 588

mal da correr	Sonder/Grisch: Durchfall
mal di cuarp	ASLEF III 1643
mal di cuerpo / corpo	AIS 677
mau (Bagnères)	cagade FEW II, 1: cacare 3a
REW 5585	FEW IV, 2-3
menazo (pr.)	REW 5585
mole tcheye (lütt.)	FEW II, 1: cacare 3a
la mòsa	ALI 163, 259 Vicenza
mossa di cuarp	Faggin
peghiosse	Pittau: diarrea
pellióssو	ALI 163, 733 Bitti (NU)
perjoso	Pittau: diarrea
pintecaraie (rum.)	Seche: diaree
pintecare (rum.)	Seche: diaree
pirtuica (rum.)	Seche: diaree
prémida	Pittau: diarrea
premidas (log.)	REW 6738; AIS 677
prémmida	Pittau: diarrea
profluvium (lat.)	Langenscheidt
profusio (lat.)	Langenscheidt
puccus	Pittau: diarrea
resolutio (lat.)	Langenscheidt
riclya (Lyon) (rum.)	Urtel, S. 113
la Royonnaise	Urtel, S. 111
la Sablaise	Urtel, S. 111
scagaite (frl./volg.)	Faggin: chiarole
scagarele (frl.)	Faggin: chiarole
scagasa (Piem.)	LEI: cacare
sciolta (it./poco pop.)	Prati: scorrere; AIS 677; ALEIC X, 1845 a
scorrenza (it.)	Gabrielli: diarrea; Prati: scorrere
scurrentz(i)a	Pittau: diarrea
soccorrenza (it.)	Spano: diarréa
scuroare	Seche: diaree
scursura	Seche: diaree
seguidillas (sp./ fam.)	Slaby/Grossmann: Durchfall

šennenga	ALI 163, 1042 Paternò (CT)
sfuira (enagd.)	REW 3438
sisa (siz.)	REW 2589
šite (abruzz.)	REW 3018; REW 8000
(!) skagarela	ASLEF III, 1643
skageron	ASLEF III, 1740
scagot	ASLEF III, 1643
skitola (velt.)	REW 8000
šolliménti	ALI 163, 517 Vicchio (FI)
soltura (pg.)	De Azevedo
stómiku	ALI 163, 1029 Melia (Mongiuffi Melia) (ME)
suelto (de vientre)	Moliner: diarreia
suta (kalabr.)	REW 3018
(!) terchinzu, tirchinzu	Pittau: diarrea delle bestie
tgagia (surselv.)	Sonder/Grisch: chaja
tgaggiarella (surselv.)	Sonder/Grisch: chaja
tílimu (vgl. oben attílimu)	Pittau: diarrea
tirrèa	ALI 163, 876 Chiesanuova (Sannicola) (LE)
treapad (rum.)	Seche: diaree
trecatura (rum.)	NALR Oltenia I, 136
trepadare (rum.)	Seche: diaree
trichinonzu	Pittau: diarrea delle bestie
urdinare (rum.)	Seche: diaree
urdinat	NALR Oltenia I, 136
vintre (rum.)	Seche: diaree
zgitarela (trient.)	REW 8000



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Sprachdynamik und Variationslinguistik in Italien

[Startseite](#)
[Inhalt](#)
[Autorinnen/Autoren](#)
[Rubriken...](#)
[Impressum](#)

Thomas Stehl, Potsdam

Lieber Dieter! Seit unseren ersten gemeinsamen Sprachaufnahmen in Apulien im Sommer 1973 haben wir beide der Italianistik die Treue gehalten. Hätte uns damals jemand prophezeit, dass wir zum Ende unserer Hochschullaufbahn für die Italianistik zuständige Lehrstühle in unmittelbarer Nachbarschaft innehaben würden, hätten wir das wohl nicht geglaubt. In Erinnerung an all die gemeinsamen Jahre möchte ich Dir nachfolgend eine Anwendung meiner variationslinguistischen Methode auf „unser“ Italien präsentieren, und ich wünsche Dir gleichzeitig von Herzen: Ad multos annos!

Ziel des Beitrags ist es, die spezifische Sprachkontakte situation in Italien und die jeweiligen sprachlichen Dynamiken anhand von fünf Thesen darzustellen, mit denen die aktuelle Mehrsprachigkeit in Italien adäquat erfasst werden kann. Hierfür eignet sich das Modell der funktionalen Variationslinguistik, das seit mehreren Jahrzehnten von mir und meinen Doktoranden in verschiedenen Arbeiten über je spezifische Situationen der Mehrsprachigkeit in Europa, USA, Lateinamerika und in kreolophonen Gebieten Anwendung gefunden hat.

1 Sprachdynamik in Italien

These 1: „Die heutige Sprachdynamik in Italien ist – neben der Kontinuität und dem weiteren Ausbau des *italiano standard* – eine Dynamik von konvergenten Sprachkontakten mit pragmatischer Neuordnung der diatopischen, diastratischen und diaphasischen Differenzierung.“

Die Sprachdynamik in Italien weist zwei nur scheinbar gegenläufige Tendenzen auf: Es geht um eine Konsolidierung und Eigendynamik der Standardsprachen als Ausdruck eines *divergenten, zentrifugalen Sprachwandels*¹. Gleichwohl wurden und werden als Folge der Ausbreitung des Standards im geographischen Raum soziale Zweisprachigkeit und nachfolgende Sprachkontakte als Ausdruck eines *konvergenten, zentripetalen Sprachwandels*² zur Normalität.

Mit der Auflösung von Diglossien in Pluriglossien im Verlauf des konvergenten Sprachwandels geht eine Neubestimmung aller Dimensionen der sprachlichen Differenzierung einher, denn bei Betrachtung der diatopischen Differenzierung fällt auf, dass die primären Basisdialekte in Italien immer mehr den tertiären Dialekten des Standards Platz machen. Diastratisch löst sich zudem die Zuordnung von Sprachformen



Thomas Stehl,
Professor für
Romanische Philologie/
Sprachwissenschaft an
der Universität
Potsdam.
Mit Dieter Kattenbusch
befreundet seit 1971,
als ich ihn von der BWL
für die Romanistik
„abgeworben“ habe. Gemeinsames
Studium der Romanistik in Münster ab
1973, gemeinsame Sprachaufnahmen
in Südtirol ab 1973, gemeinsame
Reisen in Italien und Frankreich,
gemeinsame Projektarbeiten und
Sprachaufnahmen in der Pilotphase
des Sprachatlas des
Dolomitenladinischen (ALD) unter der
Leitung von Hans Goebel (Salzburg):
1984–1985. Seit der Nachbarschaft
der Lehrstühle in Potsdam und Berlin
(1998) Zusammenarbeit in der
Italianistik und (jeweils als Vertreter
der Humboldt-Universität und der
Universität Potsdam) im
Italienzentrum der Freien Universität
Berlin.

zu sozialen Schichten auf, und in der Diaphasik erfolgt eine Neuzuweisung pragmatischer Funktionen – wie formell-informell, öffentlich-familiär, kultiviert-umgangssprachlich, gesprochen-geschrieben – an die verschiedenen Zwischenvarietäten zwischen Dialekt und Standard.

All diese Neuzuordnungen fließen zusammen in einem diachronischen Prozess, der in Italien (aber auch in anderen romanischen Gebieten)³ in vertikalen, von der Dominanz des Standards geprägten Sprachkontakten verläuft, und zwar in der Weise, dass dieser Prozess einerseits die Konvergenz der italienischen Basisdialekte in Richtung auf das dominante *italiano standard* zur Folge hat, und dass andererseits eine Neuformierung der Sprachräume erfolgt sowie eine Umgestaltung in modularen Sprachformen (von Dialekt und Standard), über die theoretisch alle Sprecher verfügen können.

2 Sprachdynamik und Variationslinguistik

These 2: „Die Diglossie-Situationen in Italien und ihre dynamische Entwicklung können vor allem in einer funktionalen Variationslinguistik der nun vorherrschenden Pluriglossien und Konvergenzen analysiert werden.“

Nach der Ablösung einer traditionellen Geolinguistik und Dialektologie durch neue Fragestellungen der Soziolinguistik seit der Mitte der 1960er Jahre und der Rezeption der anglo-amerikanischen Soziolinguistik in der romanischen Sprachwissenschaft, die mit der Parallelsetzung von *elaborated code* mit der jeweils dominanten Standardsprache und von *restricted code* mit der jeweiligen Minderheitensprache oder einem romanischen Basisdialekt verbunden war, ging die soziolinguistische Diskussion in Italien seit ihrem Beginn vor allem um die sprachlichen Aspekte der Binnenmigration von Südalitiern und deren sprachliche und soziale Integrationsprobleme in den Industriestädten des Nordens.⁴

In den 1980er und 1990er Jahren kommt es jedoch zu einer Umorientierung; der schichtenspezifische Sprachgebrauch und das damit verbundene soziale Gefälle stehen immer weniger im Zentrum des Interesses. In Italien haben sich die Soziolinguisten, etwa aus der Turiner Schule von Corrado Grassi, auf die Erstellung regionaler Sprachatlanten umorientiert, in denen die heutige Dynamik von Dialekt und Standard dokumentiert werden soll.⁵ Andere untersuchen die sprachinternen Tendenzen des Gegenwartsitalienischen, die Strukturen des *italiano parlato*, oder auch die Sprachkontakte zwischen dem italienischen Standard und Basisdialekten in Norditalien wie in Südalitalien.

Hieraus mag deutlich werden, dass die Sprachdynamik und die daraus folgenden, neuen Fragestellungen hinsichtlich der Pragmatik der Sprachverwendung die Notwendigkeit einer integralen Konzeption und Beschreibung der Variation und der Neugestaltung des italienischen Diasystems mit sich bringen, die in der Sprachwissenschaft wahrgenommen und in der Beschreibung mitvollzogen werden muss. Ein Ansatz, der die Erkenntnisse der funktionalen Linguistik und der Soziolinguistik bezüglich des Wechselverhältnisses und der Dynamik von Dialekt und Standard, von Sprachverwendung und deren Dynamik in der Sprachgeschichte zusammenführt, ist daher das Anliegen einer diachronischen Variationslinguistik seit den 1990er Jahren.⁶ In diesem Kontext stellt sich auch die Frage nach den eingangs erwähnten Typen des divergenten und des konvergenten Sprachwandels: Aus einer möglichst umfassenden Analyse des von großer Heterogenität und Dynamik geprägten, heutigen Sprachzustands in Italien ergibt sich eine Fülle von weitergehenden Fragen nach der Typologie, der Charakteristik und den Verlaufsprozessen der verschiedenen Formen des Sprachwandels. Damit ist aber auch die Möglichkeit zur Rückprojektion der entsprechenden Erkenntnisse auf jene Sprachkontakte gegeben, aus denen die italoromanischen Dialekte selbst hervorgegangen sind, vielleicht sogar auch auf jene Kontakte, die – in einer ganz anders gearteten historischen Situation – zur Genese

der romanischen Kreolsprachen geführt haben.

3 Die sprachliche Stufung von konvergenten Kontakten: Diskrete Varietäten als soziale Techniken der Alltagskommunikation

These 3: „Der interlektale Kontaktbereich (Mesolekt) zwischen dem dominanten *italiano standard* und den dominierten italoromanischen Dialekten ist als graduelle Stufung funktioneller Sprachen (Varietäten) zu beschreiben.“

Sprachliches Wissen, pragmatische Selektion und wechselseitige Interferenz sind sowohl im synchronischen Funktionieren der vertikalen Sprachkontakte als auch in der diachronischen Dynamik des konvergenten Sprachwandels in diesen Kontakten zu untersuchen.

Die Frage nach der synchronischen Staffelung des Kontaktbereichs zwischen dem dominanten Standard und den dominierten Idiomen beschäftigt die Kontaktlinguistik seit langem. In der Kreolistik und der Variationslinguistik stehen sich nämlich zwei unterschiedliche Hypothesen über die Gestaltung dieses „Mesolektes“ oder der „interlektale Zone“ zwischen Dialekt und Standard (oder zwischen Basilekt und Akrolekt) gegenüber: Nicht nur Generativisten und quantitative Linguisten konzipieren den Mesolekt als *Kontinuum* im sprachlichen Bewusstsein wie in den sprachlichen Strukturen und Einheiten, während die kognitive und die strukturalistische Hypothese von einer Gradation interlektaaler funktioneller Sprachen ausgeht,⁷ die sich aus einer klaren Abstufung von diskreten Varietäten im Sprecherbewusstsein wie in den sprachlichen Strukturen und diskreten Einheiten ergibt.

Eine von Elmar Holenstein⁸ auf der Basis der kognitiven Psychologie von Eleanor Rosch angestellte Untersuchung sogenannter sprachlicher „Kontinua“, wie hier zwischen Dialekt und Standard, kommt zu dem Ergebnis, dass es sich lediglich um scheinbare *Kontinua* handelt, die sich aber auf der Basis der menschlichen Prototypenklassifikation als skalierte Abstufungen erweisen, weil die menschliche Fähigkeit, den Prototyp einer Eigenschaft („rot“) oder einer Erfahrunggröße zu erkennen (in diesem Fall also „Dialekt“ bzw. „Standard“), die Fähigkeit einschließt, sowohl den entsprechenden Gegenpol als auch Abstufungen zwischen den beiden Extremen zu identifizieren.

Abb. 1: Dynamik der Konvergenz in Südtalien¹⁰



In eigenen empirischen Untersuchungen in Südtalien⁹ konnte nun festgestellt werden, dass die Sprecher auf der Basis ihres aktiven und passiven Sprachwissens je einen ‚positiven‘ Prototyp von Dialekt und Standard einem zumeist ‚negativ‘ gewerteten, ‚korrumptierten‘ Prototyp von Dialekt und Standard gegenüberstellen, der durch gehäufte Interferenzen des jeweils anderen Kontaktextrems gekennzeichnet ist. Die von den Sprechern unternommene meist vierfache, seltener unter Einschluss des virtuellen, „überhöhten“ Standards der Schriftsprache auch fünffache Stufung dieses Kontaktbereichs deckt sich dabei mit dem linguistischen Befund einer skalierten Stufung vom Basisdialekt D (+) der älteren Generation über den D (-) als Zweitsprache der jüngeren Generation, den

von dialektalen Interferenzen durchsetzten S (-) als Zweitsprache der älteren Generation bis hin zum vor allem phonetisch/phonologisch markierten, heimischen Standard (+) der jüngeren Generation und der innovationsbereiten mittleren Generation (vgl. Abb. 1).

4 Diachrone Variationslinguistik von Sprachkontakten

These 4: „Die hierarchisch gestuften Pluriglossien und Sprachkontakte sollten in ihrer Dynamik auf den drei Ebenen des sprachlichen Wissens, der selektiven Sprachverwendung und der Strukturen sprachlicher Interferenz sowie deren Entwicklung im Sprachzustand beschrieben werden.“

Aus der Sicht einer diachronen Variationslinguistik von Sprachkontakten ist es notwendig, die sprachlichen Realitäten in Italien als vertikale und konvergente Sprachkontakte zwischen der jeweiligen dominanten und expansiven Standardsprache und den dominierten, regressiven Basisdialekten und Nationalitätensprachen zu beschreiben. Die synchronische Variation zwischen den zur Verfügung stehenden Ausdrucksmitteln der Kontaktssprachen und die daraus folgende wechselseitige Interferenz hat eine diachronische Hierarchisierung dieser Variation und konvergenten Sprachwandel zur Folge, führt also im Kontaktverlauf neben dem langsamen, aber stetigen Bedeutungsverlust der dominierten Idiome zu der Genese von großräumigen Dialekten der Standardsprache (also der sogenannten *italiani regionali*). Diese standardseitigen Regionaldialekte können, je nach der Quantität der enthaltenen dialektalen Interferenzen, außerhalb ihres räumlichen Geltungsbereichs – also etwa in den Großstädten – zu sprachlichen Merkmalen der regionalen und der sozialen Herkunft werden und damit zur Umgestaltung der sprachlichen Architektur des Italienischen als historischer Sprache beitragen.

Die Beschreibung dieser Dynamik erfordert in der Empirie die Beachtung (nicht nur der dialektalen, sondern vor allem) aller kognitiven, sozialen, kommunikativen und linguistischen Aspekte der Kontakte in der jeweils wechselseitigen Aufeinanderbezogenheit der Kontaktssprachen.

Es ergibt sich nämlich bei fortschreitendem Konvergenzprozess in Richtung auf die jeweilige Standardsprache eine „Mikroskopisierung“ der sprachlichen Unterschiede, die von zunächst maximaler Distanz zwischen den dominierten Sprachen und Dialekten und dem Standard ausgeht und bis zur maximalen Nähe zwischen den regionalen Dialekten des Standards und dem Standard selbst gelangt. Diese Mikroskopisierung lässt nun aber in den dominierten Sprachräumen nicht, wie man erwarten könnte, einen sprachlich vollkommen dem Standard ausgelieferten, allein auf den regionalen *accento* reduzierten „Dialekttorso“ zurück: Die sprachliche Identität regionaler Gemeinschaften wird dort selbst noch an minimalen, nur phonetischen/phonologischen Dialektmerkmalen von Angehörigen der Gemeinschaft erkannt und wiedererkannt.

Da sich also in den weitaus meisten Sprachgebieten, in denen die autochthonen Sprachen und Dialekte nach und nach aufgegeben werden, durchaus unterschiedliche Kontaktstaffelungen im sprachlichen Wissen und in der Entscheidung über die Verwendung von Varietäten ergeben, die in der Alltagskommunikation tatsächlich verwendet werden, ist es also notwendig, in einer empirischen Variationslinguistik diese drei Ebenen auch zu untersuchen, nämlich: a) die „Kompetenz der Variation“, also die Dimension des aktiven, sprachlichen Wissens, das die Sprecher von Varietäten im Sprachkontakt haben, ebenso wie die Dimension des passiven, metasprachlichen (auch wertenden, also evaluativen) Wissens, das die Sprecher über Varietäten im Sprachkontakt haben; b) die „Pragmatik der Variation“, also die Modalitäten, Situationen und gesprächsdynamischen Determinanten, aufgrund derer die Sprecher selektiven Gebrauch ihres aktiven sprachlichen Wissens im Sprachkontakt machen, sowie die Übersetzungs- und Variationstechniken, derer sie sich bei der Verwendung ihrer Zweisprache bedienen und c) die „Linguistik der Variation“, also die Interferenzen und die konstanten Interferenztechniken, die sich im interlektalen Kontaktbereich zwischen Dialekt und Standard als Grundlage für neue Varietäten aufbauen, die ihrerseits wiederum das Ergebnis der Sprachgenese aus dem konvergenten Kontakt darstellen.¹¹

Als konkretes Beispiel für die „Kompetenz der Variation“ lassen sich folgende Sprecheraussagen, die das sprecherseitige Wissen über die Kontaktstufungen dokumentieren, anführen. Hierbei handelt es sich um den Kontakt zwischen dem Italienischen und dem süditalienischen Dialekt von Canosa in Apulien:

TS: „E il dialetto come lo parla oggi un giovane, come lo definiresti?“

Ingenieur (1. Sprache Italienisch, 2. Sprache Dialekt), 34 Jahre:

„E‘ un dialetto improprio, diciamo. Più che altro improprio, perché ritengo che il mio dialetto sia un po‘ più appropriato del suo. Ma, molto spesso per esempio, parlando con un mio amico in dialetto, ero io, nei suoi confronti, ero quello che, eh, non parlava bene il dialetto. (...) Ci sono delle **scale**, di dialetto parlato e dove tu ti accorgi subito se uno conosce l’italiano e parla male il dialetto. O se è uno che conosce il dialetto e parla male l’italiano. Si individua subito.“

Vom Standpunkt der hier verfolgten dynamischen Variationslinguistik ist eine endgültige Klärung dieser Frage aber nur möglich, wenn man nicht nur im Bereich der metasprachlichen Kompetenz der Sprecher, sondern auch in der Pragmatik ihrer Sprachverwendung und in den sprachlichen Strukturen empirische Nachweise über die Gestaltung des Kontakts zwischen dominanter und dominierter Sprache auswertet und analysiert. Nur so kann die Einstufung und Position der interlektalen Varietäten im Gefüge des vertikalen Kontaktes bestimmt werden.

Für die „Linguistik der Variation“ lassen sich folgende Beispiele von Interferenzvarietäten des interlektalen Kontaktbereichs zwischen dem Italienischen und etwa dem Dialekt von Canosa in Apulien anführen:

Bauer (1. Sprache Dialekt, 2. Sprache Italienisch), 68 Jahre:

- Standard (–) ,Italiano sporco':
„Porta un secchio garbato, e poi hai da prendere soltando li acini fraciti.“
- Dialektale Basis (Dialekt (+) ,Dialeotto vero'):
[ˈpʊrta nu ˈsɪk:ç əg:ar'be:t ε:p:o a da p'r'g:jε ˈʃkɪt:ə l a:ˈʃəne ˈfra:tʃətə]
- Entsprechung im (nicht erreichten) endogenen Italienisch (+) ,Italiano pulito':
„Porta un secchio ben fatto e poi devi prendere soltanto gli acini guasti.“

Kindergärtnerin (1. Sprache Italienisch, 2. Sprache Dialekt), 28 Jahre:

- Dialekt (–) ,Dialeotto stracciato':
[u ˈfat:a ˈstes:ə d a'va ˈfat:ə na ˈkausə ka nam vu'lɛ:və m a'vɛ:və kundətsju'nɛt a's:ɛ]
- Italienische Basis (Italienisch (+) ,Italiano pulito'):
„Il fatto stesso di aver fatto una cosa che non volevo mi aveva condizionata assai“
- „Entsprechung“ im (nichterreichten) Dialekt (+) ,Dialeotto vero':
[m ˈag:jə sən'deute mala'mendə pər'tʃi ˈfat:ə na ˈkausə ka nam vu'lɛ:və ˈfɛ:jə]
< = *mi ho sentito malamente perché sono fatta una cosa che non volevo fare >

5 Diskurstraditionen als Faktoren der sprachlichen Entwicklung

These 5: „Die sprachliche Entwicklung der konvergenten Sprachkontakte wird durch die Überkreuzung und die wechselseitige Übernahme von Diskurstraditionen befördert, die auch in den neu entstandenen Dialekten des Standards (d.h. in den *italiani regionali*) die soziale Identität urbaner und regionaler Sprachgemeinschaften zum Ausdruck bringen.“

Eine zentrale Funktion kommt in der diachronischen Dimension der Kontaktodynamik den

Diskurstraditionen¹² der im Kontakt stehenden Sprachen zu. Als Realisierungsformen des Sprachwandels haben sie zunächst übereinzelnsprachliche Geltung: In verschiedenen historischen Sprachgemeinschaften beachtet man dieselben oder ähnliche pragmatische Regeln zur Verfertigung spezifischer Diskurse wie vertrautes Gespräch, Vortrag, Konversation, Privatbrief usw. In der oralen Alltagskommunikation zweisprachiger Sprechergemeinschaften bestehen aber durchaus unterschiedliche Verfahren der Versprachlichung sowie unterschiedliche Diskurs- und Kommunikationstraditionen, die an jeweils eine der Sprachen gebunden sind: Diese war ja ursprünglich Kommunikationsmittel einer einsprachigen Gemeinschaft. Ein entscheidender Aspekt sowohl für den historischen Aufbau des Kontaktbereichs wie für ihre allmähliche Hierarchisierung und die daraus folgende Genese der *italiani regionali* ist nun die Tatsache, dass die Sprecher beim materiellen Wechsel in die Zweitsprache zumeist weiter die Diskurstraditionen ihrer Erstsprache beachten und dabei Texte (und damit Sprachformen) hervorbringen, die es zuvor in dieser Sprache so nicht gegeben hat. Durch die nur materielle Übertragung von Diskursen einer Sprache in Diskurse und Texte der jeweils anderen Kontaktsprache trägt die „Überkreuzung“ von Diskurstraditionen zur diachronischen Dynamik des vertikalen Kontakts und damit zur Begründung neuer Traditionen in der jeweiligen Zweitsprache der Sprecher bei.

Dank der Diskurstraditionen leben die Dialekte in Italien nun sozusagen „unter der materialsprachlichen Oberfläche“ fort: Wenn auch eine Funktionsübertragung des „dialektalen Sprechens“ von den Basisdialekten auf die tertiären Dialekte des Standards stattgefunden hat, so bleibt gerade die Übertragung von Diskursnormen und -traditionen der dominierten Dialekte in standardseitiges „Sprachmaterial“ eine der wichtigsten Dimensionen der kulturellen Identität regionaler Gemeinschaften nach dem *language death* der Dialekte und auch der romanischen Nationalitätsprachen. Sie vermitteln den von außen Hinzugekommenen „Fremdheit“, da diese die regionaltypischen Äußerungen aufgrund weitgehender Identität mit den eigenen sprachlichen Strukturen „materialsprachlich“ zwar verstehen können, sie jedoch so selbst nie versprachlichen würden.

In dem hier vorgestellten Ansatz kommt es nun darauf an, den Austausch, die Überkreuzung und die Übertragung von Diskurstraditionen in vertikalen Kontakten in allen Dimensionen zu untersuchen, wobei im sprachlichen Wissen die jeweilige Systementscheidung der Sprecher und in der Sprachverwendung ihre pragmatische Beachtung von Diskurstraditionen ihrer Erstsprache in den Diskursen und Texten ihrer Zweitsprache zu untersuchen sind. Für das Überkreuzen von Diskurstraditionen im Sprachkontakt im Sinne eines „parlare dialetto in italiano“ und eines „parlare italiano in dialetto“ kann das folgende Beispiel genannt werden: Es handelt sich hierbei um ein Verkaufsgespräch auf dem Wochenmarkt in Canosa di Puglia:

- Die Kundin (ca. 35 J.) – hebt prüfend eine Handtasche auf –
- Der Verkäufer (ca. 45 Jahre) – drängt sie zum Kauf –
- Die Kundin: „Quando viene, ‘sta borsetta?“
- Der Verkäufer: „Trendacinque. Dai Signora, pigliatela ch’è bbelli!“
- Die Kundin: „Che ttengo, soldi a bbuttare? No, trendacinque è assai!“
- Der Verkäufer: „E quando mi vuoi dare?“
- Die Kundin: „Tieni vendi e stiamo pace!“
- Der Verkäufer: „Vendi? E che, stiam a vvendere o a regalare la robba?“
- Die Kundin: „Se me la vuoi dare, me la devi dare per vendi! Che se no, te la tieni!“
- Der Verkäufer – winkt desinteressiert ab –
- Die Kundin – verlässt den Marktstand –

Die gesamte Interaktion entspricht einem „parlare dialetto in italiano“, weil eine dialektale Basis des Gesprächs nur materiell ins Italienische übersetzt erscheint, wie sich unschwer auch an den folgenden auffälligen Interferenzen erkennen lässt:

-nd-	für ital. -nt-
<i>tieni</i>	für ital. <i>Eccole</i>
<i>tu</i>	für ital. <i>Lei</i>
<i>stiamo pace</i>	für ital. <i>siamo pari</i>
<i>viene</i>	für ital. <i>costa</i>
<i>stiam a vvendere</i>	für ital. <i>vendiamo</i>
<i>pigliatela</i>	für ital. <i>prenditela</i> , für ital. <i>vendere</i>
<i>assai</i>	für ital. <i>tropo</i>

In Abb. 2 sind die Diskurstraditionen als ‚Motoren‘ von Sprachdynamik und konvergentem Wandel im konvergenten Sprachkontakt übersichtlich dargestellt.

Schließlich ist anzumerken, dass in der Variationslinguistik die materielle Übertragung dialektaler Diskurstraditionen in den jeweiligen Standard oftmals übersehen wird. Die Verkennung der Funktion von Diskurstraditionen hat gerade in der italienischen Linguistik zur Entdeckung eines ‚italiano popolare‘ sowie von ‚Vereinfachungstendenzen‘ im Italienischen niedriger Sozialschichten geführt, ohne dass man dem Umstand ausreichend Rechnung getragen hätte, dass es sich zumeist schlicht um übertragene Diskurstraditionen von Dialektsprechern handelt.

Abb. 2: Diskurstraditionen im konvergenten Sprachkontakt¹³

Kontaktvarietät	Synchrone Perspektive	Diachrone Perspektive:
Exogener Standard: ‚Italiano standard‘ Standard (+)	Orientierungsnorm, virtueller Standard: „Parlare italiano in qualsiasi occasione e scrivere in italiano“	Fortsetzung und Aus- bau von Diskurstradi- tionen der Schrift- geschichte („Italiano letterario“)
Endogener Standard: ‚Italiano popolare‘ Standard (-)	Realisierung des (ita- lien) Standards im geo- graphischen Raum: „Parlare italiano come dialetto“	Fortsetzung und Aus- breitung von Diskur- straditionen (ortales) Standards im geographischen Raum
„Defektor“ Standard: ‚Italiano popolare‘ Standard (-)	Übertragung dialek- tischer Merkmale des Standard: „Parlare come italiano“	Fortsetzung dialekta- ler Diskurstraditionen mit den sprachlichen Mitteln des Standards
„Defektor“ Dialetto: ‚Dialeto italiano rato‘ Dialetto (-)	„Restaurierung“ der Kuren des Standardi- schen Sprachmaterial des italienischen Dialektos: „Parlare italiano in dialetto“	Fortsetzung standar- tiger Diskurstradi- tionen mit den sprach- lichen Mitteln des Dialekts
Lokaler Basindialekt „Dialetti“ Dialetti (-)	„Restrukturierungen eines von Standard- sprache abweichen- den Basindialekts: „parlare dialetto in dialetto“	Fortsetzung und Ab- schwächung von dia- lektalen Diskurstradi- tionen unter Verlust der Mittel dialectali- scher Differenzierung

6 Fazit

Abschließend ist zusammenzufassen, dass sich die Notwendigkeit ergibt, die bisher getrennten Bereiche der historischen, der geo-, der sozio- und der pragmalinguistischen Sprachwissenschaft des Italienischen aufgrund des heutigen Sprachzustands ihrer spezifischen historischen Gegenstände, nämlich der sozialen und pragmatischen Neuverteilung vertikal gestaffelter Sprachformen vom italoromanischen Basisdialekt über die breite Palette umgangssprachlicher Varietäten in den regionalen Gemeinschaften bis hin zum Standard zu einer dynamischen, diachronen Variationslinguistik konvergenter Sprachkontakte weiterzuentwickeln.

Wenn die italienische Sprachwissenschaft ein wenig von ihrem Glanz früherer Jahre zurückgewinnen will, dann sollte sie die heute ablaufende Sprachdynamik der Alltagskommunikation in Italien erforschen und in einer fundierten Beschreibung die faszinierende Vitalität dieser Sprache widerspiegeln.

Anmerkungen

¹ Cf. Lüdtke 1980a: 8–9 und Lüdtke 1980b: 250–252.

² Cf. Stehl 2005, 2008: 199–202.

³ Zur Situation der Minderheitensprachen in Spanien, Frankreich und Italien cf. Kattenbusch 1995 und 2000.

⁴ Cf. Stehl 1981 sowie Stehl 1991.

⁵ Cf. Telmon/Canobbio 1985.

⁶ Cf. Stehl 2011.

⁷ Cf. hierzu Stehl 1988 sowie Stehl 1992.

⁸ Cf. Holenstein 1980.

⁹ Cf. Stehl 1995a.

¹⁰ Cf. hierzu auch Stehl 1995a: 61.

¹¹ Cf. Stehl 1994, 1995a, 1996 sowie 1999.

¹² Cf. Stehl 1994: 139–141, 2000 sowie 2012.

¹³ Cf. hierzu auch Stehl 1994: 143.

Literatur

Holenstein, Elmar (1980): Sprachliche Kontinua sind anisotrop und skaliert, in: Gunter Brettschneider/Christian Lehmann (Hg.): *Wege zur Universalienforschung*.

Sprachwissenschaftliche Beiträge zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler, Tübingen, 504–508.

Kattenbusch, Dieter (1995) (Hg.): *Minderheiten in der Romania*, Wilhelmsfeld.

– (2000): Zum Stand der Kodifizierung von Regional- und Minderheitensprachen in Spanien, Frankreich und Italien, in: Bruno Staib (Hg.): *Linguistica Romanica et Indiana. Festschrift für Wolf Dietrich*, Tübingen, 207–225.

Lüdtke, Helmut (1980a): Sprachwandel als universales Phänomen, in: Helmut Lüdtke (Hg.): *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*, Berlin/New York, 1–19.

– (1980b): Auf dem Weg zu einer Theorie des Sprachwandels, in: ders. (Hg.): *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*, Berlin/New York, 182–252.

Stehl, Thomas (1981): Minderheiten, Dialektologie und Soziolinguistik, in: Christoph Schwarze (Hg.): *Italienische Sprachwissenschaft. Beiträge zu der Tagung „Romanistik interdisziplinär“*, Saarbrücken 1979, Tübingen, 159–177.

– (1988): Les concepts de continuum et de gradatum dans la linguistique variationnelle, in: Dieter Kremer (Hg.): *Actes du XVIIIe Congrès International de Linguistique et de Philologie romanes* (Trèves, 19–24 mai 1986), vol. V: *Linguistique pragmatique et sociolinguistique*, Tübingen, 28–40, 51–54.

– (1991): Il concetto di *italiano regionale* e la dinamica dell’italiano nelle regioni, in: Johannes Kramer (Hg.): *Sive Padi ripis Athesim seu propter amoenum. Festschrift für Giovan Battista Pellegrini*, Hamburg, 385–402.

– (1992): Contacts linguistiques verticaux et traditions du discours comme objet d'une linguistique variationnelle historique, in: Ramón Lorenzo (Hg.): *Actas do XIX Congreso Internacional de Lingüística e Filología Románicas*, Universidade de Santiago de Compostela, 1989, vol. III: *Lingüística Pragmática e Sociolinguística*, La Coruña, 249–268.

- (1994): *Français régional, italiano regionale*, neue Dialekte des Standards: Minderheiten und ihre Identität im Zeitenwandel und im Sprachenwechsel, in: Uta Helrich/Claudia Maria Riehl (Hg.): *Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance?*, Wilhelmsfeld, 127–147.
- (1995a): La dinamica diacronica fra dialetto e lingua: per un'analisi funzionale della convergenza linguistica, in: Maria Teresa Romanello/Immacolata Tempesta (Hg.): *Dialecti e lingue nazionali. Atti del XXVII Congresso Internazionale di Studi (Lecce, 28–30 ottobre 1993)*, Roma, 55–73.
- (1995b): Sprachdynamik in Frankreich und Italien: Zur Funktion des Wortschatzes im Konvergenzprozeß, in: Ulrich Hoinkes (Hg.): *Panorama der Lexikalischen Semantik. Thematische Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstags von Horst Geckeler*, Tübingen, 641–650.
- (1996): Competenza, pragmatica e linguistica della variazione: problemi d'inchiesta e d'interpretazione in geolinguistica, in: Edgar Radtke/Harald Thun (Hg.): *Neue Wege der romanischen Geolinguistik. Akten des Symposiums zur empirischen Dialektologie (Heidelberg/Mainz, 21.–24.10.1991)*, Kiel, 620–640.
- (1999): Dialektgenerationen und Dialektfunktionen im sprachlichen Wandel, in: ders. (Hg.): *Dialektgenerationen, Dialektfunktionen, Sprachwandel*, Tübingen, VII–XV.
- (2000): Tempo, spazio, dinamica linguistica: Aspetti ‚dia-sincronici‘ della linguistica italiana, in: Bruno Staib (Hg.): *Linguistica romanica et Indiana. Festschrift für Wolf Dietrich zum 60. Geburtstag*, Tübingen, 401–423.
- (2005): Sprachwandel und Sprachgenese. Kontinuität und Bruch in der Sprachgeschichte, in: ders. (Hg.): *Unsichtbare Hand und Sprecherwahl. Typologie und Prozesse des Sprachwandels in der Romania*, Tübingen, 87–110.
- (2008): Phonologischer Wandel im Sprachkontakt: Divergenz, Konvergenz und zyklische Drift, in: ders. (Hg.): *Kenntnis und Wandel der Sprachen. Beiträge zur Potsdamer Ehrenpromotion für Helmut Lüdtke*, Tübingen, 195–215.
- (2011): Romanische Sprachkontakte und Sprachdynamiken in einer funktionalen Variationslinguistik, in: Claudia Frevel/Franz-Josef Klein/Carolin Patzelt (Hg.): *Gli uomini si legano per la lingua*, Stuttgart, 249–268.
- (2012): Regionale Sprachgemeinschaften und Sprachdynamik: Zwischen Kodifizierung und Schreibtradition, in: Sandra Herling/Carolin Patzelt (Hg.): *Sprachkontakt, Sprachausbau und Verschriftungsproblematik: Aspekte der Normalisierung von Regionalsprachen in der Romania. Akten der gleichnamigen Sektion auf dem XXXI. Romanistentag in Bonn (27.09.–1.10.2009)*, München [im Druck].

Telmon, Tullio/Canobbio, Sabina (Hg.) (1985): *ALEPO. Atlante linguistico ed etnografico del Piemonte occidentale. Materiali e saggi 1984*, Torino.



Lu Destine di Modesto Della Porta

Amalia Urbano, Berlin

Caro Dieter, non è stato facile trovare qualcosa che potesse sorprenderti. E così ho pensato alle mie radici abruzzesi e al tuo progetto VIVALDI. E ho scelto una poesia di Modesto Della Porta che è un poeta abruzzese, nato nel 1885 a Guardiagrele in provincia di Chieti che ora reciterò in vernacolo.



*Amalia Urbano, Dott.ssa,
Lettrice di ruolo del
Ministero Affari Esteri
della Repubblica italiana
all'Istituto di Filologia
Romanza della
Humboldt-Universität di Berlino.*

Amalia Urbano

Auguri plurilinguistici

Your browser does not support the video tag.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Kulturwissenschaftliches aus der ALD-Werkstatt: *tumulazione versus inumazione*

Hans Goebl, Salzburg

Lieber Dieter!

Ohne jeden Zweifel ist die Basis unserer nunmehr ins vierte Jahrzehnt eingetretenen Freundschaft die Feldforschung, also die immer wieder leidenschaftlich und zugleich programmatisch gesuchte persönliche Begegnung mit den Sprechern romanischer Varietäten. Das gilt sowohl für die Ebene des Allgemeinen als auch jene des Besonderen, auf welcher in unserer Freundschaft die Arbeit am bzw. rund um den ALD seit langem eine besondere Rolle gespielt hat und dies noch immer tut. Das in der Folge aus Anlass Deines Jubiläums in lapidarer Kürze abgehandelte Thema ist Dir natürlich nicht neu und wurde zwischen uns schon mehrfach mündlich erörtert. Da es aber vielen weniger felderfahrenen und an Kulturellem eher sekundär interessierten Romanisten weitgehend unbekannt ist, scheint es mir nützlich zu sein, unseren einschlägigen Gesprächen just in Deiner Festschrift eine schriftliche Form zu geben.

Echten Feldforschern ein langes Leben zu wünschen, kommt dem bekannten Import von Eulen nach Athen sehr nahe. Dennoch: *ad multos, per multos felicesque annos, carissime Theodorice!*

1 Antezedenzen

Zwar sind weder der erste noch der zweite Teil des *Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi* (ALD) mit einer explizit ausgewiesenen Sachkomponente versehen worden und können daher neben dem selbstverständlichen Prädikat *linguistico* zusätzlich nicht noch auf das Prädikat *etnografico* Anspruch erheben. Dennoch war bei beiden Projektteilen vorgesehen, dass sich die Exploratoren vor bzw. neben ihrer Befragungsarbeit sehr genau in den betreffenden Ortschaften umsehen. Dazu gab es in den beiden Fragebüchern entsprechende Checklisten, unter denen sich auch ein Item befand, das sich auf den örtlichen Friedhof bezog. Im Zuge diverser, eher kuriosisch absolviertes Feldbesuche in der ALD-Zone war mir nämlich aufgefallen, dass es auf den Friedhöfen im Norden des ALD-Gebiets eher „wie bei uns“ (i.e. in Österreich, Deutschland und der Schweiz) aussah, wohingegen auf den Friedhöfen am Südrand des ALD-Gebiets neben den uns vertrauten Erdgräbern auch oberirdisch angelegte Betonkonstrukte oft von

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Hans Goebel, o. Univ.-Prof. Dr., geb. 1943 in Wien, ab 1982 Ordinariat aus Romanischer Linguistik in Salzburg. In Wien (und in Graz) Schule und Universitätsstudium aus Romanistik und Alter Philologie (Doktorat) bzw. für das Lehramt an Gymnasien (Latein, Französisch). Tätigkeit als Gymnasiallehrer: 1967–1973; kontinuierlich auf Universitätsboden (Regensburg, Berlin, Salzburg): seit 1973. Hauptbeschäftigungssphäre (stets dia- und synchron, empirisch und theoretisch, qualitativ und quantitativ): Gallo-, Italo- und Rätoromanistik, neuerdings auch Ibero- und Dakoromanistik; dazu viel Interdisziplinäres mehr oder weniger krauser Art.

Dieter war mein Nachfolger auf dem von mir 1973–1980 unter dem malerischen Namen „Wissenschaftliche Hilfskraft mit den Aufgaben und Bezügen eines Verwalters der Dienstgeschäfte eines wissenschaftlichen Assistenten“ bekleideten Mittelbauposten an der Uni Regensburg. In der Zeit zwischen 1980 und 1982 sprang nicht nur der rätoromanistische Funke von mir auf ihn über, sondern entstand auch eine sehr solide Freundschaft, die sich aus vielen gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen und persönlichen Neigungen speiste und dies immer noch tut.

erstaunlicher Höhe zu sehen waren, in denen die Toten in geometrisch angeordneten Nischen ruhten, wozu eine rasche Rückfrage vor Ort den Sachbegriff *loculo* (für die Nische) und das Nomen *actionis tumulazione* (für die Verbringung eines Toten in eine solche Nische) zutage förderte. Das mag alles am Beginn oder in der Mitte der 1970er Jahre passiert sein.

Abb. 1: Zusammentreffen zweier Begräbnisformen



Wie auch immer: Sowohl beim ALD-I als auch beim ALD-II haben unsere Exploratoren (*semper utriusque sexus generisque*) die Vorgaben der beiden Fragebücher genau befolgt, überall das Vorhandensein (*o meno*) von *loculi* vermerkt und zudem in fast allen der zu untersuchenden 217 Fälle sehr expressive Fotografien der betreffenden Friedhöfe nach Hause bzw. nach Salzburg gebracht. Allerdings ist es erst im Jahr 2009 zu einer synoptischen Kartierung der erhobenen Daten gekommen: siehe dazu Abb. 1. Die darauf zutage tretende Raumstruktur hat mich förmlich elektrisiert damit verbundenen Fragenkomplex nicht nur in romanischer, sondern in paneuropäischer Perspektive im Wege umfassender Lektüren und Recherchen gründlich nachzugehen.

In der Tat ist für einen mit den sprachlichen Dynamismen der ALD-Zone vertrauten Linguisten die auf Abb. 1 sichtbar werdende Raumstruktur „ganz einfach“ zu lesen: Es handelt sich um ein Raumprofil, welches das (hellgrau markierte) Erdbegräbnis (*inumazione*) in rezessiver bzw. konservativer und die (nirgends allein auftretende) Tumulierung (dunkelgrau markiert) in expansiv-innovativer Funktion zeigt. Das Raumprofil der Abb. 1 legt also die Vermutung nahe, dass vor einer noch näher zu bestimmenden Zeit die dunkelgraue Zone deutlich kleiner bzw. sogar gänzlich inexistent war.

Die Frage ist nur: Um welche Zeiträume handelt es sich da? Und welche kulturellen bzw. sozialen Faktoren haben dazu beigetragen, die aus der Karte erahnbare Dynamik in Gang zu setzen und voranzutreiben? Und schlussendlich: Was ist eigentlich der kapitale Unterschied zwischen einem Erdbegräbnis der uns vertrauten Art und einem Nischenbegräbnis, das ganz offenbar „südlich von uns“ beheimatet ist?

2 Kurze Geschichte des europäischen Friedhofswesens

Bei der Durchsicht der einschlägigen Fachliteratur und der Konsultation zahlloser Internetseiten¹ stellt sich sehr rasch heraus, dass das heute beobachtbare Friedhofswesen Europas in einer just für Romanisten höchst interessanten Weise zweigeteilt ist: Die drei südromanischen Länder Portugal², Spanien³ und Italien⁴ kennen die in der Folge noch näher zu beschreibende Tumulierung (*tumulazione*), während der gesamte Rest Europas – unter Einbezug auch seiner orthodoxen Teile – weitgehend den uns bekannten Bräuchen folgt. Das ist ein moderner Befund, der natürlich früher anders ausgesehen hat.

Abb 2: Bozen

Auszugehen ist davon, dass das Christentum von der Antike die Feuer- und die Erdbestattung übernommen, aber sehr rasch die erste Form zur Ausnahme und die zweite Form – weil zahlreichen biblischen Empfehlungen entsprechend – zur Regel erklärt hat. Allerdings hat sich bereits in merowingischer Zeit allem Anschein nach im ganzen, damals christlichen Europa im Zuge des Versuchs, den Toten eine spezielle Ehrung



zukommen zu lassen, in fortschreitendem Maß der Brauch etabliert, die Verstorbenen *ad sanctos*, d.h. inner- oder unterhalb bzw. in unmittelbarer Nähe

von Kirchen, zu bestatten. Dies hatte zwei Konsequenzen: die rasch eintretende Überfüllung der Kirchen mit Grabstellen (und das damit verbundene Auftreten schwer zu bemeisternder hygienischer Probleme) und die in periodischen Zyklen notwendig gewordene Exhumierung und Umbettung der Toten mit dem Ziel, auch den nachfolgenden Generationen einen (vorübergehenden) Begräbnisplatz *ad sanctos* zu sichern.

Eine direkte Folge der Praxis der Exhumierung war die Errichtung von Beinhäusern (oder Karner) und Ossarien. Von den ersten sind während des Hoch- und Spätmittelalters gerade im alpinen und danubianischen Raum architektonisch sehr ansprechende Exemplare in großer Zahl gebaut worden, wovon einige bis heute erhalten sind und touristisch besucht werden können.⁵

Aus anthropologischer Sicht sind die im Mittelalter wohl überall in Europa anzusetzenden Verhältnisse als „zweifaches Begräbnis“ zu bezeichnen, da ja immerhin ein und derselbe Verstorbene zweimal – d.h. unmittelbar nach seinem Tod und dann auf dem Wege der Einbringung seiner Reste in einen Karner – zur Ruhe gebettet wird. Es hat aber auch den Anschein, dass der Umstand des doppelten Begräbnisses – der immerhin mit der Vorstellung der Störung der jedem Toten gebührenden Ruhe verbunden werden kann – in kirchlichen Kreisen *à la longue* Widerstand hervorgerufen hat. Tatsache ist jedenfalls, dass sich – ausgehend von einer kleinen Schrift Martin Luthers aus dem Jahr 1527⁶ – im von der Reformation erfassten Teil Europas eine neue Auffassung von Tod und Begräbnis ausgebreitet hat, die nicht die Ehrung der Toten bzw. der ihnen zukommenden Gebeine, sondern deren Ruhe bzw. Schlaf in den Vordergrund gestellt hat.

Konkret hat sich das in Mittel- und Nordeuropa zunächst so geäußert, dass die Begräbnisse *ad sanctos* immer seltener wurden, die bisher üblichen, eng um die Kirche gescharten Friedhöfe (Kirchhöfe bzw. Gottesacker) v.a. in mittleren und größeren Städten zu vor der Stadt neu angelegten, parkartigen Anlagen mutierten und durch die Proskribierung des Mehrfachbegräbnisses die Karner zunächst funktionslos wurden, dann immer mehr verfielen und zuletzt meist – glücklicherweise nicht immer und überall – abgerissen wurden. Am Ende dieser Entwicklung steht der heute auf allen uns vertrauten Friedhöfen übliche Brauch, die einmal in eine bestimmte Erdgrabstelle verbrachten sterblichen Reste ebendort auf alle Zeit zu belassen und, im Falle der Neubelegung der betreffenden Grabstelle, um ein paar Zentimeter tieferzulegen.

Aus anthropologischer Sicht liegt damit der Sachverhalt des Einfachbegräbnisses vor, womit zudem die Vorstellung der als naturrechtliches Gut zu betrachtenden Totenruhe⁷ verbunden ist. Für die romanischen Länder (mit der Ausnahme von Frankreich und Rumänien) hat das mit der Mehrfachbestattung verbundene *ad sanctos*-Prinzip bis weit in das 18. Jahrhundert seine volle Geltung behalten und wurde erst in diesem Zeitraum im Zeichen der Aufklärung durch verschiedene, „von oben“ erlassene Reformen modifiziert

Abb 3: Riva di Garda (Trentino)



bzw. außer Kraft gesetzt.

Abb. 4: Brescia, Cimitero comunale



Die bekannteste davon ist ein von Kaiser Napoleon im Jahr 1804 in Saint-Cloud erlassenes Dekret, das für die damals von ihm beherrschten Gebiete explizit vorschreibt, die Toten individuell (und nicht in Massengräbern) sowie in der Erde zu bestatten, daneben allerdings auch festlegt, die Toten bzw. deren Reste nach fünf Jahren zu exhumieren, um die Grabstelle anderwärts neu vergeben zu können. Man erkennt sofort, dass das Edikt von Saint-Cloud nicht im Zeichen des Einfach-, sondern des Mehrfachbegräbnisses und somit in einer Tradition steht, die nicht als „mitteleuropäisch“ bezeichnet werden kann.

Doch betrachten wir in aller Kürze die heute in Italien für *tumulazione* und *inumazione* üblichen Normen. Vorauszuschicken ist, dass zur Zeit der *unità d'Italia* (1861) beide Bestattungsformen auf allen Friedhöfen Mittel- und Südaladiens nebeneinander existierten und sich das neue Staatswesen sehr rasch anschickte, für beide Modalitäten entsprechende Rechtsnormen von gesamtstaatlicher Wirksamkeit zu schaffen. Letzteres galt bis vor ein paar Jahren, als die ersten Schritte zur Abtretung dieser Kompetenzen an ausgewählte Regionen Italiens gesetzt wurden. Bei der in der Folge präsentierten Charakterisierung von *tumulazione* und *inumazione* lasse ich die auch in Italien in den 1870er Jahren langsam aufgekommene (und bis heute nur zu geringer Verbreitung gelangte) Begräbnisform der Einäscherung (*incinerazione*) außer Betracht. Ihre italienische Spielart bietet zudem – im gesamteuropäischen Vergleich – keine ins Auge fallenden Besonderheiten.

Auf den heutigen italienischen Friedhöfen werden die Begräbnisarten *tumulazione*, *inumazione* und *incinerazione* im landesweiten Durchschnitt folgendermaßen genutzt: 60 Prozent, 25 Prozent und 15 Prozent. Dabei kann der Prozentsatz für die *tumulazione* im Süden gegen 100 Prozent tendieren und jener der *incinerazione* im (äußersten) Norden die 50-Prozent-Marke übersteigen. Die landesweit stabilste Form des Begräbnisses ist also die – im allgemeinen Sozialprestige allerdings nicht ganz oben stehende – *inumazione*.

Der *cursus requiescendi* präsentiert sich bei der *tumulazione* nicht nur nach allgemein überliefertem Brauch, sondern vor allem nach dem Willen des Gesetzgebers wie folgt: Einbettung des Verstorbenen in einen Doppelsarg aus Holz (außen) und Zink (innen), Verbringung des Doppelsargs in einen heute im Regelfall für allerlängstens 25 Jahre mietbaren *loculo*.⁹

Abb. 6: València (Spanien), Cementiri general

Abb. 5: Malcesine (Veneto), Cimitero comunale



Nach Ablauf dieser Zeit erfolgt – fallweise unter direkter Anwesenheit der Hinterbliebenen – die obligatorische *estumulazione* und die Verbringung der aufgefundenen Reste an eine neue Stelle des betreffenden Friedhofs. Diese kann – je nach Zustand dieser Reste – ein *campo per inconsulti* oder ein *ossarietto* (Beinbehälter: etwa 70 cm in drei Dimensionen) sein, welch letzterer – zusammen mit einer den Namen und die Lebensdaten des Verstorbenen kundgebenden Tafel – erneut in oft



übermannshohen Betonwänden untergebracht werden kann.

Die mit dem *campo per inconsunti* verbundenen Kultureme sind allerdings für unsere Auffassungen sehr gewöhnungsbedürftig.¹⁰ Im laut Gesetz hermetisch dichten Holz-Zink-Doppelsarg kommt es in 80 Prozent aller Fälle zu keinerlei Verwesung. Bei der Sargöffnung findet man meistens mumienartige Leichen, die – erneut zufolge Gesetz – in einem Spezialsektor des betreffenden Friedhofs („*campo per inconsunti*“) für fünf Jahre zur (chemikalisch beförderten) Nachverwesung beigesetzt werden müssen. Nach Ablauf dieser Frist erfolgt eine erneute Exhumierung, die mit der Hoffnung verbunden ist, nunmehr die aufgefundenen Reste einem *ossarietto* anvertrauen zu können. Sofern dies trotz allem noch immer nicht möglich ist, kommt es in manchen italienischen Friedhöfen zur obligatorischen Einäscherung der unverwest verbliebenen Reste und der Übergabe der Asche an die Hinterbliebenen. Andernfalls erfolgt eine erneut auf fünf Jahre befristete Einbringung in einen *campo per inconsunti*.

Hinzuzufügen ist, dass auf den meisten italienischen Friedhöfen die *estumulazione* und die nachfolgende Belegung der *campi per inconsunti* nicht individuell, sondern geblockt für eine große Anzahl von Toten sowie erst nach dem Verstreichen einer breit angelegten Informationskampagne an die Adresse der Hinterbliebenen stattfindet. Auch die Verweildauer der Reste eines Toten in den *ossarietti* ist begrenzt und Gegenstand eines entsprechenden Mietvertrags: meist für zehn Jahre. Sofern keine Verlängerung begeht wird, erfolgt nach Ablauf dieser Frist die Einbringung der Reste in das allgemeine *ossario*, worüber jeder italienische Friedhof *ex lege* verfügt.

Alles in allem wird also bei der *tumulazione* ein Verstorbener durchschnittlich viermal umgebettet, wobei sein *cursus quiescendi* bei der Einbettung in einen *loculo* beginnt und beim *ossario* endet. Bei der *inumazione* kommt es durchschnittlich nur zu drei Umbettungen: Ein in einem Holzsarg in einem Erdgrab Bestatteter darf zufolge Gesetz in diesem nur zehn Jahre ruhen bzw. verbleiben. Darnach erfolgt die Exhumierung der Reste mit dem Ziel, das betreffende Erdgrab gebeinfrei an den nächsten Nutzer übergeben zu können. Für die exhumierten Reste ergeben sich als Alternativen die Einäscherung oder die (erneut zeitlich befristete) Bestattung in einem *ossarietto*. Darnach endet auch hier der *cursus quiescendi* im örtlichen *ossario*. Hinzuzufügen ist, dass für alle Bestattungsetappen stets neue religiöse (oder andere) Feierlichkeiten vorgesehen sind, deren Umfang aber mit der Zeit abnimmt.

Das hier in zwei Spielarten vorgestellte Mehrfachbegräbnis führt zu einer Besonderheit, die von den um einen weltweiten Kulturvergleich bemühten Anthropologen ganz besonders beachtet und dementsprechend bezeichnet wird: nämlich zur *circolazione delle ossa*, die – wie wir gesehen haben – im Mittelalter europaweit verbreitet war und sich seit den Zeiten der Reformation aus dem Bereich Mittel-, Nord- und Osteuropas ganz zurückgezogen hat.¹¹

Vor allem in Spanien, auf dessen Friedhöfen richtiggehende Totenhäuser zu finden sind,¹² in

Abb. 7: València (Spanien),
Cementiri de Benimaclet



Abb. 8: Oviedo (Spanien),
Cementerio San Salvador



denen die Toten in *nichos* (span.) oder *nínxols* (katal.) ruhen, existiert eine sehr ähnliche *circolazione delle ossa*, die allerdings seit alters her um eine Etappe kürzer ist: In Spanien liegen die Toten in den *nichos* bzw. *nínxols* in einfachen Holzsärgen, so dass – auch angesichts des dort relativ warmen Klimas – die rasche und gänzliche Ossifizierung der Leichname sichergestellt ist. Einrichtungen, die den italienischen *ossarietti* und *ossari* vergleichbar sind, werden auch dort genutzt.

Doch entfällt die mit den *campi per inconsunti* verbundene Mühsal gänzlich.

3 Zurück zum ALD bzw. zur Botschaft der Abbildung 1

Im Lichte der in Kapitel 2 dargelegten, einigermaßen gewöhnungsbedürftigen Sachverhalte habe ich die langjährige Mitarbeiterin des ALD-II, Brigitte Rührlinger, gebeten, in den zu beiden Seiten der Grenze zwischen Hell- und Dunkelgrau gelegenen Ortschaften Nachforschungen zu den dortigen Friedhöfen durchzuführen. Diese erfolgten in aller Regel telefonisch und anhand eines genau festgelegten Gesprächsleitfadens. Als Gesprächspartner konnten dazu meistens jene Gemeindeangestellten gewonnen werden, die mit der Verwaltung der Friedhöfe befasst sind. In der Mehrzahl der Fälle ergab sich dabei ein konstruktives und offenes Gesprächsklima, wofür allerdings Voraussetzung war, dass sich Brigitte Rührlinger ihren Gesprächspartnern als *in funeralibus* bestens vorinformierte Fachfrau vorstellen konnte. Erstaunlicherweise fielen die örtlichen Geistlichen in dieser Causa als Gesprächspartner fast gänzlich aus.

Die Fragen des Leitfadens zielten vor allem auf zwei Bereiche: auf den Zeitraum des ersten Auftauchens von *loculi* auf den örtlichen Friedhöfen sowie auf die Frage eines eventuell vorhandenen Prestigeunterschiedes zwischen dem traditionellen Erd- und dem deutlich jüngeren Nischenbegräbnis.

Zur Zeitfrage: Grosso modo scheint das Nischenbegräbnis in den kleineren Ortschaften der ALD-Zone vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt worden zu sein. Vor dem Ersten Weltkrieg dürfte es nur in den größeren Städten (wie Trient oder Bassano del Grappa) vorhanden gewesen sein. Episodenweise wurde erwähnt, dass in den friaulischen Dörfern die Nischengräber von der erst im Jahr 1963 installierten Regionalverwaltung ganz besonders favorisiert worden seien.

Zur Prestigefrage: Hier waren keine eindeutig bewertbaren Antworten zu erhalten. Oft wurde von den Friedhofsverantwortlichen erwähnt, dass die Leute aus nicht näher bekannten Gründen nach Nischengräbern verlangt hätten und diese deshalb auf dem örtlichen Friedhof eingerichtet worden seien. Nur in Einzelfällen wurde die Frage explizit bejaht, ob das Prestige der Nischengräber jenes der Erdgräber übersteige. Aus den Befragungen ergab sich aber keineswegs der Eindruck, dass das Erdbegräbnis einen entscheidenden Prestigeverlust erlitten hätte.

Unter den wenigen befragten Geistlichen gab es allerdings sehr harsche Stimmen gegen das Nischenbegräbnis, das als ortsfremd, unchristlich und zeitgeistig bezeichnet wurde.

In Einzelfällen wurde explizit auf örtliche Widerstände gegen die Etablierung des Nischenbegräbnisses hingewiesen: So habe zwar die Stadt Trient das Nischenbegräbnis seit dem 19. Jahrhundert auf ihrem innerstädtischen Friedhof etabliert, doch weigerten sich die kleinen Ortschaften in der unmittelbaren Umgebung Trients („rioni“) bis heute standhaft, dieses auch bei sich zu akzeptieren.

Alles in allem entstand der Eindruck einer Spielart eines prototypischen Peripherie-Zentrum-Konflikts: Von der hier als Peripherie fungierenden ALD-Zone schien das

Nischenbegräbnis als Eigen- bzw. Errungenschaft eines in seiner Führungsrolle mehr implizit als explizit akzeptierten Zentrums schrittweise übernommen worden zu sein. Dieses „Zentrum“ ist nach der Lage der Dinge natürlich das „Innere“ Italiens. In sehr grober typologischer Vereinfachung könnte man daher in der von Süd nach Nord stattgehabten Diffusion des Nischenbegräbnisses eine Art kultureller Anpassung an den Süden sehen, die man auch als „Italianisierung“ einstufen könnte.

Dass diese Sicht der Dinge nicht unpassend ist, kann an zwei Beispielen aus der weltweiten „Italophonie“ verdeutlicht werden, auf deren erstes ich durch reinen Zufall gestoßen bin.

4 *tumulazione* als identitätsstützendes Merkmal in der italienischen Diaspora

4.1 Der Fall Montréal (Kanada)

Es geht dabei um den Friedhof *Notre-Dame-des-Neiges*, der derzeit die größte Begräbnisstätte Montréal ist.¹³ Er existiert seit 1854 und wurde seit dieser Zeit exklusiv für Erdbegräbnisse verwendet, wobei sich die Begräbnisbräuche der Franko- und Anglo-Kanadier diesbezüglich weitgehend identisch verhielten. Dieser Friedhof liegt leicht oberhalb des eigentlichen Stadtkerns von Montréal und hat eine leicht hügelige Konfiguration. Ein Lokalaugenschein ergibt einen durchaus als „mitteleuropäisch“ anzusprechenden Befund, wenn man von der unübersehbaren Besonderheit absieht, dass die verschiedenen Ethnien der weltoffenen Einwanderungsstadt Montréal ihre Toten ganz offenbar in ihnen speziell zugewiesenen Sektoren des Friedhofs bestatten durften.

Was nun aber im wahrsten Wortsinn ins Auge sticht, sind am Friedhofsrand errichtete *mausolées* in Gestalt kompakter, mehrstöckiger Häuser, die allesamt illustre Namen tragen: *Notre-Dame*, *Jean-Paul II*, *Saint-François* etc. Auf Nachfrage erfährt man,¹⁴ dass das erste dieser „Mausoleen“ im Jahr 1978 und das bislang letzte im Jahr 2008 eröffnet worden ist. Jedes dieser *mausolées* enthält mehrere Tausend *niches*, von denen der Großteil die Funktion eines *loculo* erfüllt und nur ein geringer Teil der Aufnahme von Aschenurnen dient.

Beim Besuch dieser Mausoleen fällt zweierlei auf: dass praktisch alle der auf den diversen *niches* vermerkten Vor- und Familiennamen etymologisch italienischen Ursprungs¹⁵ sind, und auch, dass es kaum mehr freie *niches* gibt und somit die Nachfrage darnach sehr groß gewesen sein muss.

Angesichts der auf den *niches* vermerkten Todesdaten – von denen viele deutlich vor dem Jahr 1978 liegen – lässt sich ableiten, dass es auf der Grundlage der seit jenem Jahr angebotenen neuen Möglichkeiten viele Italophone¹⁶ als besonders attraktiv angesehen haben, ihre bis dato (gemeinschaftlich mit Verstorbenen aus vielen anderen Kulturräumen) in der Erde ruhenden Toten exhumieren und in eine *niche* einbetten zu lassen, sofern sie nicht diesen Vorgang für den Fall des eigenen Ablebens durch Ankauf einer *niche* sichergestellt haben.

Abb. 9: Montréal (Kanada),
Cimetière Notre-Dame-des-Neiges



Abb. 10: Lissabon, Cemitério dos Prazeres

Ganz bewusste Wahl des Begräbnisortes der *niche* statt einer *tombe* als identitätsmarkierendes Symbol der eigenen *italianità*? Dass an der Annahme, dass für die internationale italienische Diaspora das Nischenbegräbnis eine ganz spezielle Attraktivität besitzt, „etwas dran“ sein muss, zeigt der nächste



Fall, der uns nach Deutschland, genauer: nach Saarbrücken, führt.

4.2 Der Fall Saarbrücken (Deutschland)

Während ich auf den eben geschilderten Fall (Montréal) zufällig bzw. im Verlauf einer Reise gestoßen bin, verdanke ich die Kenntnis des „Falles Saarbrücken“ meinen bereits systematisch vorgenommenen funeralen Recherchen. Es geht dabei um den Saarbrückener Hauptfriedhof und das im Jahr 2007 mit Nachdruck geäußerte Verlangen der im Raum Saarbrücken ansässigen italienischen Gemeinde¹⁷, auf eben diesem Friedhof in Analogie zu den mit eigenen Grabstellen bedachten Muslimen „oberirdische Grabkammern“ zu erhalten. Die Homepage des fraglichen Friedhofs¹⁸ weist sogar den vollen Namen des für die Errichtung der bislang rund 80 Grabkammern (*loculi*) besonders aktiv gewordenen italienischen Mitglieds des örtlichen „Integrationsbeirats“ aus.

Im direkten Gespräch mit diesem und mit den in dieser Causa tätig gewordenen Angestellten der Saarbrückener Friedhofsverwaltung ergab sich ganz eindeutig, dass vonseiten der in Saarbrücken ansässigen Italiener der Begräbnisform der *tumulazione* eindeutig und ganz entschieden der Vorrang vor der vor Ort altetablierten *inumazione* gegeben wurde. Und zwar im Zeichen bzw. im Namen der eigenen kulturellen bzw. nationalen *identità*.

Die ab 2008 zur Verfügung gestellten Grabkammern sind inzwischen fast zur Gänze an italophone Interessenten vermietet worden. Zwischenzeitlich habe ich erfahren, dass sich im Saarland ein ähnlich gelagertes Vorkommnis auch in Völklingen ereignet hat.

5 Quintessenz

Im Lichte der Fälle Montréal und Saarbrücken erscheint die in Abschnitt 3 geäußerte Vermutung, dass die heute in der ALD-Zone beobachtbare Verteilung zwischen *inumazione* und *tumulazione* mit einer kulturell induzierten Dynamik speziell „italienischer Provenienz“ zu tun haben könnte, als durchaus plausibel. Es wird Sache weiterer Reisen und systematischer Beobachtungen sein, ähnliche Erscheinungen auch für hispano- und lusophone Diasporagruppen aufzuzeigen, wobei natürlich deren Zusammentreffen mit italophonen Gruppen – wie dies z.B. ganz sicher in Argentinien der Fall sein dürfte – von besonderem Interesse wäre.

Für den Linguisten ist im Falle des ALD ganz besonders interessant, dass sich die Aufmarschwege dieser Dynamik weitgehend mit jenen decken, die für sprachliche Innovationen aus dem Italienischen ermittelt werden konnten.¹⁹ Das ist eine *kulturwissenschaftlich* relevante Erkenntnis, die durchaus mit jenen *volkskundlich* relevanten Entdeckungen verglichen werden kann, die der Hauptexplorator des AIS, Paul Scheuermeier, bei seinen Peregrinationen in der Italo- und Rätoromania machen konnte.²⁰

Anmerkungen

¹ Eine weitere, unersetzbliche Informationsquelle stellen zahlreiche Gespräche mit Friedhofsverantwortlichen sowie direkte Besuche von Friedhöfen in aller Herren Länder dar.

² Siehe dazu Abb. 10.

³ Siehe dazu Abb. 6, Abb. 7 und Abb. 8.

⁴ Siehe dazu Abb. 2, Abb. 3, Abb. 4 und Abb. 5.

⁵ Siehe dazu beispielsweise Sörries 1996.

⁶ Voller Titel: *Ob man vor dem Sterben fliehen möge. Zur ganzen Frage* cf. Sörries 2009, 104f.

⁷ Damit hängen auch in unseren Breiten die Verrechtlichung des Sachverhalts der Totenruhe und die strafrechtliche Verfolgung von deren Störung zusammen.

⁸ Siehe dazu die periodenübergreifend berichtenden Arbeiten von Auzelle 1965, Redemagni 2004, Sörries 2009, Sozzi 2009 und Tomasi 2001, alle *passim*.

⁹ Siehe zu den in Italien anzutreffenden Verhältnissen Abb. 2, Abb. 3, Abb. 4 und Abb. 5.

¹⁰ Siehe dazu vor allem Abb. 4.

¹¹ Siehe dazu auch Poppi 2006 sowie Poppi/Goody 2006.

¹² Siehe dazu vor allem Abb. 6 und Abb. 7.

¹³ Siehe dazu Abb. 9.

¹⁴ Siehe dazu <http://www.cimetierenddn.org/>.

¹⁵ Eine stichprobenartige Auszählung ergab das Verhältnis von 97 Prozent (italienische Namen) zu 3 Prozent (portugiesische Namen).

¹⁶ Im Großraum Montréal leben rund 200 000 Italophone, die ihre kulturelle und sprachliche Identität noch sehr gut bewahrt haben.

¹⁷ Diese umfasst in numerischer Hinsicht ca. 5000 Köpfe und stammt größtenteils aus Südalien und Sizilien.

¹⁸ Siehe dazu http://www.saarbruecker-friedhoefe.de/assets/2011_4/1301645866_faltblatt_oberirdische_grabkammern_maerz_2011.pdf

¹⁹ Siehe dazu die Profile jener Ähnlichkeitskarten, die von Roland Bauer bei der Dialektometrisierung der Daten des ALD-I zum Kuntpunkt Italienisch (P. 999) ermittelt wurden: Bauer 2009, 208f. (Karten 22 und 23).

²⁰ Siehe dazu beispielsweise Scheuermeier 1934 (Karten: *ibidem* 61ff.).

Literatur

AIS = Jaberg, Karl/Jud, Jakob (1928–1940): *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, 8 Bde., Zofingen.

ALD-I = Goebel, Hans/Bauer, Roland/Haimerl Edgar et al. (Hg.) (1998): *Atlant linguistich dl ladin dolomitich y di dialec vejins, 1a pert. Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi, 1a parte. Sprachatlas des Dolomitenladinischen und angrenzender Dialekte, 1. Teil*, 7 Bde., Wiesbaden.

Auzelle, Robert (1965): *Dernières demeures. Conception, composition, réalisation du*

cimetière contemporain, Paris.

Bauer, Roland (2009): *Dialektometrische Einsichten. Sprachklassifikatorische Oberflächenmuster und Tiefenstrukturen im lombardo-venedischen Dialektraum und in der Rätoromania*, San Martin de Tor.

Poppi, Cesare (2006): Flowers and Bones: Posthumous Reflections, in: Aram A. Yengoyan: *Modes of Comparison: Theory and Practice*, Ann Arbor, 457–476.

–/Goody, Jack (2006): Flowers and Bones: Approaches to the Dead in Anglo-American and Italian Cemeteries, in: Aram A. Yengoyan: *Modes of Comparison: Theory and Practice*, Ann Arbor, 420–456.

Redemagni, Paola (2004): *I cimiteri*, Mailand.

Scheuermeier, Paul (1934): *Wasser- und Weingefäße im heutigen Italien. Sachkundliche Darstellung auf Grund der Materialien des Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, Bern.

Sörries, Reiner (1996): *Die Karner in Kärnten. Ein Beitrag zur Architektur und Bedeutung des mittelalterlichen Kirchhofs*, Kassel.

– (2009): *Ruhe sanft. Kulturgeschichte des Friedhofs*, Kevelaer.

Sozzi, Marina (2009): *Reinventare la morte. Introduzione alla tanatologia*, Roma/Bari.

Tomasi, Grazia (2001): *Per salvare i viventi. Le origini settecentesche del cimitero extraurbano*, Bologna.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Vom Gastarbeiter zum (*Gast*-) Bürger? Italiener in Deutschland - eine Zwischenbilanz

Edith Pichler, Berlin

Einleitung

Bereits zu Beginn der 1950er Jahre begannen auf italienische Initiative hin die Verhandlungen zwischen den Regierungen Italiens und der Bundesrepublik Deutschland über die Anwerbung von Gastarbeitern. 1955 fanden sie mit dem bilateralen Abkommen ihren Abschluss. 1957 folgten die Römischen Verträge, die man als Auftakt für die Schaffung der Europäischen Union bezeichnen kann. Mittlerweile lebt in Deutschland die zweite und dritte Generation der Nachfahren der italienischen Gastarbeiter. Des Weiteren lässt sich seit den 1990er Jahren eine neue Blüte der italienischen Einwanderung nach Deutschland feststellen. Gemeint sind Immigranten, die anders als diejenigen der 1950er und 1960er Jahre nicht mehr in der Industrie arbeiten. Oft handelt es sich um Vertreter der „neuen europäischen Mobilität“, wie sie vom europäischen Einigungsprozess und von Programmen wie ERASMUS u. a. begünstigt werden (Pichler 2006).

Tab. 1: Italienischstämmige Personen in Deutschland, gemäß ihrem Migrantenstatus (Mikrozensus 2009; Quelle: Statistisches Bundesamt 2010)

mit Migrationserfahrung	ohne Migrationserfahrung	insgesamt		
absolut	%	absolut	%	absolut
434 000	56,6	337 000	43,4	771 000

So lassen sich grob drei Kategorien oder Typologien von Italienern in Deutschland feststellen: 1. die Generation der *Gastarbeiter*, 2. deren Nachfahren (zweite, dritte Generation usw.) und 3. die neuen Mobilen, auch *euromovers* genannt. Seit der ersten Ankunft von italienischen Gastarbeitern in der Bundesrepublik sind mehr als fünfzig Jahre vergangen, und man kann sich fragen, ob die Italiener in Deutschland nach wie vor in manchen Belangen „Gastarbeiter“ geblieben sind oder ob sie inzwischen (Mit-)Bürger geworden sind, integriert in die deutsche Gesellschaft und Teilhaber der verschiedenen Staatsbürgerrechte, oder schließlich, ob sie auch Vertreter neuer Migrationsformen sind.

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



**Edith Pichler,
Dr. phil.**
*Geboren in Bozen
(Italien), aufgewachsen
in Cles (Trentino).
Studium der Politischen
Wissenschaften am Otto-
Suhr-Institut der Freien
Universität Berlin. 1995
Promotion, Lehrtätigkeit am Institut
für Sozialwissenschaften der
Humboldt-Universität zu Berlin, am
Otto-Suhr-Institut der Freien
Universität Berlin, am Institut für
Soziologie der Universität La Sapienza
Rom. 2007 Studie
„GeisteswissenschaftlerInnen mit
Migrationshintergrund in Beruf und
Arbeitsmarkt“. Seit 2010
Forschungsprojekt „Junge Italiener in
Deutschland zwischen Inklusion und
Exklusion. Eine Fallstudie“. German
review editor für die Zeitschrift
„Altreatal – International journal of
studies on Italian migrations in the
world“.*

*Ich wurde in Bozen geboren, aber
aufgewachsen bin ich in Cles-Val di
Non (Trentino). So hatte ich schon als
Kind indirekt mit einem Teil der
zukünftigen Forschungsinteressen von
Dieter Kattenbusch zu tun, denn im
Val di Non spricht man einen
besonderen Dialekt, der anscheinend
zu den ladinischen Dialekten gehört.
Allerdings wusste er das damals in
den 1960er/70er Jahren auch noch
nicht, denn er war ja selbst noch
Schüler ... und uns Kindern war
ebenfalls nicht so bewusst, dass wir
von Leuten umgeben waren, die eine
besondere Sprache sprachen, eine
Sprache, die wir, wenn auch nicht so
perfekt, durchaus im Alltag benutzten.
Später, als Prof. Kattenbusch, ist er im
Val di Non gewesen und hat dort über
den Nones Dialekt geforscht bzw. ihn
untersucht. Jedoch haben wir uns
nicht im Rahmen der Dialektforschung
kennengelernt, sondern durch Dr.
Raffaele Sanzo, damals Technischer
Leiter im italienischen
Bildungsministerium und bei der
Italienischen Botschaft in Berlin und*

Staatsbürgerschaftsrechte nach Marshall

Thomas H. Marshall hat 1950 in *Citizenship and social class* die staatsbürgerlichen Rechte in drei Kategorien unterteilt:

- zivile Staatsbürgerschaftsrechte;
- soziale Staatsbürgerschaftsrechte;
- politische Staatsbürgerschaftsrechte.

Die zivilen Staatsbürgerschaftsrechte basieren auf der Garantie der individuellen Rechte: Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit etc. Die sozialen Staatsbürgerschaftsrechte garantieren ein Minimum an Wohlstand, an wirtschaftlicher Sicherheit und ein menschenwürdiges Leben. Die Institutionen, die die sozialen Staatsbürgerschaftsrechte garantieren, sind für Marshall das Bildungssystem und das Sozialsystem. Mit den politischen Staatsbürgerschaftsrechten meint Marshall die politische Partizipation, sei es als Wähler oder als Mitglied einer Partei. Gerade die Ausübung dieser letzten Kategorie (politische Staatsbürgerschaftsrechte) konstituiert nach Marshall die Voraussetzung für die Ausübung der anderen Rechte (Marshall 2000).

für den Sektor Schule und Bildung zuständig. In Zusammenarbeit mit Dieter Kattenbusch organisierte er 2004 eine Konferenz über Italienische Jugendliche im deutschen Schulsystem. Auf der Konferenz habe ich ein Referat gehalten und Dieter so kennengelernt. Seitdem sind wir in Kontakt geblieben, und Dieter hat mich u.a. einige Male zu seinen Konferenzen als Referentin eingeladen. Außer den Dialekten und anderen wissenschaftlichen Themen verbindet uns auch die Liebe zu den Alpen, und dass seine Frau aus Innsbruck stammt ... wie meine Großmutter.

Tatsächlich haben die Italiener in Deutschland einen Weg zurückgelegt, der sie vom Recht der Teilhabe am Wohlfahrtsstaat (soziale Bürgerrechte) zur Teilhabe an den staatsbürgerlichen Rechten geführt hat, bis hin zu Formen der politischen Partizipation, die jedoch noch nicht vollständig ausgeübt wird, da sie für EU-Bürger auf das kommunale Wahlrecht beschränkt bleibt.

Migrantentypologien und Staatsbürgerschaftsrechte

Die Ziele der sogenannten *Gastarbeiter* waren die deutschen Industriegebiete: Stuttgart, Köln, München, Wolfsburg usw. Da sie häufig über die Deutsche Kommission angeworben wurden, besaßen sie bereits vor ihrer Auswanderung aus Italien einen Arbeitsvertrag und waren durch ihre Arbeit ins wohlfahrtsstaatliche System eingebunden, was heißt, dass sie auch teilweise in den Genuss sozialer Rechte kamen. Ihr institutionalisiertes Sozialkapital, um mit Bourdieu (1983) zu sprechen, war nicht besonders hoch. Wenn sie beispielsweise Berufsausbildungsabschlüsse besaßen, wurden diese oft nicht anerkannt, weil sie den deutschen Parametern nicht entsprachen. Zudem waren die für sie vorgesehenen Arbeitsplätze solche im Niedrigsegment der Produktion, die keine spezielle Berufsqualifikation erforderten.

Die sozialen Netzwerke der *Gastarbeiter* hatten außerhalb der Fabrik und der Gewerkschaft, die oftmals als Stimme der politisch-sozialen Anliegen auftrat, vorwiegend einen *ethnischen Charakter*. Neben den Katholischen Missionen und den regionalen Vereinen waren die Organisationen der Parteien präsent, die in den Emigranten potenzielle Wähler sahen und eher an der Beibehaltung des Kontakts zu Italien als an der Integration der *Gastarbeiter* in die deutsche Gesellschaft interessiert waren. Mittlerweile sind diese ethno-politisch-sozialen Netzwerke verschwunden, oder sie haben zumindest ihre Aktivitäten verringert (Pichler 2006). Auf diese Weise haben sie unfreiwillig die gesellschaftliche Isolierung der in Deutschland alt gewordenen *Gastarbeiter* vergrößert. Das soziale Unbehagen wird zusätzlich dadurch verstärkt, dass ihre Rente nicht zuletzt aufgrund der Arbeit, die sie geleistet haben, nicht sehr hoch ist. Diese Generation, die rückkehrorientiert war, hat häufig ihr Ersparnis in den Kauf eines Hauses in der Heimat investiert, mit der Absicht, wenigstens im Rentenalter zurückzukehren. Die Rückkehr erfolgt allerdings in manchen Fällen aus ökonomischer Not, da in Deutschland mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Einkommen kein, wie Marshall schreibt, würdiges Leben nach dem maßgebenden sozialen Standard möglich ist.

Wegen der ausgeübten schweren Tätigkeiten bedürfen viele von ihnen außerdem ärztlicher Betreuung und medizinischer Versorgung, die das italienische Gesundheitssystem, das in manchen Gegenden Italiens veraltet ist, nicht bereitstellt oder leistet. Da in den allermeisten Fällen die Söhne und Töchter in Deutschland leben, muss diese Generation erneut pendeln: Frühling und Sommer verbringt man in Italien und bebaut ein Stückchen Land, den Winter verbringt man bei den Kindern und lässt sich medizinisch versorgen. Das sei ein „zerteiltes Leben“, sagte ein betagtes Ehepaar vor ein paar Jahren in einem Gespräch mit der Autorin. Diese Generation ist „transitorisch“ geblieben, ohne jedoch wirklich „mobil“ wie die jüngere Generation zu werden: von *Gastarbeitern* wurden sie zu *Gastsenioren*.

Die zweite und dritte Generation

Die zweite und die dritte Generation erfährt, anders als die erste Generation – also Eltern oder Großeltern, die bisweilen mit Formen von Abwehr und mit Vorurteilen konfrontiert waren – eine symbolische Inklusion. Manchmal ist diese jedoch stereotyp: *Dolce Vita*, *Italian Life Style* usw. Es wird ihnen also eine gewisse italienische „Wesensart“ auferlegt, und diese wird so perpetuiert, wie sie im deutschen Vorstellungshaushalt existiert. Wenig Raum findet sich dadurch für die Identitäten, die doch längst „hybrid“ sind. Diese „positiven Stereotypen“ können aber schnell ins Negative umschlagen. Das war zum Beispiel nach den Ereignissen von Duisburg der Fall, als *Der Spiegel* in der Rubrik „Ausländer“ (und nicht EU-Bürger) einen Artikel mit dem Titel „Weiße Weste für die Parallelwelt“¹ veröffentlichte, in dem der Begriff Parallelwelten bzw. Parallelgesellschaften auf die italienische Community in Deutschland angewendet wurde.

Zusätzliche Stereotype entstehen, indem man bestimmte Berufe als typisch für bestimmte Migrantengruppen ansieht, so zum Beispiel *Italiener = Ristoratori* oder *Pizzabäcker*.² Durch diese Gleichsetzung findet eine Art „ethnische Teilung“ der Berufe statt, bei der für die Italiener zum Beispiel spezifische ökonomische Nischen reserviert sind. Dies kann sich als ein Hindernis für die zweite oder dritte Generation erweisen und mögliche Perspektiven sowie den Zugang in andere Sektoren bremsen. Erschwerend kommt hinzu, dass diese Generation eine nur geringe Inklusion ins deutsche Bildungssystem aufweist. Damit ist ihre Partizipation an den sozialen Staatsbürgerschaftsrechten³ gefährdet.

Tab. 2: Schüler in Sekundarschulen und Förderschulen nach ausgewählter Nationalität in Prozent – Schuljahr 2008/09 (Quelle: Statistisches Bundesamt 2010)

Nationalität	Schule				
	Hauptschule	Realschule	Gesamtschule	Gymnasium	Förderschule
Deutsche	8,6	14,1	5,3	28,7	4,1
Griechen	21,8	14,7	6,1	15,6	6,1
Italiener	23,7	13,8	6,9	9,9	8,6
Polen	17,2	11,5	8,0	16,6	3,3
Türken	23,4	14,5	10,4	9,3	6,9
Vietnamesen	5,9	11,2	5,0	39,9	1,7

Die Pisa-Studien der OECD haben gezeigt, dass Schulerfolg in Deutschland in hohem Maße vom Herkunfts米尔ieu abhängt. Schüler aus Familien mit hohem kulturellem Kapital haben eher die Chance, aufs Gymnasium zu gehen, das Abitur zu machen und ein Studium an der Universität zu beginnen.

Gerade die *Gastarbeiterkinder* leiden am meisten unter einem selektiven Schulsystem,

das solche Schüler „bestraft“, die aus Familien ohne hohes Schulbildungsniveau und ohne passenden, dominanten Habitus stammen. Tatsächlich spielen ja gerade das inkorporierte Kapital und der Habitus der Familie für die Schulkarriere eine fundamentale Rolle. Folglich lässt sich eine Korrelation beobachten zwischen den schulischen Leistungen der italienischen Schüler und der Zusammensetzung der jeweiligen Communities.

Tab.3 : Italienische Schüler in ausgewählten Bundesländern in der Förderschule und in der Sekundarschule in Prozent – Schuljahr 2009/10 (Quelle: Statistisches Bundesamt 2011)

Schule					
Bundesland	Förderschule	Hauptschule	Gymnasium	Realschule	Gesamtschule
Baden-Württ.	10,4	54,9	28,7	12,4	0,41
Bayern	9,8	59,3	20,7	18,2	0,36
Rheinl.-Pfalz	6,0	25,3	23,0	19,4	12,1
NRW	7,6	30,9	23,0	17,2	26,2
Niedersachsen	5,2	23,2	34,5	22,5	18,7
Hessen	8,4	16,9	29,7	26,7	23,2
Saarland	5,4	1,6	2,7	16,3	25,2
Berlin	2,3	9,6	18,8	50,6	17,9

Gerade in den typischen Gebieten der Arbeitsimmigration wie Baden-Württemberg, Bayern und Hessen – dort, wo das Schulsystem eher selektiv ist – weisen die italienischen Schüler die höchste Quote an Förderschülern auf. Dort gibt es auch die meisten Hauptschüler italienischer Herkunft (Pichler 2008).

Einen Sonderfall stellt die Situation italienischer Schüler in Berlin dar, wo die Schulperformance ganz andere Tendenzen zeigt. Dies kann auf das weniger selektive Schulsystem Berlins zurückgeführt werden und auf das Modell der bilingualen Europa-Schulen (Staatliche Europa-Schulen/SESB),⁴ das seit zehn Jahren existiert. Allerdings sind diese Schulerfolge auch auf die Zusammensetzung der italienischen Community in Berlin zurückzuführen, die nicht nur die typische *Gastarbeitermigration* erfahren hat, sondern durch die Zuwanderung von unterschiedlichen Migrantentypen – aus unterschiedlichen Milieus und häufig im Besitz höheren kulturellen Kapitals – charakterisiert ist (Pichler 2008). Berlin ist außerdem nach dem Fall der Mauer besonders in den letzten zehn Jahren Ziel der neuen europäischen Mobilität und so auch der italienischen *euromovers* (Pichler 2011).

Die neuen Mobilen oder die Euromovers

Diese neuen mobilen jungen Menschen erleben die Auswanderung einerseits als Zwang, weil sie in ihren Herkunfts ländern kaum Chancen sehen; zugleich aber – und das gilt besonders für diejenigen, die aus den italienischen Wohlstandsgebieten kommen – ist die Emigration eine freie Entscheidung, um einem gewissen Provinzialismus und der Sozialkontrolle durch die Familie zu entkommen, bei der der Großteil der jungen Leute zuvor noch wohnte.

Die neue Mobilität hat nicht nur zu einer ständigen Pluralisierung der italienischen Community im Hinblick auf ihre soziale Zusammensetzung beigetragen. Ebenso zeigt sich eine deutliche Zunahme des weiblichen Anteils. Während in früheren Phasen die Einwanderung von Männern dominiert wurde, lässt sich gerade in den jüngeren Altersgruppen und bei den neuen Mobilen ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen den Geschlechtern beobachten. Die unterschiedliche Geschlechterzusammensetzung nach

Altersgruppen mit einer stärkeren Präsenz von Männern unter den älteren Einwanderern kann unter anderem auf zwei Entwicklungen hindeuten. Erstens findet die Mobilität der jüngeren weiblichen Generation nicht mehr wie in der *Gastarbeiterzeit* im Rahmen der Familienzusammenführung statt (Begleitung des Ehemannes, Nachzug der Kinder). Sie gestaltet sich auch aufgrund von Transformationen und Modernisierungsprozessen innerhalb der italienischen Gesellschaft immer mehr als ein selbständiges Projekt. Zweitens weist sie auf die Veränderungen der Beschäftigungs- bzw. Arbeitsmarktstruktur hin (ebd.).

Die jungen *euromovers* verfügen oftmals über ein hohes kulturelles Kapital; sie sind vielfach in den neuen Feldern der *creative industries* aktiv. Meist handelt es sich dabei um kurzfristige, vorläufige Tätigkeiten, gewissermaßen um „erfundene Berufe“, wobei die Gastronomie als „Komplementärsektor“ dient, um andere Aktivitäten zu finanzieren oder um überhaupt „über die Runden zu kommen“. Auch bei ihnen scheinen, wie zum Beispiel Klaus Dörre (2009) festgestellt hat, standardisierte und sozialstaatlich geschützte Beschäftigungsverhältnisse subjektiv an Attraktivität verloren zu haben. Laut Dörre betrachten sich viele dieser Personen trotz flexibler Beschäftigungsverhältnisse keineswegs als Prekarier. Die Zugehörigkeit zu diesen „kreativen Prekarier“ (Dörre 2009) stellt für sie eine Form der „feinen Distinktion“ (Bourdieu 1987: 405) dar, die sie von der zum Teil kleinbürgerlichen Herkunftswelt oder von anderen Migranten unterscheidet.

Die sozialen Netzwerke der neuen Mobilen sind eher transversal angelegt, ethnisch gemischt und interkulturell. Hier sorgen vielmehr das Herkunfts米尔ieu und der Habitus für Zugehörigkeit und nicht so sehr die ethnische Gruppe. Die überethnischen bzw. transkulturellen Netzwerke scheinen mehr im lebensweltlichen Bereich eine Bedeutung zu haben. Es handelt sich vorwiegend um kulturelle Initiativen (Schule, Elterninitiativen, Kulturorganisationen) oder um zivilgesellschaftliche Organisationen (Parteien, Menschenrechts-, Umweltschutzorganisationen), wobei die bi-kulturellen Kompetenzen der Akteure eine Bereicherung für die Aktivität des Vereins darstellen.

Bei einigen neuen Mobilen werden also Netzwerke aktiviert, die auf der gemeinsamen Herkunft aus Italien beruhen: Sie dienen als Informationsquelle und der gegenseitigen Unterstützung. Gerade die im letzten Jahrhundert erfolgte Binnenmobilität in Italien und die Verbreitung von Fernsehen, Rundfunk und neuen Medien haben zu einer Italianisierung der Bevölkerung beigetragen, die nicht mehr nur den lokalen Dialekt spricht und lediglich die „Dorfgemeinschaft“ kennt. Für die neuen Einwanderer, die vorwiegend aus einem urbanen Milieu stammen, haben die für die Gastarbeitergeneration noch wichtigen regionalen Netzwerke nur eine relative Bedeutung. Wenn vorhanden, haben sie eher „folkloristischen“ Charakter und sind im Gegensatz zur Vergangenheit offen für Personen anderer regionaler und nationaler Herkunft (Pichler 2011).

Resümee

Die Mobilität in Europa hat sich im Laufe der Zeit gewandelt: Von der Migration von Arbeitskräften im Rahmen von bilateralen Verträgen in den 1950er und 1960er Jahren über Bewegungen im Rahmen der Familienzusammenführung in den 1970er Jahren bis zu neuen Formen der Mobilität, die durch die europäischen Integrationsprozesse gefördert werden. Wenn in der Vergangenheit Migration bedeutete, sich von einem nationalen Container in einen anderen zu bewegen, ist man heute mit Personen konfrontiert, die häufig einen *transnationalen* Habitus besitzen und die, indem sie lokal/global (*glocal*) agieren, die nationalen Container zunehmend porös werden lassen (Mau 2007: 37). *Migration* wird von einer zunehmenden Zahl von Personen als ein permanenter Zustand und eine neue soziale Realität konzipiert: so für die *Gast-Senioren*, deren Nachfahren, die Transnationalen und die neuen Mobilen. Dadurch entstehen „hybride“ Identitäten, die die Vorstellungen von Staatsangehörigkeit und nationaler Identität unterlaufen und dementsprechend auch die Praxis des Zugangs zu den Staatsbürgerechten. Angesichts solcher neuer Mobilitätsphänomene ist die Ausweitung des Begriffs von

Staatsbürgerschaft hin zu einer europäischen (Staats-)Bürgerschaft wünschenswert. Die sozio-strukturellen Daten zur Situation der Italiener in der Bundesrepublik bezüglich Arbeit, Schule und Ausbildung sowie ihre Partizipation am politischen Leben zeigen, dass ein Teil der Italiener in Deutschland von einer echten, vollständigen Inklusion in die Rechte der Staatsbürgerschaft, die sie zu europäischen Bürgern machen würde, noch weit entfernt ist.

Anmerkungen

¹ So: „Weiße Weste für die Parallelwelt. 530 000 Italiener leben in Deutschland, sie scheinen gut integriert. In Wahrheit schotten sich etliche in Familienbünden ab. Das bietet der Mafia einen prächtigen Nährboden für ihre Geschäfte.“ *Der Spiegel* 50/2007 vom 10.12.2007, S. 58.

² Inzwischen will man nicht nur in der Alltagsprache mit dem Begriff „beim Italiener“ sagen, dass man in einem italienischen Restaurant war.

³ Für Marshall hat die Bildung der Kinder einen direkten Einfluss auf den Staatsbürgerstatus: „Wenn der Staat für alle Kinder eine Erziehung sicherstellen will, dann hat er dabei ausdrücklich die Voraussetzung und das Wesen des Staatsbürgerstatus im Blick. Er versucht, die Entwicklung der werdenden Staatsbürger zu fördern. Das Recht auf Bildung ist ein genuines soziales Recht der Staatsbürgerschaft [...]. Grundsätzlich sollte es nicht als das Recht des Kindes auf den Besuch der Schule angesehen werden, sondern als das Recht des erwachsenen Staatsbürgers, eine Erziehung genossen zu haben [...]. Bildung ist eine unverzichtbare Voraussetzung der bürgerlichen Freiheit.“ (Marshall 2000: 61).

⁴ Verschiedene Studien haben gezeigt, dass die bilinguale Schulerziehung, in der die kulturellen Kompetenzen der Schüler mit Migrationshintergrund anerkannt und aufgewertet werden, ihre Inklusion in das Schulsystem fördert (Gogolin 2003, Graf/Fernandez-Castillo 2011).

Literatur

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in:

Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt*, Sonderband 2, Göttingen, 183–198.

– (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.

Brandt, Andrea/Kaiser, Simone/Kleinhubbert, Guido/Ulrich, Andreas/Weinzierl, Alfred (2007): Weiße Weste für die Parallelwelt, *Der Spiegel* 50, 58–62.

Dörre, Klaus (2009): Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus, in: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M./New York, 35–64.

Gogolin, Ingrid (2003): Gleiche Bildungschancen für Kinder mit Migrationshintergrund – möglich auch in Deutschland?, in: Beauftragte der Bundesregierung für Migration (Hg.): *Förderung von Migranten und Migrantinnen im Elementar- und Primarbereich. Dokumentation*, Berlin, 17–30.

Graf, Peter/Fernandez-Castillo, Antonio (Hg.) (2011): *Schüler auf dem Weg nach Europa. Interkulturelle Bildung und Mehrsprachigkeit in der Schule*, Bad Heilbrunn.

Marshall, Thomas H. (2000): Staatsbürgerrechte und soziale Klassen, in: Mackert, Jürgen/Müller, Hans-Peter (Hg.): *Citizenship. Soziologie der Staatsbürgerschaft*,

Wiesbaden, 45–102.

Mau, Steffen (2007): *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten* Frankfurt a.M./New York.

Pichler, Edith (2006): 50 anni di immigrazione italiana in Germania: transitori, inclusi/esclusi o cittadini europei?, in: *Altreitalie. Rivista internazionale di studi sulle popolazioni di origine italiana nel mondo* 33, 6–18.

- (2008): Community, Milieus und Schulkarrieren am Beispiel der italienischen Bevölkerung in Berlin, in: Hillmann, Felicitas/Windzio, Michael (Hg.): *Migration und städtischer Raum. Chancen und Risiken der Segregation und Integration*, Opladen/Farmington Hills, 247–261.
- (2011): Die Italiener in Berlin und ihr Selbstverständnis als neue Europäer, in: Janz, Oliver/Sala, Roberto (Hg.): *Dolce Vita? Das Bild der italienischen Migranten in Deutschland*, Frankfurt a.M./New York, 277–295.

Statistisches Bundesamt (2010): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2009* – Fachserie 1 Reihe 2.2. Wiesbaden.

- (2010): *Bildung und Kultur. Allgemeinbildende Schulen, Schuljahr 2008/ 2009* – Fachserie 11 Reihe 1. Wiesbaden.
- (2011): *Bildung und Kultur. Allgemeinbildende Schulen, Schuljahr 2009/ 2010* – Fachserie 11 Reihe 1. Wiesbaden.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

“Oro nero” - La cultura del caffè in Italia: usi, costumi, teatro e letteratura

Roberto Ubbidiente, Berlin

A mo' di premessa

Fig. 1:
Guarana



Parlare di caffè da un punto di vista prettamente antropologico e storico-culturale non può farcene dimenticare l'aspetto meramente economico-commerciale non privo di rilevanza. Se per lo studioso dei *Cultural Studies* tale bevanda rappresenta un fenomeno all'origine di mode e modi di consumo che hanno largamente influenzato i costumi occidentali e i luoghi e le forme di sociabilità degli ultimi tre secoli, per l'economista di professione il caffè resta una merce che ogni anno dà vita – a livello mondiale – al più alto volume di scambi dopo il petrolio. Secondo il rapporto 2011 dell'*International Coffee Organization* (ICO), infatti, solo nel periodo 2010–2011 il totale della produzione mondiale di caffè è stato stimato in 133,3 milioni di sacchi, con un incremento dell'8,2 per cento rispetto all'anno precedente (cfr. **International Coffee Organization**). Oltre l'86 per cento della produzione mondiale è costituito dai dieci maggiori paesi esportatori, otto dei quali (Brasile, Vietnam, Colombia, Etiopia, Guatemala, Messico, Honduras e Uganda) hanno registrato un significativo aumento della produzione con un effetto positivo nelle relative bilance dei pagamenti. Considerando che i Paesi produttori di caffè appartengono al cosiddetto “Terzo mondo”, va rilevato che questo prodotto rappresenta una delle principali fonti di sostentamento delle economie in via di sviluppo. Parallelamente alla produzione sono aumentate anche le esportazioni a livello mondiale.

In totale, nel periodo che va dall'aprile 2010 al marzo 2011 sono stati esportati 101 milioni di sacchi da 60 kg ciascuno, toccando un livello senza precedenti. Il forte aumento delle esportazioni è dovuto ad un incremento della domanda mondiale, tanto che, nonostante i record battuti, si teme che le esportazioni non riusciranno alla fine a soddisfare l'intera domanda, in costante aumento su tutti i mercati nazionali (il consumo globale per il 2010 è stato pari a 134 milioni di sacchi). Tutto ciò fa del caffè un vero e proprio “oro nero” il cui volume d'affari, contrariamente ad altri prodotti, anche di prima necessità, non sembra conoscere crisi.

Per quanto riguarda, invece, il consumo mondiale *pro*

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Roberto Ubbidiente, Dr., Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin. Studium der Geisteswissenschaften an der Universität Salerno (Italien),

Promotion am Institut für Romanistik der Universität Wien, Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Wien, seit 1999 an der Humboldt-Universität.

capite, si constata non senza sorpresa che al primo posto risultano i paesi scandinavi con 10 kg annui, seguiti dall'Italia con 4,4 kg. Dei 400 miliardi di tazzine di caffè consumate ogni anno in tutto il mondo ben 600 vengono bevute pro capite in Italia. Di queste il 70 per cento viene consumato in casa, il 20 per cento al bar e il 10 per cento sul posto di lavoro. Ma le fredde statistiche non rendono ragione delle differenze culturali e di costume. Sappiamo, infatti, che nei paesi nordici e negli USA la principale funzione del caffè è quella di accompagnare, durante i pasti, ogni tipo di piatto. In Italia, invece, il caffè è riservato alla colazione o alle pause nel corso della giornata. E va bevuto ristretto, denso e cremoso. Ciò identifica il caffè con l'espresso, che per gli italiani viene ad essere sinonimo e unico modo di preparare l'"oro nero". Come regalo, il caffè ha una sua simbologia legata all'amicizia e all'amore. Sin dal Seicento, infatti, era diffusa l'usanza, per i corteggiatori, di regalare alle proprie adorate vassoi colmi di caffè quale prezioso pegno del loro amore, mentre l'accoppiata di zucchero e caffè rappresenta ancora oggi – soprattutto nel costume meridionale – un classico regalo in occasione di visite di condoglianze o di cortesia.

1 Dall'Oriente alla conquista dell'Europa

1.1 In principio era ... il mistero

Come per tutte le cose buone e apprezzate in cucina (si pensi alla pizza, alla pasta ecc.), anche per l'"oro nero" sono in molti a vantarsi di averlo scoperto e di avergli dato i natali, con la conseguenza che il caffè è oggi considerato bevanda nazionale in molti Paesi, dal Brasile all'Italia. Se, dunque, non v'è dubbio che l'espresso italiano sia il tipo di caffè più conosciuto al mondo, resta da appurare se il caffè sia la più italiana delle bevande esotiche ovvero la più esotica delle bevande italiane.

In realtà, poco si sa storicamente dell'origine di questa bevanda e molte sono, invece, le leggende legate alla sua scoperta più o meno casuale. Un aiuto a chiarire la *vexata quaestio* della sua genesi può venire dall'origine della pianta e dall'analisi del suo nome: la *Coffea arabica* è infatti originaria dell'Etiopia e il suo nome deriverebbe dalla regione di Kaffa in cui il caffè sarebbe stato originariamente scoperto.

Tuttavia, secondo Pellegrino Artusi (1820–1911), autore del celeberrimo trattato *La scienza in cucina e l'arte del mangiar bene* (1891), il miglior caffè è quello proveniente dalla città yemenita di Moka e ciò potrebbe fornire la chiave per individuarne il luogo d'origine. Per l'Artusi, infatti, il caffè sarebbe nato casualmente dall'osservazione, fatta da alcuni monaci (altri vogliono da un pastore di nome Kaldi), che le capre, dopo aver mangiato le bacche rosse di un certo arbusto, diventavano più vivaci e irrequiete. Così, per combattere i colpi di sonno, principale nemico delle preghiere notturne, i monaci avrebbero provato a rendere commestibili anche per l'uomo le bacche di quella pianta, abbrustolendole, macinandole e facendone un infuso. Un'altra leggenda vuole, invece, che le bacche bollite dell'arbusto abbiano salvato la vita ad un arabo di nome Omar e ai suoi compagni, condannati a morire di fame nel deserto vicino alla città di Moka.

Stando agli encyclopédisti francesi, riferimenti al caffè si troverebbero addirittura nel testo dell'*Odissea*, né mancano, nella leggendaria genesi del caffè, echi biblici e religiosi in genere. Così, sarebbero in realtà chicchi di caffè sia il «grano tostato» regalato da Abigail a David in segno di riconciliazione (cfr. 1 Sam 25, 18ss.) sia le «pietre [= bacche] preziose» regalate dalla regina di Saba a Sansone (cfr. 1 Re 10, 2ss.). Né i riferimenti religiosi

Fig. 2: Pianta di caffè



restano circoscritti al solo ambito giudaico-veterotestamentario, ché di caffè l'arcangelo Gabriele avrebbe fatto dono a Maometto in persona, onde vincere la sonnolenza.

Se la leggenda fa risalire l'origine del caffè all'VIII secolo a.C., le prime testimonianze storicamente accertate sulla bevanda sono di molto posteriori. È infatti all'incirca intorno all'anno Mille che Avicenna prescrive il *bunc* (nome abissino del caffè) come forte antidepressivo e digestivo (soprattutto per cibi troppo pesanti e grassi).

Sulla scia di Avicenna, il caffè interessò medici e scienziati occidentali già prima di approdare in Europa. Essi ne studiarono le caratteristiche e gli effetti sull'uomo, lasciando molti studi nella trattistica cinque-seicentesca. La prima descrizione "medica" del caffè stampata in Europa fu opera di un medico di Augusta di nome Leonhard Rauwolf che tra il 1573 e il 1576 visitò Gerusalemme e il Medio Oriente. Nel suo diario di viaggio, pubblicato nel 1582 col titolo *Reiß in die Morgenländer*, egli loda il «guet getränck» per le sue proprietà curative, soprattutto per lo stomaco, offrendoci uno spaccato sul modo in cui essa viene consumata in quelle terre lontane:

ein guet getränk, welliches sie hoch halten, Chaube von jnen genennet, das ist gar nahe wie Dinten so schwartz vnd in Gebresten, sonderlich dess Magens, gar dienstlich. Dises pflegens am Morgen frū, auch an offnen orten, von jedermenlik one alles abscheuen zu trincken, auß jrrdinien vnnd Porcellanischen tieffen Schälein, so warm alß sies könden erleiden, setzen oft an, thun aber kleine trünklein, vnd lassens gleich weiter, wie sie neben einander im krayß sitzen, herumb gehen. Zu dem Wasser nehmen sie Frucht Bunnu von Innwohneri genennet, die außen inb jrer größe vnd farb, schier wie die Lorbeer, mit zwey dünnen Schelflein umbgeben, anzusehen vnd fernerer jren alten berichten nach, auss India gebracht werden [...]. Dieser Tranck ist bey jnen sehr gemein, darumb dann deren, so da solches ausschencken, wie auch der Krämer, so die Frucht verkauffen, in Batzar hin jnd wider nit wenig zu finden; so haltens das auch wol so hoch vnd gesund seyn, als wir bey vns den Wermutwein, oder noch andere Kräuterwein.¹

Di qualche decennio successivo è, invece, la descrizione dell'"acqua nera" e delle sue proprietà digestive fatta da Jean de Thévenot, altro viaggiatore europeo in Vicino Oriente. In ambito italiano si distinguono gli studi di Prospero Alpini e del medico bolognese Angelo Rambaldi. Quest'ultimo si dedicò all'*Ambrosia arabica* (1691),² rilevando che il caffè

non solo teneva svegli senza diminuzioni di forze, ma corroborava lo stomaco, asciugava le flussioni, preservava dai calcoli e dalla gotta, sradicava le ostruzioni, quietava i tumulti delle parti naturali, cioè di "affetti ipocondriaci", sollevava gli idropici, raffrenava gli isterici, apriva copiosamente le urine e le "purge" delle donne, aiutava le gravide, preservava dalle febbri intermittennti col solo fumo, aguzzava la vista e faceva effetti che per essere fra di loro contrari, parevan fuori dall'ordine di natura.³

Una diagnosi medica, sia pur non basata su cognizioni specifiche, ci viene dalla cerchia degli Illuminati meneghini, sancendo la giustezza della bevanda per questo tipo di intellettuale:

Il caffè rallegra l'animo, risveglia la mente, in alcuni è diuretico, in molti allontana il sonno, ed è particolarmente utile alle persone che fanno poco moto e che coltivano le scienze.⁴

Nel corso del Cinquecento il caffè lascia i territori originari dell'Arabia e dello Yemen per diffondersi prima in Turchia e di lì conquistare l'Europa e le Colonie del Nuovo Mondo. Probabilmente al 1475 risalgono le prime botteghe di caffè di Costantinopoli. Pertanto, nonostante l'origine araba, nell'immaginario collettivo europeo sarà la Turchia ad essere associata alla bevanda nera. Ciò non a caso, visto che, come avverte Maurizio Galli,

[i]n Turchia il caffè è un'istituzione che ha i suoi

Fig. 3: Enjoying Coffee



ministri, i suoi sacerdoti e i suoi ferventi. La carica di «gran caffettiere» (*kahvecibaşı*) presso il Sultano è più importante di quella di primo ministro, perché, se non altro, è più stabile. [...] Poiché qui si beve del caffè da mattina a sera, a tutte le ore del giorno, senza ragione, senza contare, come si fuma una sigaretta; da tutti, dovunque. Dal moka delizioso, al profumo inebriante [sic], che lo schiavo vi offre nelle case turche, servito in minuscole tazze introdotte negli *zarfs* d'argento, al modesto caffè mescolato a ceci abbrustoliti e ridotti in polvere finissima, che si vende a uno o due soldi negli innumerevoli caffè della città, il consumo che si fa di questa bevanda è favoloso. Nelle piazze, nei cortili delle moschee, ad ogni angolo di via – propizio –, si trovano caffettieri ambulanti che in un primitivo fornello fanno cuocere del caffè che servono ai numerosi clienti di passaggio da mani a sera.⁵

La straordinaria diffusione del caffè nella società turca aveva del resto già fatto restare a bocca aperta l'anonimo compilatore degli *Annali Universali di Statistica* del 1825, allorquando notava che

[I]a passione degli Orientali per questa bevanda è al di là d'ogni dire. In tutti gli ordini dello stato, gli uomini, le donne, i fanciulli ne prendono ad ogni istante del giorno. Dappertutto ove si vada, qualunque visita si faccia, fra i grandi, fra gli artigiani, fra i Maomettani, fra i Cristiani, nelle case, negli uffici, nei magazzini, nelle botteghe, alla città, alla campagna, i padroni di casa cominciano sempre col presentare il caffè: se la visita è lunga, si porta una seconda, una terza tazza.⁶

1.2 "Wiener Blut"

Dopo la diffusione in Anatolia, nel corso del Cinquecento, dovranno passare quasi due secoli prima che l'«oro nero» possa diffondersi in Europa. Secondo la vulgata, il caffè sarebbe arrivato in Europa nel 1683 in seguito al secondo assedio turco della città di Vienna. Sbaragliati gli Ottomani, infatti, nel loro accampamento furono rinvenuti, insieme a merci e tesori vari, sacchi di strani chicchi tostati fin'allora sconosciuti agli Occidentali. Stando alle fonti storiche, l'accampamento turco contava ben ventidue tende nelle quali i vincitori rinvennero viveri di ogni genere, tra cui:

Tausende von Tieren – Ochsen, Kamele, Maultiere, Schafe – Tausende Säcke voll Getreide und Reis. Unabschöbar die Töpfe voll der herrlich orientalischen Gewürze. Vieles war darunter, was die Bürger Wiens zum erstenmal sahen: exotische Tiere und so manchen Topf oder Sack, angefüllt mit Dingen, deren Verwendungszweck völlig unbekannt war. Unter anderem fand man zahlreiche Säcke mit Bohnen, anderen allerdings, als man hierorts kannte.⁷

Fu Franz Kolschitzky, una sorta di "turco viennese" di origine polacca, poliglotta, cosmopolita e viaggiatore, a riconoscere in quei «Bohnen» gli stessi chicchi che aveva visto nel corso dei suoi viaggi nelle caffetterie di Istanbul. Fiutato l'affare, come ricompensa per i servigi resi (aveva avuto un ruolo fondamentale nel recapitare dispacci militari segreti) Kolschitzky si fece regalare i sacchi di caffè dall'imperatore asburgico e, forte del *Privileg des Kaffeeausschanks* concessogli dal monarca, aprì poco dopo "Zur blauen Flasche": la prima bottega in città (e, a quanto pare, in Occidente) in cui si mescesse il cosiddetto "vino d'Arabia".

Fig. 4: Franz Kolschitzky



Inizialmente, i vienesi non sembrano trovare di proprio gusto la bevanda esotica, ma quando Kolschitzky vi aggiunge latte e miele, dando così vita all'antenato della *Wiener Melange*, è un vero e proprio trionfo.

Fig. 5: Bottega del caffè di Franz Kolschitzky



Se è vero, che la storia di questo primo caffettiere viennese è più legata alla leggenda che alla storia, è anche vero che il primo caffè di Vienna aprì i battenti proprio in quegli anni (precisamente nel 1685) per opera di un certo Johannes Diodato. Dopodiché le cronache viennesi narrano di caffè che spuntano come funghi. Certo, queste prime caffetterie sono ancora lontane dall'essere quell'istituzione socio-culturale che diventerà più tardi il *Kaffeehaus* della capitale asburgica. In considerazione delle ristrettezze dovute al lungo assedio e che caratterizzarono ancora l'immediato dopoguerra, invano vi si sarebbe cercata quella *G'mütlichkeit* che caratterizzerà più avanti il tipico caffè viennese ottocentesco. Anzi, a quanto pare l'arredamento era piuttosto spartano:

Es waren also, um es genauer zu bezeichnen, Kaffeekatakomben, die, nur mit dem allernotwendigsten Material ausgerüstet, die Leute zum Genuss dieses orientalischen Getränks einluden. Ein offenes Feuer vor der Tür und türkische Embleme an der Hausmauer warben für diese ersten Kaffeeschenken.⁸

In realtà, stando alle fonti storiche, i primi caffè europei aprirono i battenti già alla metà del secolo e quindi ben prima delle "catacombe" viennesi. Tuttavia, la diffusione della nuova bevanda nell'Europa cristiana e cattolica non poteva dirsi certo incontrastata. In particolare, il fatto che il "vino d'Arabia" provenisse dall'Oriente islamico attraverso l'Impero ottomano contribuì a generare remore e pregiudizi di natura religiosa e culturale nei suoi confronti, tanto che non si tardò a definirne "diabolici" gli effetti. A ciò spingevano soprattutto considerazioni in merito al suo colore (nero come gli Inferi) e al suo sapore (amaro e scottante come le pene e il fuoco dell'Inferno). Così, il caffè fu oggetto di un vero e proprio ostracismo messo in atto da ambienti conservatori che in esso vedevano un pericolo per i valori e le tradizioni avite. Tracce di questa avversione, che di lì a poco diventerà sinonimo di misoneismo e antimodernità, sono riscontrabili nel celebre giudizio del cerusico secentista Francesco Redi:

*Beverei prima il veleno
che un bicchier che fosse pieno
dell'amaro e reo caffè!
[...]
E se in Asia il musulmano
se lo cionca a precipizio
mostra aver poco giudizio!*⁹

In questo “scontro tra culture” *ante litteram* si arriverà a chiedere al Papa di scomunicare il caffè – bevanda “pagana” – e tutti coloro che ne avrebbero fatto uso, ai quali si arrivò a predire che il giorno del Giudizio universale le loro anime sarebbero uscite dalla tomba nera come i fondi del caffè. Fortunatamente il *Pontifex maximus*, dopo aver assaggiato la nuova bevanda, ne dichiarò lecito il gusto, aprendole le porte – anzi: i porti (Venezia, Marsiglia e Amsterdam) – della Cristianità. Delle prime botteghe di caffè furono quindi aperte in Italia (1645), in Inghilterra (1652) e a Parigi (1672), anche se per avere il primo caffè a Berlino bisognerà attendere fino al 1721.

Di lì a poco Johann Sebastian Bach canterà le lodi della bevanda nella celebre *Kaffeekantate*, composta nel 1734–5 su testo di Picander (*alias* Christian Friedrich Henrici), la cui protagonista, la giovane Liesgen, è un'appassionata bevitrice di caffè, sfidando in questo il divieto paterno:

*Ei! wie schmeckt der Coffee süße,
Lieblicher als tausend Küssse,
Milder als Muskatenwein.
Coffee, Coffee muß ich haben,
Und wenn jemand mich will laben,
Ach, so schenkt mir Coffee ein!*¹⁰

Intanto, la diffusione del caffè (e dei Caffè) in Europa sembra inarrestabile, anche per merito di imprenditori italiani come il palermitano Francesco Procopio dei Cutelli, che nel 1686 aprì il primo caffè di Parigi, il celebre “Le Procope”.

1.3 L'oro nero della Serenissima

In Italia, il caffè fece il suo ingresso attraverso i grandi porti delle rotte commerciali con l'Oriente, primo tra tutti Venezia (da sempre in prima fila negli scambi commerciali con i paesi dell'Est) in cui il primo carico di caffè documentato fu sbarcato nel 1624. Non è perciò casuale che una delle più antiche e prestigiose “caffetterie” italiane – il “Caffè Florian” – abbia visto la luce proprio sotto i portici di Piazza S. Marco.

La cultura del caffè a Venezia gode di secolare e radicata tradizione, se è vero che ancora nel 1904 dalle pagine de «*La Lettura*» Pompeo Molmenti si chiedeva:

Quante cose hanno veduto e udito le pareti dei caffè veneziani, dove si potrebbe rintracciare la storia della vita intima della città singolare, dove il commercio, la maledicenza, gli amori ordiscono ancora le loro tele. *d[sic]ove* restano ancora nell'aria un po' di profumo della vecchiailarità veneziana e un po' della piacevolezza di spirito dei nostri nonni!¹¹

Finendo, poi, per constatare:

Nessuno, più del veneziano, ama trascorrere le ore nelle piccole ed eleganti stanze dei suoi [= di Venezia] caffè, sorbendo a centellini l'amaro succo.¹²

Fig. 6: Il ritorno del Bucintoro



A quanto pare, la prima “Bottega” veneziana aprì i battenti nel 1683 “sotto le Procuratie nuove”, ossia sul lato Sud di Piazza San Marco. Ad essa seguiranno altri ventitré caffè, tutti sulla stessa Piazza, tra cui il più celebre è senz'altro “Alla Venezia trionfante”, aperto nel 1720 da Floriano Francesconi e successivamente diventato l'attuale “Caffè Florian”.

La moda del caffè non tardò ad estendersi da Venezia a tutta la terraferma veneta. Tra i più celebri caffè veneti il celeberrimo *Caffè Pedrocchi* di Padova fornisce un esempio di identificazione di un'intera comunità urbana con il più popolare luogo di sociabilità cittadina. Come, infatti, ebbe a notare Giuseppe Adami, «tutto il cuore di Padova puls[a]

in una bottega di caffè», avvertendo che

[d]a noi, oramai per una ragione di abitudini che ci è venuta col sangue, ogni faccenda, ogni affare, ogni movimento della vita quotidiana si repercute [sic] e si svolge al tavolino del caffè; e ad esso convergono così i minuti pettegolezzi della cronaca mondana come le grandi negoziazioni che spostano ed agitano terre e agricoltori, come le quistioni [sic] politiche e, nei momenti di crisi, le idee audaci e le audacissime decisioni.¹⁴

1.4 All'ombra del Cupolone

Come capitale del retrogrado Stato pontificio la Città eterna non possiede i presupposti per competere con le capitali europee e le altre città più all'avanguardia sia strutturalmente sia dal punto di vista economico e culturale. Per sua natura lo Stato ecclesiastico è piuttosto restio a innovazioni e ammodernamenti e appare alquanto chiuso verso possibili mode e influssi provenienti dall'estero (laddove "estero" erano anche città come Venezia, Firenze, Torino e Napoli), tanto più che in pieno Settecento la Chiesa si sente fortemente minacciata dalla filosofia materialistica dell'Illuminismo e dall'anticlericalismo che spesso accompagna le riforme dei sovrani europei (risale a quest'epoca per es. la soppressione della Compagnia di Gesù in molti Paesi cattolici governati da "despoti illuminati"). La chiusura verso le mode e i costumi stranieri riguarderà ogni aspetto della vita pubblica – e quindi anche la moda delle "Botteghe del caffè", che invece già spopolavano in altre città italiane ed europee.

Alla fine, però, anche Roma dovrà cedere alla sempre più pressante domanda proveniente soprattutto dai giovani rampolli europei che nella Città eterna coronavano il loro *Grand tour* con un soggiorno di alcuni mesi in cui non intendevano affatto rinunciare alla moda del caffè cui li avevano abituati le città di provenienza. Il Papa autorizzò, dunque, l'apertura delle "Botteghe" anche a Roma, riservandone inizialmente l'uso ai soli stranieri. Una breve indagine onomastica dei primi Caffè romani mostra chiaramente il carattere esotico cui il nuovo tipo di locale e la bevanda in esso servita venivano associati: tra le prima "Botteghe" della città troviamo il "Caffè Turco a Campo Marzio", il "Caffè degli Inglesi" o il "Caffè Greco" e la "Bottega dal Caffè del Veneziano" in Piazza Sciarra, così chiamato in onore ad una collaborazione avviata dai proprietari (la famiglia Ricci) con un caffettiere della Serenissima. Fu in particolare merito del "Caffè del Veneziano" quello di servire per la prima volta lo zucchero a parte, ossia separato dalla tazzina; un uso che si diffonderà ben presto in molte città.

Il 1860 fu un anno memorabile per la storia del "Veneziano". Da poco era stato rinnovato per l'ennesima volta l'arredamento del locale: grandi specchi e lampadari a gas, divani di velluto rosso che spiccavano sullo sfondo di una lussuosa tappezzeria verde. Ma proprio il rosso dei divani e il verde della tappezzeria, unitamente al bianco del soffitto, indussero la polizia ad aprire un'inchiesta per cospirazione contro lo Stato pontificio, dal momento che la combinazione dei colori venne interpretata come un sostegno al tricolore "italiano" e una forma di propaganda ideologica delle idee risorgimentali e anticlericali.

Dieci anni dopo, all'indomani della Breccia di Porta Pia, in una Roma ormai divenuta capitale del Regno, i Caffè saranno interessati dalla battaglia politica tra i filopiemontesi e i sostenitori del Papa che si ripercuterà persino sul consumo e sui gusti degli avventori. Se, infatti, i "Sabaudi" manifesteranno il loro appoggio al nuovo Vittorio Emanuele e all'Italia unita consumando litri di "piemontesissimo" vermouth (introdotto in città proprio dall'esercito sabaudo) e chili di gelato "tricolore" al gusto di fragola-limone-pistacchio, facendone, in tal modo, un simbolo di appartenenza politica, i "papalini" da parte loro, risponderanno con un gelato di nuova invenzione al gusto di limone e zabaione: i colori della bandiera papale.

Un "Antico Greco" alla conquista della Città eterna

Agli occhi dei “touristi” stranieri Roma si presentava in tutta la sua bellezza classica e barocca ma non offriva certo il *comfort* e gli standard delle altre capitali. La sia pure tardiva apertura dei Caffè fu quindi salutata soprattutto dai numerosi giovani artisti stranieri che trascorrevano lunghi periodi di studio in città. Una delle prime testimonianze cui è legato il Caffè più celebre di Roma, l’“Antico Caffè Greco”, è una lettera di Pierre Proudon che, a proposito degli artisti che solevano ritrovarvisi, riferisce della maledicenza e del pettegolezzo che caratterizzava i reciproci giudizi in questa cerchia. Innumerevoli le carriere verbalmente stroncate, altrettante le reputazioni distrutte – perfino Raffaello non si salva dall'accusa di non essersi sufficientemente ispirato agli antichi. Va da sé che gli autori di queste critiche sono sempre artisti mancati o inetti, gente, dice Proudon, che ama perder tempo. Nell'Ottocento il “Greco” godette di un successo incontrastato, rappresentando per antonomasia il Caffè della capitale. Da allora la cultura del caffè a Roma ha un indirizzo principe famoso in tutto il mondo: Via dei Condotti 86.

Fig. 7: Caffè Greco: Saletta



Del fondatore ellenico dello storico “Caffè Greco” conosciamo solo il nome italianizzato: Nicola di Maddalena. Per la sua “Bottega” egli scelse un angolo di Roma – Via Condotti con l'adiacente Piazza di Spagna – che nel Settecento risultava animato da artisti e “touristi” stranieri, soprattutto tedeschi e scandinavi in genere, che nelle immediate vicinanze avevano i loro *ateliers*. Fondato nel 1750, il “Caffè Greco” fu subito un successo, tanto che il monolocale iniziale risultò ben presto troppo piccolo per le orde di avventori che ogni giorno lo prendevano letteralmente d'assalto. Infatti, il “Greco” divenne subito meta fissa della colonia di artisti tedeschi nonché letterati e musicisti stranieri di passaggio per la Città eterna, tanto da renderne l'atmosfera del tutto particolare:

Gaie brigate di artisti vi affluivano; discussioni letterarie vi si accendevano; e il Caffè [...] ha veduto aggirarsi fra le sue mura, e sedersi ai suoi tavoli, Goethe e Goldoni, Schopenhauer e Bizet, Böcklin e Mendelssohn, Gogol e Gounod, Wagner e Lembach, Liszt e Berlioz, Mickiewicz e Mark Twain, e moltissimi altri celebri artisti, musici, letterati, pittori, filosofi, poeti fino a Coleman e a Cesare Pascarella. Ed ognuno vi ha lasciato un'orma non banale del suo passaggio: un dipinto, uno scritto, un disegno, una statuetta, una caricatura, un sonetto.¹⁵

Ciò fa del “Greco” un piccolo museo ed una stratificazione culturale della città. Il Caffè fa addirittura concorrenza ai monumenti romani:

Hier [...] ist einer der atmosphäregesättigten Orte Roms, von denen sich viele Reisende fast noch stärker angezogen fühlen als von den römischen Kunstschatzen. Warum? »Es hängt einfach in den Wänden«, schrieb der Rom-Kenner Reinhard Raffalt, »in dem verschossenen Plüscht, in den mittelmäßigen Ölbildern, die aus Gründen unbezahlter Rechnungen hier aufgehängt sind, an den Gipsfiguren und den martervollen Stühlen – man sieht sie förmlich noch die genialischen Pfeifenraucher, voll Nachlässigkeit und Einbildungskraft, in summa: es ist der Hauch einer der Kunst zugeneigten Zeit, der uns anweht, wohltuend verstaubt in unserer polierten Epoche.«¹⁶

Fig. 8: Caffè Greco: Saletta



1.5 La celeberrima “napoletana”

Come a Milano, ma diversamente da Roma, nella Napoli settecentesca aleggiava un forte spirito illuministico che non mancò di coinvolgere l'uso e l'immagine del caffè, in linea con gli altri centri di cultura europei. La Rivoluzione napoletana che nel 1799 portò la Repubblica sotto il Vesuvio ha il suo personaggio-simbolo in una donna: Eleonora

Fonseca Pimentel. Di lei Vincenzo Cuoco scrive nel suo *Saggio sulla rivoluzione napoletana* del 1799:

Si spinse nella rivoluzione, come Camilla nella guerra, per solo amor della patria. Giovinetta ancora, questa donna avea meritata l'approvazione di Metastasio per i suoi versi. Ma la poesia formava una piccola parte delle tante cognizioni che l'adornavano. Nell'epoca della repubblica scrisse il Monitore napoletano, da cui spirò il più puro ed il più ardente amor di patria. Questo foglio le costò la vita, ed essa affrontò la morte con un'indifferenza eguale al suo coraggio. Prima di avviarsi al patibolo, volle bereve [sic] il caffè, e le sue parole furono: «Forsan haec olim meminisse iuvabit». ¹⁷

Fig. 9: Napoli e il Golfo



Aria del tutto diversa tirerà invece nella Napoli ottocentesca! A proposito della capitale francese, Jules Michelet aveva sostenuto che «Paris devient un grand café». In Italia quest'eredità viene raccolta prima di tutto da Napoli, la più parigina delle città italiane, dove per prima arriverà d'Oltralpe la moda del *Caffè chantant*, presto assurto a simbolo della *Belle Époque*. Ben presto, però, Napoli vanterà una sua autonoma invenzione: il “Caffè concerto” con un

numero che sarà il prototipo del moderno spogliarello! Entrambe le invenzioni hanno lo stesso padre, Luigi Stellato, che in collaborazione col musicista Francesco Melber fu autore della celebre canzone *'A cammesella*, un duetto tra una coppia di sposini, in cui lui invita lei a denudarsi per mostrare le sue grazie. In poco tempo i “Caffè concerto”, tra i quali gli eleganti “Strasburgo”, “Birreria Monaco”, “Vermouth di Torino”, il “Gambrinus” e il “Caffè Turco”, spuntano come i funghi, e in una decina d'anni Napoli poteva vantare locali come il “Circo del Varietà”, il “Salone Margherita”, l’“Eden”, l’“Eldorado”, teatri che ospitarono le maggiori “chantose” della *Belle Époque*, divenendo luogo preferito per il lancio delle nuove canzoni. Ma il Caffè storico più famoso di Napoli doveva diventare il “Gambrinus” che aprì i battenti nel 1890 e col tempo arrivò a rappresentare il principale luogo di convegno di Napoli. Le sue sale, impreziosite da dipinti, marmi, stucchi, divennero una piccola galleria d'arte illuminata ben presto dall'energia elettrica. Le sale del “Gambrinus” hanno visto passare tutti gli intellettuali e gli artisti della Napoli ottocentesca tra cui Salvatore Di Giacomo, Libero Bovio, Benedetto Croce, Eduardo De Filippo ed Enrico De Nicola. Diretto concorrente del “Gambrinus” fu il “Caffè Turco”, aperto nel 1885, in cui si organizzavano intrattenimenti musicali durante i quali il proprietario, vestito alla turca con un *fez* rosso in testa, era solito sorvegliare che tutto procedesse per il meglio.

Non ci volle molto perché il caffè diventasse la bevanda cittadina. Anzi quello napoletano divenne presto il caffè per antonomasia! Esso incarnò così bene lo spirito napoletano che fu anche oggetto di celebri canzoni popolari: da *A tazz è cafè*, in cui la tazzina di caffè – sotto dolce (per lo zucchero che vi si deposita) e sopra amara (prima di girare col cucchiaino) – viene paragonata, in un confronto volutamente a doppio senso, alla donna da conquistare, anch'essa “sotto dolce” e “sopra amara” (ossia refrattaria alle *avances* dello spasimante), alla più recente *Na tazzulelle e cafè* di Pino Daniele, canzone-denuncia dei primi anni Ottanta contro il degrado della città e il disinteresse dei politici.

Fig. 10: Diversi tipi di “napoletana”

A Napoli il caffè diventerà un vero e proprio rito, una cerimonia come quella del tè in Giappone; una cerimonia con i suoi tempi, i suoi ritmi, il suo officiante, i suoi strumenti “liturgici” e – perché no? – i suoi trucchi per riuscire meglio. Insomma la manifestazione di una vera e propria scuola di pensiero. Chi



nell'immaginario comune sintetizza al meglio la filosofia partenopea del caffè è senz'altro Eduardo De Filippo, che nel suo *Questi fantasmi* la immortalò in un memorabile monologo.

Ma il più celebre contributo partenopeo alla cultura del caffè in Italia è senza dubbio la "napoletana", che fu la caffettiera più diffusa fin quando, nel 1933, la mente creativa dell'ingegnere milanese Alfonso Bialetti non partorì la prima *Moka Express* dai chiari tratti Art Decò.

Il proverbiale senso di umanità e l'ospitalità cordialità dei napoletani hanno lasciato tracce nella loro cultura del caffè. Fu infatti nei bar di Napoli che vide la luce quello che può essere ritenuto il tipo più "buono" di caffè: il "sospeso", ossia un espresso non consumato da chi lo paga (consumazione "sospesa", appunto) ma destinato a qualche avventore meno abbiente di passaggio – un piccolo-grande segno di solidarietà sociale.

2 Va in scena il caffè

Fig. 11: La Moka Express



2.1 La "Bottega" goldoniana

Nel Settecento il caffè, inteso sia come bevanda sia come luogo di degustazione, si presenta come un'istituzione diffusa e accreditata in ogni paese. Non è, perciò, strano che questa moda abbia lasciato tracce nella letteratura coeva. Per l'Italia la consacrazione letteraria si ha nelle commedie di Carlo Goldoni, attento osservatore e critico della società veneziana. I *loci* goldoniani che riguardano la bevanda più alla moda nel Settecento sono davvero numerosi. In particolare, se ne parla in commedie come *L'uomo di mondo*, *La vedova scaltra*, *Le femmine puntigliose*, *Laputta onorata*, *La buona moglie*, *Il cavaliere e la dama*, *L'avvocato veneziano*, *Il padre di famiglia*, *Il teatro comico*, *Il contrattempo*, *Le donne curiose*. Ma la consacrazione definitiva avviene con *La bottega del caffè*.

L'assiduità del *topos* testimonia della moda in cui era incorso il nuovo tipo di locale nella Venezia goldoniana, che – oltre ai numerosissimi teatri – contava altrettante numerose "Botteghe" dedita alla vendita del vino arabo. Con Goldoni il caffè riceve il suo sigillo di bevanda della emergente classe borghese e imprenditoriale della città, contrapposta a quella aristocratica (che beve cioccolata) e al popolo (che beve vino).

Ma è *La sposa persiana* a contenere quella che è forse la prima ricetta letteraria del caffè:

*Ecco il caffè, signore, caffè in Arabia nato, [...]
E dalle carovane in Ispaan portato.
L'arabo certamente sempre è il caffè migliore;
Mentre spunta da un lato, mette dall'altro il fiore.
Nasce in pingue terreno, vuol ombra, o poco sole.
Piantare ogni tre anni l'arboscet si suole.
Il frutto non è vero, ch'esser debba piccino,
Anzi dev'esser grosso, basta sìa verdolino,
Usarlo indi conviene di fresco macinato,
in luogo caldo e asciutto, con gelosia guardato.
A farlo vi vuol poco;*

*Mettervi la sua dose, e non versarlo al fuoco.
Far sollevar la spuma, poi abbassarla a un tratto
Sei, sette volte almeno, il caffè presto è fatto.*¹⁹

I Caffè delle commedie goldoniane offrono uno spaccato sociale della Venezia settecentesca non privo di un certo bozzettismo critico-sociale. In generale, la Bottega del caffè di goldoniana memoria è già attestata come luogo di sociabilità, ossia di incontro e scambio, ma anche di appuntamento (cfr. *La vedova scaltra*, Atto I, sc. 3: «Se non ci vedremo nell'albergo, ci troveremo al caffè»). Ben presto il Caffè diventa anche luogo di seduzione e addirittura adescamento. Si veda a tal proposito la *Vedova scaltra*, in cui a una Beatrice preoccupata delle "ciacole" da caffè («Un affronto alla mia casa? Come mai risarcirlo? Non si parlerà d'altro per i caffè. Sarò io la favola di Palermo»²⁰) si accosta l'adescatrice Rosaura, assidua frequentatrice di Caffè:

MARIONETTE: *Dove troverete i vostri quattro adoratori?*
ROSAURA: *Al caffè. Verso sera non mancano mai.*
MARIONETTE: *Il cielo ve la manti buona.*
ROSAURA: *Chi non ha coraggio di procurare la sua fortuna, mostra espressamente di non meritarsela.* (parte)
MARIONETTE: *Io vedo che in Francia, in Inghilterra, in Italia e per tutto il mondo, le donne sanno molto bene dove il diavolo tiene la coda.*²¹

Le raccomandazioni del caffettiere Ridolfo al suo cameriere Trappola sono forse la prima testimonianza delle mutate abitudini degli Italiani, che già a quell'epoca solevano far colazione al bar, ossia al Caffè:

RIDOLFO ANIMO: *figliuoli portatevi bene; siate lesti, e pronti a servir gli avventori, con civiltà, con proprietà: perché tante volte dipende il credito d'una bottega, dalla buona maniera di quei che servono.*
TRAPPOLA CARO: *signor padrone, per dirvi la verità: questo levarsi di buon'ora non è niente fatto per la mia complessione.*
RIDOLFO EPPURE: *bisogna levarsi presto. Bisogna servir tutti. A buon'ora vengono quelli che hanno da far viaggio, i lavoranti, i barcaruoli, i marinai, tutta gente che si alza di buon mattino.*
TRAPPOLA: *È veramente una cosa, che fa crepar di ridere, vedere anche i facchini venir a berevere il loro caffè.*
RIDOLFO: *Tutti cercan di fare quello che fanno gli altri. Una volta correva l'acquavite, adesso è in voga il caffè.*
TRAPPOLA: *E quella signora, dove porto il caffè tutte le mattine, quasi sempre mi prega, che io le compri quattro soldi di legna, e pur vuol berevere il suo caffè.*²²

Nella loro ambizione moralistica, le riflessioni sul genere umano di questo "caffettiere" veneziano ci proiettano in un altro genere di caffè molto diffuso nel Settecento illuministico, ossia quello animato dai *philosophes* riformisti e moralisti seguaci dei Lumi che non mancarono neanche in Italia – a cominciare da uno dei centri propulsori delle idee e della cultura illuministica di importazione francese, ossia Milano.

Del fatto che in pieno Settecento i Caffè siano diventati anche luoghi loschi, ricettacolo di vizi e ritrovo di ladri, imbroglioni, adescatrici e lesto-fanti, troviamo conferma nei vari bandi e divieti con cui nei diversi paesi si tentò di arginare il fenomeno.²³ In letteratura è ancora una volta il teatro goldoniano a offrire uno spaccato realistico degli avventori del Caffè, come nel caso di Momolo de *L'uomo di mondo*:

MOMOLO: *E come! poderè andar anca vu in te le botteghe da caffè a parlar de le novità, a dir mal del prossimo, a taggiar dei teatri, a zogar alle carte, a far el generoso alle spalle de vostra sorella, e far la vita de Michielazzo: come fa i pari e i fradelli delle ballarine, delle virtuose e de tutte quelle povere grame, che se sfadiga in teatro per mantegnir i vizi de tanti e tanti, che no gh'ha voggia de sfadigar.*²³

Sullo sfondo di quest'immagine del Caffè veneziano settecentesco risiede una particolare versione della “Bottega” come luogo di vizi, storicamente ravvisabile nella coeva normativa volta a vietare la frequentazione dei Caffè alle donne nonché nelle rispettive richieste di «graziosa permissione» avanzate dai proprietari volte a «tenere donne nelle loro botteghe» ed essere inoltre esentati dal divieto di ricevere uomini in stanzette attigue alla bottega o, per dirla con il linguaggio burocratico dell'epoca, in «certi tali quali alloggi, o ricoveri, volgarmente et abusivamente detti casini introdotti [...] ad oggetto di praticarvi in essi conversazioni o raddunanze [sic] di uomini misti con femine [sic]».²⁵

2.2 Milano: un «caffè vero verissimo»

Anche la Milano settecentesca viene interessata dalla moda dei caffè. Tra i primi e più celebri figura senz'altro il “Caffè della Scala” che prendeva il nome dall'attiguo teatro lirico. Tale posizione garantiva a questa “bottega” una clientela di lusso che

alternava le critiche agli spettacoli al Teatro Ducale coi pettigolezzi mondani della corte e della società milanese, interrotte qualche volta da appassionate discussioni letterarie e filosofiche nelle quali gli eroi erano Rousseau, Voltaire, l'Enciclopedia, i Franchi Muratori, Parini, Verri, Beccaria.²⁶

Non stupisce che il gruppo di illuministi milanesi riunitosi intorno ai fratelli Verri scelse di chiamare *Il Caffè* il foglio cui diede vita per diffondere le proprie idee nel Regno. Per dirla con Pietro Verri, uno dei suoi fondatori insieme al fratello Alessandro, si tratta di un «foglio di stampa che si pubblicherà ogni dieci giorni»²⁷ su cui – «con ogni stile che non annoi»²⁸ – saranno scritte «cose varie, cose disparatissime, cose inedite, cose fatte da diversi autori, cose tutte dirette alla pubblica utilità».²⁹ La ragione del titolo risale alla storia che gli illuministi milanesi inventano per ambientare i dibattiti e le riflessioni riportate dalla rivista: una fittiva «bottega addobbata con ricchezza ed eleganza somma»³⁰ aperta a Milano dal fittivo caffettiere Demetrio, un «greco originario di Citera»³¹, in cui «si beve un caffè che merita il nome veramente di caffè; caffè vero verissimo di Levante e profumato col legno d'aloë, che chiunque lo prova, quand'anche fosse l'uomo il più grave, l'uomo il più plombeo [sic] della terra, bisogna che per necessità si risvegli e almeno per una mezz'ora diventi uomo ragionevole».³²

L'articolo di Pietro Verri fornisce, proseguendo, un suggestivo spaccato di vita di quello che è il classico ambiente del Caffè settecentesco tipico dei grandi centri europei che accolsero le idee provenienti d'oltralpe. Leggiamo:

In essa bottega chi vuol leggere trova sempre i fogli di novelle politiche, e quei di Colonia e quei di Sciaffusa e quei di Lugano e vari altri; in essa bottega chi vuol leggere trova per suo uso e il Giornale encicopedico e l'Estratto della letteratura europea e simili buone raccolte di novelle interessanti, le quali fanno che gli uomini che in prima erano Romani, Fiorentini, Genovesi o Lombardi, ora sieno tutti presso a poco Europei; [...]³³

Come si vede, un ambiente del tutto diverso da quello della “bottega” goldoniana. E poco importa se il Caffè di Verri esiste solo sulla carta. Ciò che egli descrive qui è l'ambiente tipico, l'atmosfera che si respirava in ogni caffè letterario dell'epoca:

[...] in essa bottega per fine si radunano alcuni uomini, altri ragionevoli, altri irragionevoli, si discorre, si parla, si scherza, si sta sul serio; ed io, che per

naturale inclinazione parlo poco, mi son compiacuto di registrare tutte le scene interessanti che vi vedo accadere e tutt'i discorsi che vi ascolto degni da registrarsi; e siccome mi trovo d'averne già messi in ordine vari, così li do alle stampe col titolo *Il Caffè*, poiché appunto son nati in una bottega di caffè.³⁴

Nei due anni di vita del foglio (1764–1766) i “Caffettisti” dibatterono sulle sue pagine tematiche di svariata natura e rilevanza, ponderandone in primo luogo gli influssi sull'uomo e/o le implicazioni sociali. In linea con lo spirito eclettico e “pedagogico”-divulgativo dell'Illuminismo, gli interventi toccano questioni filosofiche, mettereologiche, linguistiche, agricole, letterarie, giuridiche, economico-commerciali, storiche, politiche, sociali, antropologiche, di costume e di pubblica sanità.³⁵ Nonostante la sua breve durata *Il Caffè* milanese riesce ad affermarsi quale principale foglio del riformismo illuministico, contribuendo a fare di Milano, insieme a Napoli, il secondo centro culturale dell'Italia settecentesca e illuministico-riformatrice.

Il fatto che il nome della rivista si rifacesse alla bevanda in voga è da leggere come attestato del grado di diffusione e consenso ormai raggiunto dalle “Botteghe” come importante luogo di sociabilità nonché di scambio e diffusione delle idee del riformismo illuministico provenienti d’Oltralpe. Il riferimento esplicito al caffè nel titolo del foglio è però anche indice della grande predilezione di cui questa bevanda, che tiene attiva e sveglia la mente (a differenza per es. del vino che l’offusca), godeva tra i cultori della Ragione. In questa sua qualità di bevanda-simbolo della classe borghese riformatrice in ascesa e dell’aristocrazia “illuminata”, il caffè viene a contrapporsi da una parte al vino – che resta la bevanda più diffusa (anche perché la meno cara) tra i ceti popolari nonché, nella versione del “Vin Santo” (= sangue di Cristo), simbolo del ceto ecclesiastico – e dall’altra alla ben più raffinata e “lussuosa” cioccolata, amata dall’alta aristocrazia e dai regnanti. La metaforicità del caffè quale bevanda-simbolo di chi “ragiona” contrapposta ai fumi dell’alcol che, invece, annebbia la mente è di indubbia origine francese. Sarà, infatti, lo storico d’Oltralpe Jules Michelet che nella sua *Histoire de France* darà ragione dell’«avènement du café»³⁶ in termini a dir poco trionfalistici:

Le café, la sobre liqueur, puissamment cérébrale, qui, tout au contraire des spiritueux, augmente la netteté et la lucidité, – le café qui supprime la vague et lourde poésie des funée d’imagination, qui, du réel bien vu, fait jaillir l’étincelle, et l’éclair de la vérité.³⁷

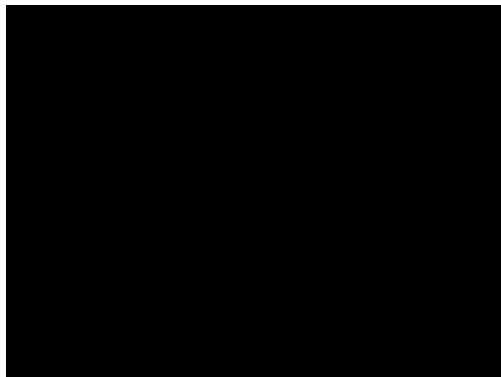
Aggiungendo con orgoglio:

Ce fort café, celui de Saint-Domingue, plein, corsé, nourrissant, aussi bien qu’excitant, a nourri l’âge adulte du siècle, l’âge fort de l’Encyclopédie. Il fut bu par Buffon, par Diderot, Rousseau, ajouta sa chaleur aux âmes chaleureuses, sa lumière à la vue perçante des prophètes assemblés dans ‘l’antre de Procope’, qui vinrent au fond du noir breuvage le futur rayon de 89.³⁸

Tuttavia, l’attestazione letteraria del Caffè come luogo *princeps* dell’Illuminismo è di origine goldoniana e trova in Ridolfo, protagonista e proprietario della “Bottega del caffè”, un degno rappresentante di quello spirito filantropico e “moralistico” che propugna la perfettibilità illuministica – «fare del bene al prossimo».³⁹

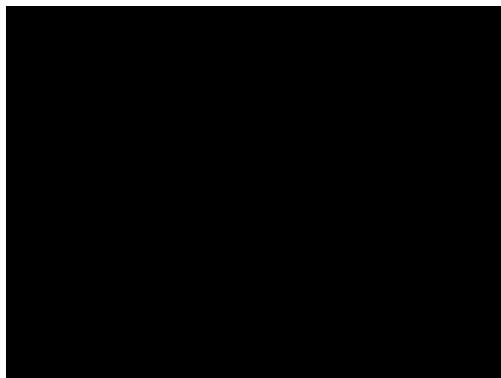
2.3 Il caffè a Napoli tra cinema e teatro

Nel cinema e nel teatro napoletano la rappresentazione della preparazione e della consumazione del caffè è strettamente legata a quella della ritualità e dei costumi della cultura popolare. Sul versante cinematografico, il caffè fa capolino in diversi film “di cassetta”, sempre presentato come elemento integrante della dimensione “casalinga” e familiare o, se preso al bar, come momento *princeps* di quotidianità nei rapporti di amicizia o di affari. È per esempio consumando un caffè al bar che ne *La banda degli onesti*⁴⁰ il portiere Antonio Buonocore, alias Totò, cerca di convincere il tipografo Lo Turco, alias Peppino De Filippo, a passare dalla parte dei “ragionier Casoria” stampando banconote false.

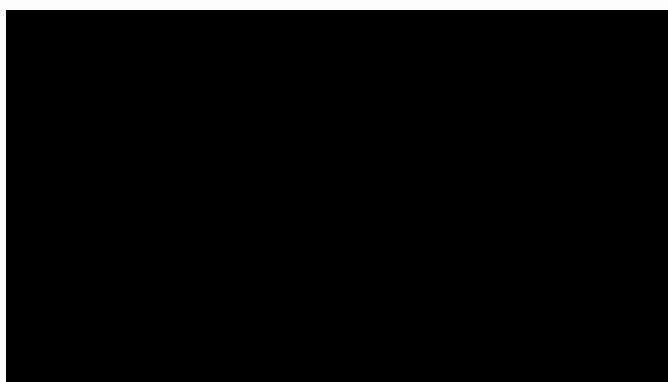


Ed è una tipica caffettiera napoletana (tristemente e sintomaticamente vuota) quella che, nella scena in cui il tipografo e il portiere realizzano di essere consuoceri, fa bella mostra di sé sul tavolo di cucina di casa Lo Turco, quasi a mo' di ideale *trait d'unione* parentale.

Tanto sullo schermo quanto sulla scena il caffè diventa spesso oggetto di spassoso litigio tra marito e moglie dovuto o alla di lei imperizia nel prepararlo o all'avarizia nel servirlo. Celeberrima, a tal proposito, è la scena di *Totò, Peppino e i fuorilegge*⁴¹ in cui l'avara Teresa, alias Titina De Filippo, serve «mezza tazza» di caffè, per giunta anche freddo, al marito.

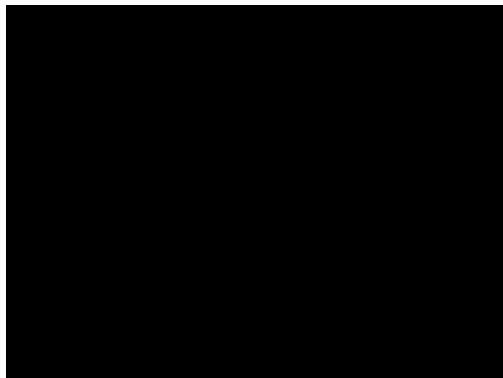


Dal canto suo il motivo della «ciofecà» è ricorrente sia al cinema sia a teatro, in quanto fonte di sicuro effetto comico. Si pensi, per esempio, alla scena della «ciofecà dello sport» ne *I due marescialli*.⁴²

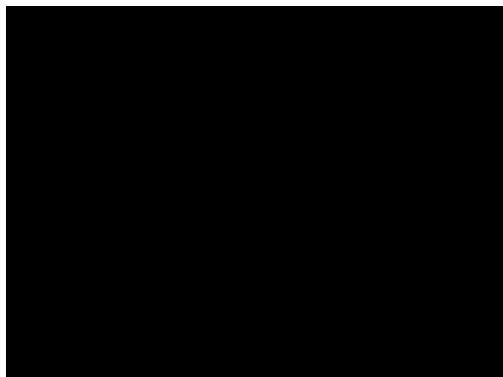


Per quanto riguarda il teatro, invece, memorabile è la scena iniziale di *Natale in casa Cupiello* (1931) di Eduardo De Filippo, in cui la tazzina di caffè, servita a letto al protagonista, diventa oggetto di litigio mattutino tra questi e la moglie Concetta, rea di

usare, per risparmiare, caffè vecchio e stantio, rovinandogli il risveglio:

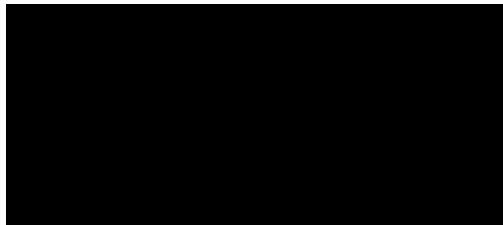


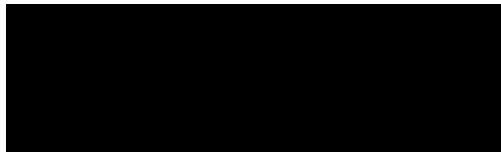
Nonostante si tratti di un genere affatto voluttuario, nella cultura partenopea il caffè è da sempre parte integrante e irrinunciabile della ritualità quotidiana. Lo sa bene Amalia Jovine che in *Napoli milionaria* (1945) sfrutta l'impossibilità da parte dei napoletani a rinunciarvi per arricchirsi col contrabbando e la borsa nera. Com'è noto, il sipario si apre proprio sui preparativi fatti da Maria Rosaria, figlia di Amalia Jovine, per allestire il quotidiano spaccio illegale di caffè, mentre la madre sta litigando con una vicina per difendere il proprio monopolio nel vicolo:



Nonostante la guerra in corso – anzi: proprio a causa di essa – il rito quotidiano della «tazzulella 'e caffè» si carica di una simbologia affatto nuova legata ad un intimo desiderio di ritorno alla pace e alla normalità prebellica. D'altro canto, i materassi di casa Jovine imbottiti di caffè di contrabbando diventano evidente monito rispetto all'arricchimento illegale attraverso il mercato nero ed alla conseguente degenerazione dei rapporti interpersonali, famigliari e di classe nella società postbellica.⁴³

Sarà, però, con *Questi fantasmi* (1946) che il teatro eduardiano fornirà la più celebre scena di ritualità partenopea legata alla preparazione ed al consumo di caffè. Si tratta della celebre scena del balcone, che apre il secondo Atto della commedia, nella quale il protagonista Pasquale Lojacono, conversando amabilmente con l'invisibile dirimpettaio, fornisce la sua ricetta personale ed i suoi suggerimenti sulla tostatura e le modalità di preparazione, non mancando di rivelare il suo piccolo segreto: il «coppetiello»:





La napoletanità del protagonista si rivela nella sua indisponibilità a rinunciare a quella «tazzina di caffè, presa tranquillamente qua, fuori al balcone, dopo quell'oretta di sonno che uno si è fatta dopo mangiato». ⁴⁴ Nello sfogo che Eduardo mette in bocca al suo protagonista cogliamo una nota di amarezza dovuta alla mancata partecipazione a questo rito da parte della più giovane moglie, segno evidente che

la nuova generazione ha perduto queste abitudini che, secondo me, sotto un certo punto di vista, sono la poesia della vita; perché, oltre a farvi occupare il tempo, vi danno pure una certa serenità di spirito. ⁴⁵

La paventata scomparsa, nelle giovani generazioni, del rito pomeridiano della tazzina di caffè consumata sul balcone diventa simbolo dell'attaccamento dell'Autore ai costumi e alle tradizioni della sua città, che egli vede sempre più messe in pericolo dalla "modernità". In questa nota nostalgica di Eduardo riecheggia l'atmosfera alquanto idillica e idealizzata di una "Napoli che fu" già simboleggiata dal presepe di Luca Cupiello: la grande Napoli fineottocentesca, di cui il drammaturgo era culturalmente figlio, destinata a dissolversi nella «nuttata» della seconda guerra mondiale.

Ma Eduardo non ha del tutto ragione: nonostante le "nuttate" di allora e di oggi, quella Napoli sopravviverà fintanto che nei bar della Sanità o di Spaccanapoli sarà servito anche un solo caffè "sospeso".

Appendice

Pietro Verri: *Storia naturale del caffè* (1764) ⁴⁶

Il caffè, signori miei, non è altrimenti una fava o un legume, non nasce altrimenti nelle contrade vicine a Costantinopoli; e se siete disposti a credere a me, che ho viaggiato il Levante ed ho veduto nell'Arabia i campi interi coperti di caffè, vi dirò quello che egli è veramente. Il caffè, che noi orientali comunemente chiamiamo *cauhè* e *cahua*, è prodotto non da un legume, ma bensì da un albero, il quale al suo aspetto paragonasi agli aranci ed a' limoni quand'hanno le loro radici fisse nel suolo, poiché s'alza circa quattro o cinque braccia da terra; il tronco di esso comunemente s'abbraccia con ambe le mani, le foglie sono disposte come quelle degli aranci, come esse sempre verdi anche nell'inverno e come esse d'un verde bruno; di più l'albero del caffè nella disposizione de' suoi rami s'estende presso poco come gli aranci, se non che nella sua vecchiezza i rami inferiori cadono alquanto verso il pavimento. Il caffè cresce e si riproduce con poca fatica anche nelle terre le quali sembrerebbero sterili per altre piante; e in due maniere si moltiplica, e col seme (il quale è quell'istesso che ci serve per la bevanda) e col produrne di nuove pianticelle delle radici. È bensì vero che il seme del caffè diventa sterile poco dopo che è distaccato dall'albero, ed alla natura deve imputarsi, non alle pretese cautele degli Arabi se ei non produce portato che sia da noi, poiché non è altrimenti vero che gli Arabi lo disecchino ne' forni, né nell'acqua bollente a tal fine, come alcuni spacciaron. L'albero del caffè finalmente s'assomiglia agli aranci anche in ciò, che nel tempo medesimo vi si vedono e fiori e frutti, altri maturi, altri no, sebbene il tempo veramente della grande raccolta nell'Arabia sia nel mese di maggio. I fiori somigliano i gelsomini di Spagna, i frutti sembrano quei del ciriegio, verdastri al bel principio, poi rossigni, indi nella maturanza d'un perfetto porporino. Il nocciolo di esso frutto rinchiede due grani di caffè, i quali si combaciano nella parte piana e son nodriti da un filamento che passa loro al lungo, di che ne vediamo vestigio nel grano medesimo: si raccolgono i frutti maturi del caffè scuotendone la pianta, essi non sono grati a cibarsene, si lasciano dissecare esposti al sole,

indi facendo passare sopra di essi un rotolo di sasso pesante si schiudono i gusci e ne esce il grano. Ogni pianta presso poco produce cinque libbre di caffè all'anno, e costa si poca cura il coltivarla ch'egli è un prodotto che ci concede la terra con una generosità che poco usa negli altri.

Nell'Oriente era in uso la bevanda del caffè sino al tempo della presa di Costantinopoli fatta da' maomettani, cioè circa la metà del secolo decimo quinto; ma nell'Europa non è più d'un secolo da che vi è nota. La più antica memoria che sen'abbia è del 1644, anno in cui ne fu portato a Marsiglia, dove si stabilì la prima bottega di caffè aperta in Europa l'anno 1671. La perfezione della bevanda del caffè dipende primieramente dalla perfezione del caffè medesimo, il quale vuol essere arabo, e nell'Arabia stessa non ogni campo lo produce d'egual bontà, come non ogni spiaggia d'una provincia produce vini di forza eguale. Il migliore d'ogni altro è quello ch'io uso, cioè quello che si vende al *Bazar*, ossia al mercato di Betelfaguy, città distante cento miglia circa da Mocha. Ivi gli arabi delle campagne vicine portano il caffè entro alcuni sacchi di paglia e ne caricano i camelii [*sic!*]; ivi per mezzo dei *banian* i forestieri lo comprano. Comprasi pure il buon caffè al Cairo ed in Alessandria, dove vi è condotto dalle caravane della Mecca. I grani del caffè piccoli e di colore alquanto verdastro sono preferibili a tutti. Dipende in secondo luogo la perfezione della bevanda dal modo di prepararla, ed io soglio abbruciarlo appena quanto basti a macinarlo, indi reso ch'egli è in polve, entro una caffettiera asciutta lo espongo di nuovo all'azione del fuoco, e poiché lo vedo fumare copiosamente gli verso sopra l'acqua bollente, cosicché la parte sulfurea e oleosa, appena per l'opera del fuoco si schiude dalla droga, resti assorbita tutta dall'acqua; ciò fatto lascio riposare il caffè per un minuto, tanto che le parti terrestri della droga calino al fondo del vaso, indi profumata altra caffettiera col fumo del legno d'aloë, verso in essa il caffè che venite a prendere e che trovate sì squisito.

Fig. 13: Chicchi di caffè



Fig. 12: Pianta di caffè



Il caffè rallegra l'animo, risveglia la mente, in alcuni è diuretico, in molti allontana il sonno, ed è particolarmente utile alle persone che fanno poco moto e che coltivano le scienze. Alcuni giunsero perfino a paragonarlo al famoso nepente tanto celebrato da Omero; e si raccontano de' casi ne' quali coll'uso del caffè si son guarite delle febbri e si son liberati persino alcuni avvelenati da un veleno coagulante il sangue; ed è sicura cosa che questa bibita infonde nel sangue un sal volatile che ne accelera il moto, e lo dirada e lo assottiglia e in certa guisa lo ravviva. Questa pianta animatrice, naturale per quanto sembra al suolo dell'Arabia, fu verso il

fine dello scorso secolo dagli Olandesi trasportata nell'isola di Java a Batavia, indi moltiplicatasi, ivi se ne dilatò dai medesimi la piantagione anche nell'isola di Ceylon, poscia col tempo se ne portò in Europa; e in Olanda e in Parigi per curiosità se ne coltivano le piante, le quali nelle serre riscaldate l'inverno reggono e producono frutti, e tanto sen'è universalizzata la cultura presentemente che nell'America e nell'Indie Orientali se ne fa la raccolta, cosicché abbiamo caffè di Surinam, dell'isola Bourbon, di Cayenne, della Martinica, di S. Domingo, della Guadalupa, delle Antille, dell'isole di Capo-Verde. Il caffè d'Arabia è il primo, quello dell'Indie Orientali vien dopo, il peggiore d'ogni altro è quello d'America.

Così terminò di parlare *Demetrio*; ed io credetti al suo discorso, poiché lo trovai conforme

a quanto ne aveva letto nelle *Memorie dell'Accademia Reale delle Scienze di Parigi* dell'anno 1713 in un *Memoire* del signor *Jussieu*, a quanto ce ne attestano i *Viaggi dell'Arabia felice* del signor *La Roque*, del cavalier di *Marchais*, le *Memorie* del signor *Garcin*. Ma poiché ebbe terminato il suo ragionamento *Demetrio*, s'alzò il curiale e uscì dalla bottega ripetendo: *Gran fatto, che quel legume del caffè, quella fava, ci debba venire sino da Costantinopoli!*

P. [PIETRO VERRI]

Note

¹ Leonhard Rauwolf: *Reiß in die Morgenländer*, 98. Cit. da: Thomas Hengartner/Christoph Maria Merki (1999: 86).

² Angelo Rambaldi (2001).

³ Angelo Rambaldi, *Ambrosia arabica*, cit. da: Paolo Puddu (2002: 217).

⁴ Pietro Verri: *Storia naturale del caffè*, in «*Il Caffè* 1764–1766», a c. di G. Franciosi e S. Romagnoli, Torino 1998, vol. I, 11–17; qui: 16.

⁵ Maurizio Galli: Il caffè turco, in: *La Lettura*, nr. 3, marzo 1907, 241–245; qui: 242–243 (Corsivo nel testo).

⁶ Anonimo (G. B. C.), Cenni storici su il Caffè (1), in: *Annali Universali di Statistica, Economia pubblica, Storia e Viaggi*, ser. 1, vol. 5, agosto 1825, 57–64; qui: 59. Indice della estrema popolarità della bevanda nera nella società turca sono le pubbliche torrefazioni frequentate da ogni ceto sociale: «A Costantinopoli, come in tutte le grandi città dell'impero vi è un apposito grandioso magazzino, nel quale altro non si fa che abbruciare [*sic!*] e macinare caffè [...]. Un gran numero di persone e famiglie ve l'apportano in grani e mediante alcuni *parà* o soldi, loro viene restituito torrefatto, macinato e stacciato. I direttori di questi stabilimenti, chiamati *Tahhmiss*, non si permettono mai la menoma soperchieria, sia nel passo [*sic!*], sia nel caffè che loro si porta, giacché questo è inerente all'interesse loro». Anonimo (G. B. C.), Cenni storici su il Caffè (1), op. cit., 60 (Corsivo nel testo).

⁷ Fritz Riha (1967: 17).

⁸ *Ivi*, 18.

⁹ Francesco Redi, *Bacco in Toscana*, vv. 188–203. (Cfr. http://it.wikisource.org/wiki/Bacco_in_Toscana (sito visitato il 14 ottobre 2011)).

¹⁰ Cfr. http://www.almut-fingerle.de/projekte_kaffeeekante.htm (sito visitato il 12 ottobre 2011).

¹¹ Pompeo Molmenti, I caffè di Venezia, in: *La Lettura*, nr. 2, febbraio 1904, 121–128; qui: 121.

¹² *Ibidem*.

¹³ Giuseppe Adami, Il Caffè Pedrocchi nella sua vita e nella sua storia, in: *La Lettura*, nr. 9, settembre 1905, 787–795; qui: 787.

¹⁴ *Ibidem*.

¹⁵ Renzo Levi Naim, Illustri clienti di un antico caffè romano, in: *La Lettura*, nr. 3, marzo

1923, 235–237; qui: 235.

¹⁶ Klaus Thiele-Dohrmann (1997: 204).

¹⁷ Cfr. Vincenzo Cuoco, *Saggio sulla rivoluzione napoletana del 1799*, Cap. 50.

¹⁸ Jules Michelet, *Histoire de France*, Parigi 1876, vol. XIV: XVIIIe siècle: La Régence, 162.

¹⁹ Carlo Goldoni, *La sposa persiana*, 574.

²⁰ Carlo Goldoni, *Le femmine puntigliose*, 1180.

²¹ Carlo Goldoni, *La vedova scaltra*, 385.

²² Carlo Goldoni, *La bottega del caffè*, 7.

²³ Cfr. per esempio la tentata e non riuscita chiusura dei caffè («ritrovi preferiti per oziosi e scontenti») stabilita da Carlo II d'Inghilterra con regio decreto del 29 dicembre 1675, poi ritirato, sotto massicce proteste della popolazione, a pochi giorni dall'entrata in vigore.

²⁴ Cfr. *L'uomo di mondo*, Atto II, sc. 8.

²⁵ Divieto emesso dal Consiglio dei Dieci nel 1743, cit. da: Filippo Maria Paladini, *Sociabilità ed economia del loisir. Fonti sui caffè veneziani del XVIII secolo*, in: *Storia di Venezia – Rivista*, I, 2003, 153–281; qui: 155–156.

²⁶ G. [sic] Morazzoni, Il caffè del Teatro alla Scala, in: *La Lettura*, nr. 4, aprile 1932, 191–194; qui: 192.

²⁷ P. [Pietro Verri], “Il Caffè” [Introduzione], in: *Il Caffè 1764–1766*, op. cit., vol. I, 11–14; qui: 11.

²⁸ *Ibidem*.

²⁹ *Ibidem*.

³⁰ *Ivi*, 12.

³¹ *Ivi*, 11.

³² *Ivi*, 12.

³³ *Ibidem*.

³⁴ *Ibidem*.

³⁵ Per avere solo un'idea della varietà dei temi affrontati dai *Caffettisti* si vedano, a solo mo' di esempio, i seguenti articoli tratti da «*Il Caffè* 1764–1766», op. cit.: Alessandro Verri, “Di Carneade e di Grozio”, vol. II, 705–721. Id., “Alcune idee sulla filosofia morale”, *ibidem*, 685–695. Giuseppe Visconti, “Osservazioni metereologiche fatte in Milano. Sul termometro. Su i [sic] venti”, vol. I, 78–82; 96–104; 106–113. Alessandro Verri, “Rinunzia avanti notaio degli autori del presente foglio periodico al Vocabolario della Crusca”, vol. I, 47–50. Pietro Secchi, “La coltivazione del tabacco”, vol. I, 56–58. Pietro Verri, “La coltivazione del lino”, in: *ibidem*, 176–177. Pietro Verri, “Sullo spirito della letteratura d'Italia”, vol. I, 211–222. Cesare Beccaria, “Frammento sullo stile”, in: *ibidem*, 277–284. Alessandro Verri, “Ragionamento sulle leggi civili”, vol. II, 571–606. Pietro Verri, “Sulla

spensieratezza della privata economia”, vol. I, 322–330. Cesare Beccaria, “Tentativo analitico su i [sic] contrabbandi, *ibidem*, 173–175. Alessandro Verri, “Di Giustiniano e delle sue leggi”, vol. I, 177–189. Gian Rinaldo, “Della patria degli Italiani”, vol. II, 421–427. Sebastiano Franci, “Difesa delle donne”, vol. I, 245–256. Luigi Lambertenghi, “Sull’origine e sul luogo delle sepolture”, vol. II, 481–487. Pietro Verri, “Le delizie della villa”, vol. I, 166–173. Giuseppe Visconti, “Della maniera di conservare robusta e lungamente la sanità di chi vive nel clima milanese”, in: «*Il Caffè* 1764–1766», op. cit., vol. II, 498–532. Pietro Verri, “Sull’innesto del vauolo”, in: *ibidem*, 756–803.

³⁶ Jules Michelet, op. cit., 162.

³⁷ *Ivi*, 162–163.

³⁸ *Ivi*, 164.

³⁹ Cfr. Carlo Goldoni (2002), 227–228. [Atto II, Scena 8]. Come ha giustamente riconosciuto Cornelia Klettke, «Goldonis *caffettiere* Ridolfo verkörpert den Vernunftstandpunkt und die bürgerliche Moral in den Werten *prudente-cauto-onorato*. Als Versöhnner der verschiedenen Parteien erscheint er als eine ausgleichende, positive Figur. Die *bottega del caffè* wird zur Begegnung von Vernunft und Unvernunft, zum Ort, an dem das menschliche Laster (Spielleidenschaft, Geldgier und Falschspielerei, Hochstapelei, üble Nachrede) korrigiert wird und die Vernunft im Kampf gegen die Infamie triumphiert. Damit bildet das Kaffeehaus [...] einen ‚Aufklärungsort‘ *par excellence*». Cornelia Klettke (2003), 133–134.

⁴⁰ 1956, regia di Camillo Mastrocinque.

⁴¹ 1956, regia di Camillo Mastrocinque.

⁴² 1962, regia di Sergio Corbucci.

⁴³ Su ciò cfr. Roberto Ubbidiente (2009).

⁴⁴ Eduardo De Filippo: Questi fantasmi, in: *Teatro*, Milano 2005, vol. 2, t. 1: Cantata dei Giorni dispari, 378.

⁴⁵ *Ivi*, 378–379.

⁴⁶ Estratto da: P. [Pietro Verri], *Il Caffè* [Introduzione], op. cit., 14–17.

Bibliografia

Adami, Giuseppe (1905): Il Caffè Pedrocchi nella sua vita e nella sua storia, in: *La Lettura*, nr. 9, settembre, 787–795.

Anonimo (G. B. C.) (1825): Cenni storici su il Caffè (1), in: *Annali Universali di Statistica, Economia pubblica, Storia e Viaggi*, ser. 1, vol. 5, agosto, 57–64.

De Filippo, Eduardo (2005): Questi fantasmi, in: *Teatro*, Milano, vol. 2, t. 1: Cantata dei Giorni dispari, 353–416.

Galli, Maurizio (1907): Il caffè turco, in: *La Lettura*, nr. 3, marzo, 241–245.

Goldoni, Carlo (2¹⁹⁶⁰): La bottega del caffè, in: *Tutte le opere di Carlo Goldoni*, Milano, vol. III, 1–80.

– (2¹⁹⁶⁰): La sposa persiana, in: *Tutte le opere di Carlo Goldoni*, Milano, vol. IX, 515–594.

- (2^a1960): La vedova scaltra, in: *Tutte le opere di Carlo Goldoni*, Milano, vol. II, 325–414.
- (2^a1960): Le femmine puntigliose, in: *Tutte le opere di Carlo Goldoni*, Milano, vol. II, 1107–1196.
- (2002): *Il servitore di due padroni, La famiglia dell'antiquario, La bottega del caffè*, a c. di G. Davico Bonino, Milano.

Hengartner, Thomas/Merki, Christoph Maria (a c. di) (1999): *Genussmittel. Ein kulturgeschichtliches Handbuch*. Frankfurt/New York.

Francioni, Gianni/Romagnoli, Sergio (a c. di) (1998): *Il caffè* (1764-1766), Torino.

Klettke, Cornelia (2003): Der Kaffee als Droge der Aufklärer, in: *Die Zeitschrift «Il Caffè». Vernunftprinzip und Stimmenvielfalt in der italienischen Aufklärung*, a c. di Helmut C. Jacobs et al., Frankfurt, 131–148.

Levi Naim, Renzo (1923): Illustri clienti di un antico caffè romano, in: *La Lettura*, nr. 3, marzo, 235–237.

Molmenti, Pompeo (1904): I caffè di Venezia, in: *La Lettura*, nr. 2, febbraio, 121–128.

Morazzoni, G. [sic] (1932): Il caffè del Teatro alla Scala, in: *La Lettura*, nr. 4, aprile, 191–194.

Paladini, Filippo Maria (2003): Sociabilità ed economia del loisir. Fonti sui caffè veneziani del XVIII secolo, in: *Storia di Venezia – Rivista*, I, 153–281.

Puddu, Paolo (2002): *La conoscenza del cibo: dalla preistoria ai cibi di Frankenstein*. Bologna.

Rambaldi, Angelo (2001): *Ambrosia arabica ovvero della salutare bevanda caffè*, Bologna 1691, rist. a c. di Giancarlo Roversi, (Testi antichi di gastronomia, 32), Sala Bolognese.

Riha, Fritz (1967): *Das alte Wiener Kaffeehaus*, Salzburg.

Thiele-Dohrmann, Klaus (1997): *Europäische Kaffeehauskultur*, Düsseldorf/Zürich.

Ubbidiente, Roberto (2009): Goldgrube 'Krieg'. Zu Eduardo De Filippis Sozialkritik in Napoli milionario!, in: *Zibaldone*, n. 48, 99–114.

Sitografia su materiali audiovisivi

Canzoni:

Roberto Murolo: 'A tazz ,e cafè: <http://www.youtube.com/watch?v=zRV7RAg5iyA>

Fabrizio De Andrè: *Don Raffaè*: http://www.youtube.com/watch?v=yp_CvmOvLoQ

Fiorella Mannoia: *Caffè nero bollente*: <http://www.youtube.com/watch?v=VAj21CIrHQ4>

Pino Daniele: *Na tazzulell 'e cafè*: http://www.youtube.com/watch?v=Dqo730l_eCs

Teatro:

Carlo Goldoni: *La bottega del caffè* (scena): <http://www.youtube.com/watch?v=Qbst9hi4Jao>

Eduardo De Filippo: *Questi fantasmi*, Atto II, sc. 1: <http://www.youtube.com/watch>

v=YllQLjOh6mo

Eduardo De Filippo: *Considerazioni sul caffè* <http://www.youtube.com/watch?v=-rcI7sQwRe8>

Televisione:

Nanni Loy: *La zuppetta* (da: Specchio segreto): <http://www.youtube.com/watch?v=pbjtWRquNXA>

Pubblicità:

Carmensita paulista: http://www.youtube.com/watch?v=_elqPaI-XHQ

"Caballero" paulista: http://www.youtube.com/watch?v=wgbUR_WkYOO&feature=watch_response

Bialetti 1: <http://www.youtube.com/watch?v=uNbXtCqDIQE>

Bialetti 2: <http://www.youtube.com/watch?v=D5A-4ZOX468>

Dalla rete:

How to make an italian coffee: <http://www.youtube.com/watch?v=huC3E1c4SBs>

Cappuccino art: <http://www.youtube.com/watch?v=UX8LXPm-Qb0>

International Coffee Organization <http://www.ico.org/>



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Il primato dell'italiano*

Gherardo Ugolini, Verona

Quanti hanno studiato il carattere nazionale degli italiani – storici, antropologi o sociologi – hanno sovente messo in luce un aspetto, una caratteristica che nei secoli passati come nell'età più recente sarebbe tipica degli italiani: si tratta della debolezza dell'identità nazionale. Tale caratteristica ha notoriamente spiegazioni storiche: la nazione italiana è nata piuttosto tardi rispetto ad altre grandi nazioni europee come per esempio la francese o la spagnola; la penisola italica è stata per secoli divisa in decine di piccoli stati autonomi, con una varietà e disomogeneità di governi, di leggi, di usanze, di monete, e perfino di lingue, almeno se ci riferiamo alle lingue parlate. Tutto questo complesso di circostanze ha fatto sì che non si sia mai veramente sviluppato un vero e profondo sentimento identitario nazionale.

Chi sostiene questa interpretazione cita le difficoltà enormi con cui ha dovuto fare i conti il processo risorgimentale ottocentesco, il ribellismo insito nelle plebi del Sud Italia fin dai primi anni dell'unità nazionale, il senso di estraneità verso le istituzioni pubbliche, avvertite come qualcosa di calato dall'alto e da fuori. A tale deficit di etica pubblica farebbe da riscontro un attaccamento particolare ed eccessivo nei confronti della famiglia, il cosiddetto “familismo” degli italiani, un concetto spesso completato con l'aggettivo “amorale”, secondo la celebre interpretazione di Edward C. Banfield, laddove la famiglia costituisce – in opposizione allo Stato – il luogo privilegiato degli affetti e delle motivazioni, il luogo in cui l'italiano sa dare il meglio di sé con impegno, sacrificio e abnegazione.¹

Chi parla della debole identità nazionale italiana fa inevitabilmente riferimento ad una data decisiva per la storia italiana del secolo scorso: l'8 settembre del 1943, il giorno in cui il governo del maresciallo Badoglio, succeduto da poche settimane a Mussolini, rese pubblico l'armistizio con gli Alleati anglo-americani cambiando la posizione dell'Italia nello scenario bellico. Quella data avrebbe segnato la “morte della Patria”, la catastrofe di una nazione intera che all'improvviso si scioglie e si disgrega.² Ma si tratta di un'idea molto controversa e da molti respinta con la considerazione che in fondo quello che si disfece l'8 settembre era una determinata forma politico-statale e non la patria italiana; tant'è vero che subito dopo l'armistizio l'idea di patria, di una patria nuova e migliore, animò molti italiani che presero le armi e combatterono, su fronti contrapposti, proprio in nome della patria.

Ma anche nel dopoguerra l'identità italiana ha rivelato tratti di debolezza estrema. Nazionalismo e patriottismo erano sentiti dalla maggior parte degli italiani come concetti usurpati a causa dell'uso strumentale fattone durante il

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Gherardo Ugolini, Dr. phil., Professore di Filologia Classica all'Università di Verona. Ho avuto il piacere di conoscere Dieter Kattenbusch nel 1999 quando ho preso servizio all'Istituto di Filologia Romanza della Humboldt-Universität di Berlino in qualità di Lettore di ruolo del Ministero Affari Esteri della Repubblica italiana. Prima di conoscerlo personalmente avevo letto qualche sua pubblicazione sulle minoranze linguistiche in Italia e mi ero fatto un'idea del personaggio assai diversa da quella che poi ho riscontrato nella realtà. Non so perché, ma mi aspettavo di trovare un professore pedante e noioso, interamente assorbito nelle sue ricerche e col quale era difficile interagire umanamente. E invece Dieter si è rivelato da subito una persona aperta, disponibile, poco burocratica, umanamente ricca e sensibile. Da colleghi siamo diventati rapidamente amici. Con lui ho collaborato per tanti anni: abbiamo organizzato insieme manifestazioni, congressi e seminari di aggiornamento, abbiamo pubblicato due volumi miscellanei. Abbiamo condiviso l'idea che l'università debba aprirsi al mondo extra accademico. Abbiamo lavorato insieme per rilanciare la lingua italiana a Berlino cercando e spesso trovando la collaborazione dell'ambasciata d'Italia e dell'Istituto italiano di cultura. Ebbene, in tanti anni e con tanti progetti comuni faccio fatica a ricordare un solo momento non dico di litigio, ma neppure di contrasto. Anche dopo la conclusione del mio incarico alla Humboldt ho continuato a frequentare Dieter e a collaborare con lui per la realizzazione di progetti e ricerche. Spero e conto di farlo anche in futuro. Del resto la porta del suo studio al quarto piano di Dorotheenstrasse 65 è notoriamente sempre aperta per studenti, assistenti e colleghi. Chiunque passi e si affacci può essere sicuro di ricevere un saluto affettuoso e spesso anche un caffè con qualche biscotto.

ventennio fascista. E così è accaduto che nell'Italia post-bellica fino alla conclusione della guerra fredda le patrie ideologiche fossero per molti aspetti più importanti della patria nazionale.³ E non è certo un caso che nel territorio italiano siano sorti in epoche diverse movimenti e partiti che hanno messo in dubbio l'unità della nazione e che su questa base hanno conseguito discreti successi: mi riferisco al separatismo siciliano nei primi anni del dopoguerra e al leghismo degli anni Novanta.

Ancora oggi si dice e si scrive che gli italiani non hanno un attaccamento troppo forte nei confronti della loro patria: sull'identità nazionale prevalgono le identità locali e municipali, o magari l'identità europea, percepita come un orizzonte più ampio in cui cancellare le proprie debolezze e i propri difetti. I sondaggi d'opinione indicano costantemente che gli italiani sono il popolo più favorevole al processo d'integrazione dell'Unione Europea.

Chi studia queste tematiche afferma anche che il senso dell'orgoglio nazionale è merce rara tra gli italiani e scatterebbe soltanto in poche occasioni, in particolare quando gioca e magari vince la nazionale di calcio. Ecco, allora sì che gli italiani sventolano il tricolore ed esibiscono la fierazza del proprio orgoglio patrio. Ma nelle occasioni della vita quotidiana questo non accade quasi mai.

Io non so fino a che punto queste tesi, che ho qui proposto in modo sintetico, siano effettivamente valide. Certamente contengono elementi di verità. Vorrei tuttavia dire che questo scenario sta cambiando. A partire dalla fine degli anni Novanta, grazie anche all'azione pedagogica intrapresa dal Presidente della Repubblica Carlo Azeglio Ciampi, si va consolidando ed espandendo un atteggiamento inusitato, un nuovo senso dell'identità nazionale. Non si tratta di un nazionalismo sciovinista e arrogante, ma della costruzione di una memoria comune e condivisa, della consapevolezza di appartenere ad una grande nazione, con un grandissimo passato e capace di interpretare anche oggi un ruolo importante nello scenario politico e culturale internazionale. Questa sensazione crea identità ed è condivisa da una grande parte di italiani. La reazione composta e unitaria che c'è stata in Italia dopo il massacro dei carabinieri italiani a Nassirya⁴ può ben essere intesa come un segnale concreto di questo nuovo "spirito nazionale" del quale il Presidente Ciampi è il massimo interprete.

Vorrei qui ora analizzare in breve soltanto un aspetto di questa nuova impostazione del nazionalismo italiano e cioè l'aspetto linguistico. Non c'è nessun dubbio, credo, che l'Italia sia dal punto di vista della lingua una delle principali potenze mondiali. Però spesso si tende a dimenticarlo.

Eppure, la lingua italiana conta sempre di più, molto più di quanto comunemente non si pensi. Io non voglio fare un torto agli amici colleghi che qui insegnano il francese o lo spagnolo, e naturalmente non mi sogno di mettere in dubbio l'egemonia assoluta che la lingua inglese si è guadagnata nel mondo. Vorrei però insistere sull'importanza dell'italiano all'interno di quello che i linguisti chiamano "il mercato internazionale delle lingue". L'italiano è parlato come lingua madre da un numero tutto sommato ristretto di persone, vale a dire gli abitanti della Penisola (56 milioni circa) e qualche milione di italiani sparsi per il mondo. In totale gli italofoni che parlano l'italiano come lingua materna sono soltanto l'uno per cento della popolazione mondiale e costituiscono il diciannovesimo gruppo linguistico del mondo. Eppure sulla base di studi recenti l'italiano risulta essere al quarto posto tra le lingue più studiate nel mondo, subito dopo l'inglese, lo spagnolo e il francese, e davanti al tedesco.⁵ La lingua si studia ovunque nel mondo, negli istituti universitari di italianistica, nelle scuole private, nei corsi degli Istituti italiani di cultura e in quelli dei comitati Dante Alighieri, con un incremento che negli ultimi cinque anni è stato del 38 per cento su scala mondiale.

Ma perché si studia la lingua italiana oggi nel mondo? Naturalmente le motivazioni prevalenti rimangono quelle più tradizionali, legate alla cultura, all'archeologia, alla musica etc. L'Italia è il Paese in cui si conserva, secondo i dati dell'UNESCO, oltre il 60 per cento dei beni culturali di tutta l'umanità e questa eredità continua ad essere un fattore di forte attrazione per gli stranieri, un fattore di cui gli italiani possono ben andare orgogliosi. Ma ci sono anche motivazioni di ordine pratico. Fino a qualche anno fa nessuno pensava di imparare l'italiano per trovare lavoro o per perfezionare e qualificare meglio il proprio profilo professionale. Oggi questo accade, soprattutto nei paesi dell'Europa Orientale, nell'America Latina e in Giappone, dove l'italiano sta conoscendo un boom singolare. E in questo fenomeno rientra anche la grande quantità (ormai più di due milioni) di immigrati che dall'Africa, dall'Albania, dalla Polonia, dalla Romania e da vari altri Paesi si sono trasferiti in Italia ed hanno dovuto imparare la lingua per inserirsi nel paese di accoglienza. Insomma la lingua italiana non è più solo la lingua di cultura, bensì anche una lingua funzionale, usata in molte aree del mondo nel campo degli affari e degli scambi internazionali.

La rete istituzionale che lo Stato italiano, attraverso il Ministero per gli Affari Esteri, organizza all'estero per la diffusione della lingua e della cultura italiana è ampia e diffusa: 93 Istituti italiani di cultura, i quali offrono circa 4.200 corsi di lingua con migliaia di partecipanti, 266 docenti di ruolo inviati nelle università di 87 Paesi del mondo come "lettori universitari di ruolo", 181 scuole e 116 sezioni italiane presso scuole straniere e scuole europee, con un'utenza di circa 30 mila alunni. Sono dati impressionanti, i dati di una superpotenza linguistica.

Quando un paio di anni fa uno studio pubblicato col titolo "Italiano 2000" dimostrò che la lingua italiana era la quarta lingua più studiata al mondo ci fu una reazione di stupore per non dire d'incredulità. Eppure, a pensarci bene, questo dato del quarto posto non sarebbe dovuto essere una sorpresa: in realtà si tratta di un fatto normale, se solo si considera che già in passato era così. L'italiano è stato infatti recepito per secoli nel contesto europeo come lingua della musica, della creatività artistico-letteraria in senso lato, ma anche della comunicazione scientifica (Galileo) e degli scambi commerciali: una lingua d'elezione praticata nei teatri, nelle corti e nelle accademie d'Europa, oltre che nei porti del Mediterraneo. Il quarto posto nel mercato delle lingue non è una novità degli ultimi anni, ma un dato storico di lunga durata.

Permettetemi ancora un paio di considerazioni: si legge spesso sulla stampa, ma talora anche in pubblicazioni scientifiche, che la lingua italiana è in crisi. Ricorrenti sono gli allarmi sull'impoverimento lessicale, sulla regressione del congiuntivo, e sull'invasione dei prestiti dall'inglese. Eppure, ad un esame più attento e approfondito, non c'è dubbio che l'italiano di oggi goda di un eccellente stato di salute e che quegli allarmi siano esagerati e spesso infondati. Oggi l'italiano si presenta come una lingua vitale, finalmente usata spontaneamente per comunicare da tutti gli abitanti della Penisola. Si può affermare che all'inizio del 2000 si sia definitivamente concluso il lunghissimo percorso dell'unificazione linguistica del Paese. Inoltre si è via via attenuata quella netta divaricazione tra lingua scritta (una lingua aulica, letteraria, sovente retorica) e lingua parlata, che ha costituito per secoli una caratteristica essenziale della situazione linguistica italiana differenziandola dagli altri Paesi europei. E questo è un risultato importante, benché conseguito con tante difficoltà e lentezze.

Infine, una prova del grande prestigio di cui gode oggi l'italiano è costituita dalla sua presenza nelle maggiori lingue europee con centinaia di prestiti. In tutto il mondo ci si saluta con il "ciao" e si usano numerose parole italiane o facsimili dell'italiano. E non solo i classici "pizza" e "pasta". Non c'è caffè in Germania in cui non si possa ordinare un "latte macchiato" o l'acqua minerale della marca San Pellegrino. Dal Chianti all'Amarone i nomi dei vini, come anche degli oli italiani hanno invaso da tempo i supermercati tedeschi. Per vendere dolciumi e biscotti in Germania si usa attirare i clienti con riferimenti culturali a Giotto, Raffaello o Leonardo. I produttori tedeschi di aceto hanno dovuto inventarsi un

proprio “aceto balsamico” per non fallire. E i produttori di automobili hanno da tempo ormai compreso che per vendere meglio le loro macchine occorre battezzarle con nomi fantasiosi italiani o italianizzati: Polo, Mondeo, Vento, Scirocco etc.

Ma questo non succede solo in Germania. Ovunque nel mondo si trovano per esempio insegne di negozi con scritte in italiano. Insomma, si potrebbe quasi dire, esagerando un po’, che le principali lingue d’Europa stanno vivendo un processo di italianizzazione. Perfino l’inglese, la lingua leader, ha un patrimonio lessicale costituito solo per il 10 per cento circa di lessemi appartenenti al fondo linguistico proprio, cioè sassone e germanico occidentale, mentre oltre i due terzi, precisamente il 76,5 per cento dei lessemi sono esogeni, prestiti e adattamenti dal latino, dall’italiano e dalle altre lingue romanze. E le statistiche ci dicono che proprio l’italiano accanto allo spagnolo è la lingua che fornisce all’inglese il maggior numero di neologismi.

Nel settembre del 2002 è uscito sull’autorevole quotidiano *Frankfurter Allgemeine Zeitung* un articolo del giornalista Dirk Schümer dall’eloquente titolo *Spaghettisiert euch!*, ovvero «spaghettizatevi!», nel quale il giornalista contrapponeva al predominante “american way of life”, ovvero alla globalizzazione nel segno del cosiddetto McWord, un altro paradigma di globalizzazione, e cioè quello della cultura italiana la quale, soprattutto grazie all’espansione globale della sua tradizione gastronomica, ma anche grazie alla moda e ai prodotti del made in Italy, si sarebbe imposta nell’intero pianeta come la vera *Leitkultur* di riferimento.⁶ Quell’articolo era certamente ironico e paradossale. E anch’io stasera nell’esaltare il nuovo nazionalismo linguistico italiano, nel parlare di un primato dell’italiano nel mondo, ho cercato di essere di tanto in tanto un po’ ironico e paradossale. Anche se spesso dietro l’ironia e il paradosso si nasconde la verità.

Note

* Il presente contributo riproduce, con qualche piccola modifica, il testo di una conferenza da me presentata il giorno 5 dicembre 2003 nel corso di una manifestazione che si è svolta presso l’Istituto di Filologia Romanza della Humboldt-Universität, organizzata per celebrare i 50 anni di Romanistica all’università berlinese. Alla manifestazione, promossa e diretta dal prof. Dieter Kattenbusch, parteciparono tra gli altri anche l’ambasciatore d’Italia S.E. Silvio Fagiolo, e il direttore dell’Istituto italiano di cultura a Berlino, prof. Ugo Perone. Fu quello il primo “Dies italicus” dei tanti che sono seguiti negli anni successivi.

¹ Edward C. Banfield (1958): *The Moral Basis of a Backward Society*, trad. it. (1961, rist. 2006): *Le basi morali di una società arretrata*. Bologna.

² Cfr. Ernesto Galli della Loggia (1998): *La morte della patria: la crisi dell’idea di nazione tra Resistenza, antifascismo e Repubblica*. Roma-Bari.

³ Remo Bodei (1998): *L’io diviso: ethos e idee dell’Italia repubblicana*. Torino.

⁴ Il 12 novembre 2003 un attentato nella località di Nassiriya colpì le truppe dell’esercito italiano impegnate in Iraq nella missione di pace denominata “Operazione Antica Babilonia”. Restarono vittime 28 persone tra carabinieri, militari e civili.

⁵ Tullio De Mauro et al. (2002): *Italiano 2000. I pubblici e le motivazioni dell’italiano diffuso fra stranieri*. Roma.

⁶ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. 28.09.2002, 40.



Un dictionnaire français-romanche (sursilvan+): Pourquoi - Comment - Par qui

Jean-Jacques Furer, San Vittore GR/Schweiz

1 Introduction

1.a Pourquoi un dictionnaire français-romanche?

La première question est presque rhétorique, tant la réponse est évidente: tout dictionnaire est utile en tant que servant à rapprocher deux langues, à faciliter la communication entre deux communautés linguistiques. Dans le cas du français et du romanche, on peut ajouter, entre autres, les éléments suivants.

Le romanche est désespérément collé à l'allemand. Les Romanches sont obsédés par l'allemand, ne se réfèrent pratiquement qu'à l'allemand, vivent essentiellement en allemand, voient le monde à travers l'allemand et sont également, dans la pratique, largement traités comme des germanophones. Ils se trouvent au total dans une situation comparable à celle des Sorabes vis-à-vis de l'allemand ou des Gallois (gallophones) vis-à-vis de l'anglais, et vivent, agissent et réagissent de manière semblable à eux face à la langue qui les domine. Car il s'agit d'une domination, d'une domination indue et injuste, d'une discrimination, avec les multiples conséquences qu'elle entraîne et que je ne peux traiter ici.¹ Dans ces conditions, tout lien avec une autre langue que la langue dominante, tout accès à une langue supplémentaire ne peuvent qu'être utiles.

Le français est la deuxième langue nationale suisse, et, aujourd'hui derrière l'anglais, une des principales langues internationales. Il est également une langue latine sœur du romanche, sur laquelle les Romanches, lorsqu'ils complètent leur langue pour qu'elle réponde aux besoins de notre temps, pourraient, un peu comme les Roumains du XIXe siècle se sont inspirés du français et de l'italien pour (re)latiniser leur langue, s'appuyer pour éviter de suivre en (presque) tout le modèle allemand, d'un esprit étranger. Le français est donc, au total, la première langue à choisir pour désenclaver le romanche.

Accessoirement, mais cela n'est pas négligeable dans le cas du romanche en tant qu'objet d'étude, le français est sans doute une langue obligatoire pour les romanistes, dont beaucoup, hors des pays de langue allemande, ignorent l'allemand et doivent (ou ont longtemps dû) se forger eux-mêmes un accès au romanche. D'une manière plus générale, la perspective de devoir passer par

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Jean-Jacques Furer,
Übersetzer mit
Schwerpunkt Kultur
und Literatur, geboren
1948. Kindheit in der
Ajoie (nördlichster Teil
der Suisse romande).

Hat in allen Sprachregionen der Schweiz gewohnt. Kulturell-berufliche Tätigkeiten insb. als soziolinguistischer Forscher mit Schwerpunkt romanische Statistik. Verfasser des (erschienenen) «Romanisch-Französischen Wörterbuchs» und des (entstehenden) «Französisch-Romanischen Wörterbuchs»; Mitbegründer und Vizepräsident der Fundazion Rotoromana P. Flurin Maissen. Freund des Jubilars. Dieter bin ich im Herbst 1981 im Benediktinerkloster Bozen begegnet. Er begleitete Prof. Goebl, ich P. Flurin Maissen, mit dem ich eine Erkundungsreise in die Dolomiten und ins Friaul machte. Als Benediktiner hatte P. Flurin eine Übernachtung für uns im Kloster organisiert, Prof. Goebl und Dieter waren dort völlig unabhängig von uns. Vielleicht zwei Jahre später hielt ich ein Seminar über die Lage des Romanischen in Neumarkt/Steiermark. Dieter fuhr mit einem roten Wagen durch die Straße dort, erkannte mich und hielt an. Später begleitete ich ihn einige Tage bei klimrender Kälte, als er Sprachaufnahmen im Fassatal mache. Er war in Rumein beim Institut de Cuors Rotoromontschs/der Fundazion Rotoromana. Er war bei meiner Hochzeit zugegen, nahm mindestens zweimal am Triathlon Flem ab unserem Haus teil, wir waren bei ihm in Regensburg. Gemeinsame Tagungen/Aufenthalte hatten wir in Savognin, Scuol, Val Badia, Brüssel, Gießen. Dieter ist Pate unseres ersten Sohnes, mit seiner Familie ist er ein willkommener Gast in San Vittore (Berlin ist für unsere ganze Familie zu weit gewesen, doch ist sein Patensohn mehrmals bei ihnen in Berlin und Tirol zu Gast gewesen). Mit anderen Worten, Dieter und ich sind uns wegen unseres Interesses am

l'allemand, ou en tout cas de devoir s'appuyer sur l'allemand pour apprendre le romanche, décourage bon nombre des non-germanophones qui, pour quelque raison que ce soit, souhaiteraient apprendre le romanche. Au niveau suisse, le français est, de ce point de vue aussi, le choix logique pour un deuxième accès, tant en raison du poids de la Romandie que du fait que la langue est le plus souvent préférée à l'allemand au Tessin.²

Rätoromanischen begegnet, und daraus ist eine lange und tiefe Freundschaft entstanden, die auf beide Familien übergriffen hat, und nur nebensächlich Berufliches hat.

C'est entre autres sur ces considérations que la Fundazion Retoromana P. Flurin Maissen (FRR)³ s'est basée lorsqu'elle a décidé, au début des années 1980, de réaliser, comme premier élément d'une éventuelle série, un dictionnaire romanche-français finalement paru en 2002.⁴ C'est pour les mêmes raisons qu'elle a ensuite, après des hésitations dues notamment aux difficultés financières rencontrées pour terminer le premier ouvrage, décidé de lancer la réalisation du dictionnaire complémentaire français-romanche en m'en confiant à nouveau la responsabilité essentielle.

Le dictionnaire sera de dimension légèrement supérieure au dictionnaire romanche-français (632 + LXXVI pages, 24.000 articles et renvois), tant pour le nombre que pour la dimension moyenne des articles.

1.b Pourquoi un dictionnaire français-romanche sursilvan+?

Les circonstances ont fait que le romanche a développé, depuis le XVIe siècle, plusieurs formes écrites régionales, appelées *idioms* en romanche, et «idiomes» en ce sens romanche dans bien des publications françaises traitant du romanche. Depuis les années 1940, ces idiomes sont au nombre de cinq. Ce sont des langues standardisées au même titre que le français ou l'allemand, donc évoluant au-dessus des dialectes locaux essentiellement parlés, à cette différence près que chaque idiome est en usage dans une partie seulement de l'aire romanche, où il est écrit, lu, enseigné dans les écoles et utilisé dans les chancelleries communales, dans la mesure où le romanche lui-même est enseigné ou utilisé.⁵

La raison pour laquelle la FRR a choisi le sursilvan est, tout simplement, qu'elle est ancrée dans la partie occidentale de l'aire romanche, qui se sert de l'idiome sursilvan.^{6,7} Elle soutient cependant l'ensemble du romanche⁸ et compte de ce fait intégrer dans son nouveau dictionnaire les mots qui, dans les autres idiomes, correspondent aux équivalents sursilvans donnés, d'où le signe + prévu dans le titre.⁹

En 1982, la Ligia Romontscha, l'organisation semi-officielle de défense du romanche, a créé le *rumantsch grischun* ou *rg*, une forme de compromis entre les cinq idiomes, destinée non pas à remplacer ces standards traditionnels pour unifier la langue, mais, de façon très raisonnable dans la situation donnée, à être utilisée pour s'adresser en romanche aux Romanches là où, en raison de la division du romanche, on se servait de l'allemand.¹⁰ C'est en ce sens que le *rg* est aujourd'hui la forme officielle utilisée par la Confédération et par le canton des Grisons pour s'adresser aux Romanches.

Ce sont toutefois les idiomes qui restent la forme de référence unique ou essentielle pour la grande majorité des Romanches, et le romanche sursilvan pour ceux de Surselva et du Plaun. La loi aussi bien fédérale que cantonale reconnaît cet état de fait et donne aux Romanches le droit de se servir de leur idiome maternel pour s'adresser aux autorités concernées.¹¹ Les dictionnaires de la FRR doivent donc se baser sur le sursilvan et sa littérature,¹² sa tradition, ses modes d'expression. *Le Dictionnaire français – romanche sursilvan+* inclura cependant dans une liste spéciale les mots et formes orthographiques du *rg* en plus de ceux des autres idiomes.¹³

2 Conditions de réalisation d'un dictionnaire français-romanche

La réalisation d'un dictionnaire français-romanche est dans une large mesure une œuvre de pionnier, avec ce que cela implique de bons et mauvais côtés. En eux-mêmes, l'idée et le but sont presque exaltants. Mais au jour le jour, c'est un travail rebutant, souvent frustrant, où je me heurte sans cesse à des limites, celles du matériel disponible et de mes propres connaissances, et où je dois, plein d'incertitudes, faire «au mieux», en sachant que, le dictionnaire une fois paru, je ne cesserai moi-même d'y découvrir de nouvelles insuffisances et des fautes et coquilles de tous genres.¹⁴

2.a Matériel disponible

Le travail peut s'appuyer sur le dictionnaire romanche – français sursilvan DRF, et sur le matériel réuni pendant des années pour sa réalisation. Les moyens informatiques d'aujourd'hui sont ici d'une aide essentielle. À elle seule, la fonction «recherche», qui donne la possibilité de consulter en sens inverse le fichier électronique original du DRF, permet une immense économie de temps. Mais il n'y a pas de modèle français-romanche sur lequel s'appuyer ou à consulter.¹⁵

L'essentiel du matériel de référence fait appel à l'allemand, qu'il s'agisse des dictionnaires bilingues de consultation courante¹⁶ ou du grand dictionnaire de la langue romanche, carrément rédigé en allemand.¹⁷ Il est donc nécessaire de travailler en grande partie à travers l'allemand, avec toutes les complications, mais aussi tous les dangers que cela comporte. À l'usage, il s'avère que ces difficultés et ces risques sont encore plus grands que ce que l'on pourrait penser parce que les auteurs des différents ouvrages de référence pour la langue romanche sont des Suisses, qui connaissent et utilisent l'allemand de Suisse, alors que les grands dictionnaires français-allemand/allemand-français donnent certes des indications concernant l'allemand de Suisse et, ici ou là, aussi le français de Suisse, mais reflètent dans l'ensemble l'allemand d'Allemagne et le français de France. Même s'il est difficile à cerner et à illustrer, il y a réellement, entre les deux ensembles de matériel, un hiatus parfois suffisamment sensible pour être gênant.

2.b Rédacteur

Le rédacteur du *Dictionnaire français – romanche sursilvan+* est romand. Je suis Romand, c'est-à-dire de langue maternelle française. Cela suffit à indiquer tout un ensemble de difficultés supplémentaires que le travail de rédaction ne peut manquer de rencontrer.

Certes, ce sont des Romanches, donc des personnes pour lesquelles l'allemand était aussi une langue apprise, qui ont rédigé les dictionnaires romanche-allemand des différents idiomes. Mais, justement, étant des Romanches, ils ont été placés dans une situation où ils ont à la fois dû et pu apprendre à maîtriser l'allemand aussi bien que des germanophones, et, dans certains domaines, mieux que leur propre langue. En outre, ils passaient directement de leur langue à la langue-cible.

Pour ma part, je ne sais aussi bien qu'eux ni la langue d'arrivée, ni la langue par laquelle il faut largement passer.¹⁸ Je n'ai pas non plus de formation de linguiste ou approchante, et, si je fais un usage quotidien de multiples dictionnaires, je n'ai que peu d'intérêt et de goût pour la linguistique en tant que telle. Rédiger un dictionnaire français-romanche dans ces conditions va à l'encontre du bon sens. En soi, c'est une hérésie, même si j'ai derrière moi des décennies de travail en romanche, et la rédaction du plus grand dictionnaire romanche-français qui existe; même si je suis certainement un des francophones qui maîtrisent le mieux le romanche. Je n'avais pas non plus souhaité la mission de réaliser un tel dictionnaire, et envisageais initialement, tout au plus, d'apporter mon aide à un

rédacteur romanche.

Le fait même que, en fin de compte, je me retrouve à rédiger le dictionnaire français-romanche est cependant caractéristique de la situation du romanche et des Romanches. Dans l'absolu, il y aurait des Romanches disposant à la fois de vastes connaissances du français et de la formation linguistique souhaitable, qui seraient les personnes appropriées pour réaliser un dictionnaire menant du français à l'une ou l'autre des six formes écrites du romanche. Mais c'est essentiellement vers l'allemand que ces Romanches sont tournés, en allemand qu'ils se sont formés. La Fundaziun Retoromana mise à part, aucune institution romanche n'a d'ailleurs jamais pris l'initiative d'un dictionnaire bilingue d'une certaine ampleur unissant le romanche à une autre langue que l'allemand.¹⁹ Le sentiment dominant semble être que les dictionnaires liant le romanche à l'allemand suffisent, ou qu'il y a d'autres choses plus urgentes que de nouveaux dictionnaires avec de nouvelles langues.²⁰ Du reste, indubitablement, les temps sont durs en Suisse pour les projets d'ouvrages de longue haleine si, quelle que soit leur utilité ou nécessité, ils n'ont aucune chance d'être rentables, commercialement, ou alors peut-être politiquement.

En résumé, l'alternative était, ou un dictionnaire français-romanche fait (doublement, voire triplement!) à rebours du bon sens – mais quand même le mieux possible –, ou pas de dictionnaire romanche-français. La décision de principe était claire.

2.c Projet

La Fundaziun Retoromana a eu une peine énorme à terminer et publier son premier dictionnaire. Le travail était immense. Il fallait d'abord réunir un matériel complémentaire, à la fois concernant la langue romanche moderne – les dictionnaires romanches disponibles avaient été conçus une à deux générations plus tôt – et destiné à mieux cerner le sens et l'emploi des mots dans l'optique spécifique d'un dictionnaire menant au français. Il était impossible de faire des prévisions valables quant au temps nécessaire. Il était par ailleurs illusoire d'imaginer que le rédacteur pourrait réaliser ce travail totalement pour l'honneur, à temps perdu, à côté d'un emploi assurant l'existence de sa famille, illusoire également de compter sur les aides nécessaires sans pouvoir les rétribuer. Parce que, malgré tout, aidée par des circonstances brièvement favorables au romanche dans la Suisse des années 1980, elle avait trouvé des fonds initiaux, la Fundaziun Retoromana s'est lancée. Au début des années 1990, ayant épousé les fonds initiaux et ne trouvant pas de nouvelles ressources, elle a dû mettre le projet en sommeil. Elle n'a pu le reprendre qu'à la fin de la décennie, et il a fallu une sorte de miracle, en plus de beaucoup d'entêtement et de sacrifices, pour terminer le travail et publier le dictionnaire en 2002.

La Fundaziun Retoromana était consciente de ce que seule la moitié de l'ouvrage était faite et que le dictionnaire romanche-français réclamait son pendant français-romanche. Elle sentait en même temps que les circonstances étaient toujours moins favorables à un projet du genre concerné. Il était clair d'un autre côté que, grâce à l'existence du DRF et au matériel réuni, grâce également aux progrès informatiques, la réalisation du second dictionnaire devait être au total plus facile et plus rapide que celle du premier. Avant de prendre une décision et pour pouvoir évaluer plus exactement les coûts en temps et en argent du nouveau projet, elle a pris la précaution de réaliser tout d'abord un essai «grandeur nature» en rédigeant la lettre F.

Le programme de travail et le budget élaborés sur la base des résultats obtenus pour cet essai est une sorte de compromis entre foi et réalisme. On peut dire que l'on a considéré d'un côté le montant maximum que l'on pouvait espérer réunir pour un tel projet, de l'autre le total maximum des efforts que l'on peut attendre pour cette somme, sans perdre de vue la nécessité de réaliser le projet dans un délai raisonnable.

Pour résumer, le dictionnaire doit paraître en 2014. Je travaille à sa rédaction à temps partiel, à côté d'autres activités professionnelles elles aussi à temps partiel, le total du travail de rédaction étant réputé correspondre à deux ans et demi à temps plein.

3 Constatations et expériences faites

Beaucoup des expériences que je fais dans mon travail de rédaction du dictionnaire français-romanche confirment celles que j'avais déjà faites avec le travail inverse. Les constatations à la fois les plus spécifiques et les plus évidentes concernent le lien étroit entre le romanche et l'allemand, et l'influence écrasante de l'allemand sur le romanche. C'est sur elles que je me concentrerai ici, laissant de côté les aspects généraux de la rédaction de tout dictionnaire bilingue.

L'influence de l'allemand s'exerce à différents niveaux, jusques et y compris sur ce que l'on peut appeler l'esprit de la langue. Il n'est qu'à peine exagéré de dire que, souvent, le romanche n'est guère que de l'allemand rendu avec des mots romanches – et d'ailleurs parsemé de mots repris tels quels de l'allemand, ou de l'alémanique. Il m'est arrivé de devoir traduire (ou retraduire?) mot à mot en allemand un texte «romanche» pour en comprendre le sens. Mais il me faut immédiatement ajouter que j'ai aussi pris conscience de ce que le romanche le plus germanisé prend aussi parfois une certaine indépendance, une indépendance surprenante, par rapport à l'original allemand qu'il a copié dans un premier temps.

Même si je la comprends, même si elle est largement la conséquence de la situation faite au romanche et en particulier de l'absence d'une école romanche digne de ce nom,²¹ cette dépendance et cette dénaturation du romanche provoquent en moi, alternativement ou tout ensemble, irritation, indignation, ironie ou sarcasme, déception, tristesse, compassion ou pitié, et bien sûr envie d'inciter les Romanches à réagir – ceci en me souvenant toujours combien je suis privilégié par rapport à eux pour avoir pu me développer de façon correcte et naturelle dans ma propre langue. Dans mon travail de rédaction, cette dépendance et ses effets me causent en tout cas beaucoup d'incertitudes et de difficultés supplémentaires.

Je ne peux ni ne veux tenter une description systématique de l'influence de l'allemand sur le romanche, et me contente de donner quelques exemples particulièrement sensibles pour mon travail de rédaction, relevant de trois secteurs particuliers: verbes composés, traduction des noms composés allemands, emploi des prépositions.

Verbes composés

Le romanche utilise à foison ce que j'appellerai le verbe composé, correspondant au verbe séparable allemand du type *hinrichten*, *abwerfen*, *anziehen*, *mitmachen*, *vornehmen* etc. Il prend le verbe romanche correspondant au verbe simple allemand, et lui accolé l'adverbe romanche correspondant à la particule séparable allemande (la différence étant que, contrairement à la particule allemande, l'adverbe romanche suit toujours immédiatement le verbe: *el ha tratg en siu manti*). Ceci en principe car, dans la pratique, le romanche peut conserver le modèle, mais prendre un autre verbe de base: *hinrichten* («exécuter», «passer par les armes») ne devient pas *drizzar vi*, mais *metter vi*. Il peut également prendre un adverbe différent de celui de l'allemand, ou choisir, parmi plusieurs particules utilisées par l'allemand pour donner des verbes plus ou moins synonymes, un adverbe différent de celui que l'allemand préfère. Ou peut-être faut-il dire, plus exactement, de celui que l'allemand standard préfère aujourd'hui. Dans certains cas en effet, il pourra y avoir eu une évolution différente de l'usage en allemand et en romanche après l'introduction en romanche du calque de l'allemand. Dans d'autres, il s'agira d'un emprunt à un usage alémanique – et, «en bon Romand», contrairement aux Romanches qui maîtrisent et dont on attend qu'ils maîtrisent parfaitement, et l'allemand, et

l'alémanique, je ne connais pas l'alémanique. Mais je n'en ai pas moins le sentiment mentionné ci-dessus que, tout en copiant tellement souvent la construction de l'allemand, le romanche se permet des adaptations dans le détail, qui lui rendent une certaine indépendance par rapport à l'original, même si l'esprit reste allemand. Ainsi, si beaucoup de Romanches ont adopté le modèle *sich etwas vornehmen* pour «se proposer (de faire) quelque chose», ils laissent tomber le *sich* et disent *jeu prendel avon quei*.

Le romanche utilise d'ailleurs le modèle du verbe séparable allemand pour créer des verbes composés qui ne correspondent pas à un verbe séparable allemand. J'ai inséré dans le DRF, comme sous-articles de *far* («faire»), les verbes (transitifs, intransitifs, pronominaux, impersonnels) composés avec *anavon*, *anavos*, *atras*, *avon*, *bien*, *cun*, *en*, *encunter*, *ensem*, *giu*, *naven*, *neutier*, *ora*, *si*, *suenter*, *sutora*, *tras*, *vi*, *vinavon* et *vitier* et, pour certains d'entre eux, je ne connais pas de correspondant formel courant en allemand. De plus et surtout, les sens accordés à ces verbes composés ne sont souvent pas ceux du correspondant allemand habituel. Un même composé romanche peut du reste avoir des sens plus ou moins opposés, ce qui peut dérouter un lecteur non romanche.

Toujours sous l'influence du modèle général allemand, les Romanches ont par ailleurs une forte tendance à ajouter un adverbe, surtout de direction, à un verbe latin qui, en lui-même, exprime déjà ce que le verbe composé est supposé exprimer, si bien que le composé est en fait un synonyme ou un doublet du verbe simple. Mon explication est que les Romanches, utilisant tellement le modèle du verbe composé, perçoivent désormais souvent le verbe simple comme ayant un sens trop faible, qu'il convient alors d'assurer avec un adverbe. Il ne leur suffit ainsi plus, dans certains cas, de dire *finir*, il leur faut préciser *finir giu*, pour bien faire comprendre que la chose est finie-nie.

Traduction des noms composés allemands

Une des caractéristiques de l'allemand est le nom composé du type *Dampfmaschine*, composé de deux substantifs simples A et B. Tout traducteur de l'allemand vers le français sait que le composé AB allemand se traduit souvent simplement par les termes correspondants, en en inversant l'ordre et en les reliant par un «de», selon le modèle «B de A». Mais il sait également qu'il faut alors encore se demander si A, en français, doit être au singulier ou au pluriel, et utilisé avec ou sans l'article défini. Il sait de plus que la préposition n'est pas forcément «de» – *Dampfmaschine* est «machine à vapeur» –, et surtout que la traduction correcte, ou préférable, peut faire intervenir un adjectif, ou être un mot ou une expression totalement différents.

Le problème est ici que les Romanches, en raison notamment de l'absence d'une école qui soit romanche comme l'école est allemande dans les régions de langue allemande, ont largement perdu le sentiment d'une différence entre ce que pourrait être une «machine de vapeur» et une «machine à vapeur», entre une «pince à sucre» et une «pince de sucre», comme d'ailleurs entre une «eau sucrée» et une «eau de sucre», sans parler de la différence que le français fait entre une «tasse de thé» et une «tasse à thé». Ils appellent aussi *pur da bio* l'agriculteur biologique parce qu'ils ont fait sa connaissance à travers le *Biobauer* de l'allemand, et *parc da vent* le parc éolien en projet en Surselva. Pour illustrer à quel point tout ce qui ressemble à un nom composé AB allemand tend à être traduit mécaniquement par *B de/da A* en romanche, il suffira de mentionner les exemples de *hotellaria da para* que j'ai rencontrés dans des articles de presse.

Certes, les dictionnaires donnent *maschina a vapur* pour *Dampfmaschine*, alors que les Romanches tendent à dire *maschina de/da vapur*; mais ils donnent en même temps *zaunga de/da zucher* pour *Zuckerzange*, tandis que le *Pledari grond* confirme pour le rg le *pur da bio*.²² Pire, ils commettent des erreurs – ou, qui sait, acceptent et consacrent des erreurs populaires –, comme lorsqu'ils traduisent *Chinawein* («(vin de) quinquina») par *vin de/da China*.²³ Et qui cherche le terme romanche pour «corrida» aboutit par

l'intermédiaire de l'allemand *Stierkampf* à *cumbat de/da taurs*.

Emploi des prépositions

Sous l'influence de l'allemand, les Romanches tendent, dans de nombreuses expressions courantes, à se servir des prépositions que l'allemand utilise dans ses expressions correspondantes, et non plus les prépositions que la norme romanche voudrait. Il s'agit souvent des cas où l'allemand utilise *auf*, *aus*, *an*, *bei* ou *zu*. «De cette façon», *en quella moda*, devient ainsi *sin quella moda (auf diese Weise)*. Et on n'invite plus «à souper» – *a tscheina* –, mais *tier la tscheina* («près du souper»), parce que l'allemand dit *zum Abendessen einladen*.

Les Romanches commencent également à donner à certaines prépositions des sens qu'elles n'ont pas dans leur langue, mais que la préposition allemande correspondante possède en plus du sens correct de la préposition romanche. Ainsi, *sper*, qui signifie «à côté de», est-il de plus en plus utilisé dans le sens de «outre», «en plus de», parce que l'allemand *neben* a ce sens en plus de «à côté».

Certes, les dictionnaires et grammaires tentent de maintenir la norme romanche,²⁴ mais la pression est telle, l'école tellement déficiente, l'allemand tellement omniprésent, les germanismes tellement répandus dans la presse romanche elle-même, que l'emploi correct est de plus en plus isolé.

Exemples contraires

Le souci de lutter contre l'emprunt pur et simple à l'allemand, ou par l'allemand à l'anglais, peut aussi faire aboutir le romanche à des résultats surprenants. Ainsi, alors que le français, champion de la lutte contre l'anglicisation des langues, a baissé sa garde dans le cas du «CD» ou «cd», le romanche écrit crânement *DC*.²⁵ De manière semblable au français, le romanche a également réagi en introduisant très vite *sida* et *ordinatur*; mais comme l'allemand en est resté à *AIDS* et *Computer*, les Romanches sont en train d'abandonner *sida*, et *ordinatur* n'apparaît pratiquement plus depuis longtemps.²⁶

Le romanche peut même dépasser le français dans d'autres cas que celui du disque compact. Un exemple classique en est le *Sonderbund*, terme d'histoire suisse qui n'est pas traduit en français, mais qui, en romanche, est la *federaziun separada*.²⁷ Il peut aussi faire preuve d'hypercorrection en traduisant – et éventuellement mal – ce qui ne devrait pas se traduire. Le *Jugendstil* qui, en tant que style lancé par la revue *Jugend*, est resté le «jugendstil» en français (là où l'Art nouveau est spécifiquement en lien avec les pays allemands), apparaît ainsi systématiquement dans la littérature romanche comme *stil da giuventetigna*.²⁸

4 Réponses apportées quant aux germanismes

Pour le *Dictionnaire romanche sursilvan – français*, j'avais considéré nécessaire d'accorder une large place aux germanismes, tant à ceux que les dictionnaires allemand-romanche admettent eux-mêmes, qu'aussi et surtout à nombre de ceux que les Romanches utilisent malgré les indications des dictionnaires et des grammaires. Le DRF devant, entre autres, aider les francophones à comprendre le romanche, il eût été aberrant de ne pas leur donner (aussi) ce qu'ils trouvent effectivement dans la langue sursilvane écrite ou de tous les jours. À l'intention des Romanches comme des francophones, j'aurais cependant voulu ajouter de façon assez systématique, à côté des tournures fautives que je donnais pour information, l'indication des formulations correctes. Cela n'a pu être réalisé que dans une mesure limitée.

La question ne se pose pas de la même façon pour le *Dictionnaire français-romanche*,

mais elle est si possible encore plus difficile à traiter. J'ai accepté l'idée d'indiquer *trer en* pour «mettre/enfiler» (un vêtement), tout simplement parce que les Romanches n'utilisent rien d'autre dans la langue courante. Je sais que, par contre, je n'ai pas besoin de donner pour «participer» ce *far cun* calque de *mitmachen* que suffisamment de Romanches réprouvent eux-mêmes, et qu'ils me reprocheraient certainement si je l'insérais.²⁹ Mais entre les deux, combien de doutes, et combien de recherches supplémentaires pour éviter la solution de facilité tirée de l'allemand! Combien de cas où je me demande si le DFR peut indiquer un verbe romanche simple qui existe certes, mais n'est que très peu utilisé; et, le cas échéant, s'il faut qu'il donne en même temps le germanisme d'usage courant! Jusqu'où le souci de soutenir un romanche aussi romanche que possible doit-il aller? Jusqu'où le but déclaré du DFR, de désenclaver le romanche, peut-il mener? Dans quelle mesure ne faut-il pas, quoi qu'on en ait, refléter, ou refléter aussi, l'état véritable du romanche? La question n'est pas nouvelle, les auteurs des dictionnaires romanche-allemand et allemand-romanche se la sont posée, et y ont répondu de façon nuancée, en tentant de remettre en mémoire le vocabulaire existant, mais sans s'arc-bouter sur des positions sans espoir. Qui s'occupe d'un dictionnaire reliant le français à une autre langue doit d'ailleurs aussi, par exemple, se demander s'il faut ou non, pour le verbe «réaliser», prendre en considération le sens initialement anglais de «se rendre compte de», et, pire, pour «intégrer», celui, absurdement inverse, de «s'intégrer dans», qui est la grande mode de ces dernières années chez certains locuteurs du français.

Je ne vois pas de réponse systématique. Dans la très large frange qui existe entre les exemples clairs de *trer en* et de *far cun*, la réponse ne peut être donnée qu'au cas par cas. Et comme le romanche n'est pas ma langue maternelle, pour laquelle j'aurais à la fois les connaissances et la sensibilité nécessaires pour prendre une décision, et une sorte de droit à en prendre une, fût-ce en sachant qu'elle sera contestée, je me fie au sentiment et aux connaissances de mes consultants,³⁰ en sachant que, bien souvent, eux non plus n'ont pas de réponse qui serait indiscutable.

5 Difficultés liées à d'autres lacunes

Que faire quand les dictionnaires romanches eux-mêmes, que je dois évidemment consulter sans cesse pour contrôler et surtout compléter mes connaissances, donnent des indications difficiles à accepter, ou restent muets?

Fort heureusement, «quinquina» n'est pas indispensable dans le DFR, si bien que la question ne se pose pas de savoir s'il faut ou non mentionner que cette substance ne vient pas de Chine; quant à la «quinine», que j'inclusrai, elle ne crée pas de difficulté, l'allemand *Chinin* n'ayant pas orienté les Romanches vers la Chine (simplement, comme presque toujours en pareil cas, le neutre allemand est devenu le masculin *chinin* en romanche).

Par contre, le DFR doit inclure «corrida» en raison de la fréquence de son emploi au sens figuré. Mais que doit-il indiquer pour le sens original? Le nom *castillan* est-il suffisamment connu en romanche? Il n'apparaît en tout cas pas dans le grand *Niev vocabulari romontsch sursilvan – tudestg*. Mais le DFR peut-il indiquer ce *cumbat de taurs* mal traduit de l'allemand et qui donne une idée fausse de ce qu'est une corrida? Après consultations, il indiquera *corrida* et *cumbat encunter/cun in taur*.

Les difficultés sont particulièrement sensibles s'agissant du vocabulaire moderne. La dernière édition du *Vocabulari romontsch tudestg – sursilvan* date de 1975. C'est dire qu'il lui manque tout le vocabulaire et toutes les nuances et emplois apparus ces dernières décennies. C'est précisément la raison pour laquelle, avant de commencer la rédaction du DRF, il a fallu réunir un vaste matériel comprenant nombre de créations nouvelles apparaissant dans des textes de tous genres. Mais, comme on peut s'y attendre, ce matériel a des lacunes quand il s'agit d'y trouver le correspondant romanche d'un mot français, et les exemples relevés ne sont de loin pas tous d'une qualité telle qu'ils puissent

apparaître dans le DFR – nombre d'entre eux ont au contraire été relevés au contraire pour la façon dont ils illustrent l'influence de l'allemand sur le romanche.

En principe, le *Pledari grond* de la Ligia romontscha devrait combler ces lacunes et, effectivement, il offre un matériel immense. Mais comme il est essentiellement une compilation des résultats de traductions faites, il est à la fois riche et lui-même lacunaire. De plus, le fait qu'il donne des solutions rg réduit dans bien des cas son utilité comme source d'information pour le DFR; par définition, le rg ne s'inspire en effet pas seulement du sursilvan, et les mots ou expressions qu'il donne – ou crée (néologismes) – ne correspondent pas nécessairement à au vocabulaire, à l'usage ou à l'esprit sursilvans. Surtout, même si le plus souvent il est au moins correct, et s'il contient même parfois de belles trouvailles, nombre de solutions qu'il propose se révèlent boîteuses, mal construites, ou de simples calques de l'allemand (tels les fameux *AB = B da A*). On sent, tout simplement, que les traducteurs, par manque de temps, de connaissances, de réflexe ou d'envie, n'ont souvent pas déterminé – ou réussi à déterminer – suffisamment bien le sens d'une expression allemande, surtout du vocabulaire administratif, technique, scientifique, culturel moderne; et encore plus souvent qu'ils n'ont pas cherché ou pas pris en considération les correspondants italiens ou français.³¹

Il arrive ainsi que je ne trouve d'indications nulle part, sans d'ailleurs que le mot cherché fasse nécessairement partie du vocabulaire moderne. J'ai eu beaucoup de difficultés, par exemple, avec «drague», «draguer», «dragueur» (dans leurs sens techniques). Il s'agit alors, si le mot ou l'expression sont d'une importance telle qu'ils ne peuvent manquer dans le DFR, d'imaginer des solutions qui ne soient pas ... des gallicismes ou des calques du français qui détonneraient par trop en romanche – même si par ailleurs le romanche a repris nombre de termes français par l'intermédiaire de l'allemand. Souvent, je suis amené à proposer des descriptions, ou à en ajouter³² – c'est le cas aussi, dans un autre ordre d'idées et pour des raisons différentes, pour des spécialités à manger, du «baba au rhum» aux «nailles» et à la «taillaule».³³ D'un autre côté, le romanche peut avoir créé ou adopté un terme concernant un seul des mots d'une famille, ou un sens particulier d'un mot français, et il faut alors tenir compte de ce cas particulier pour traiter deux ou plusieurs articles apparentés. Ainsi le romanche connaît-il le *tschercaminas* ou *dostaminas* («dragueur de mine»), mais n'a pas de termes courants pour «drague» et «draguer».

Les emprunts que le romanche courant a faits et continue à faire au français (ou à une autre langue latine) par le biais de l'allemand représentent un autre genre de difficultés, souvent anecdotiques, mais au total non négligeables. L'allemand, surtout en Suisse, aime les mots français. Mais très fréquemment, il les emploie dans un sens particulier, ou plus large, ou différent, ou alors dans un autre registre.³⁴ Lorsque le mot originellement français apparaît en romanche, il faut alors vérifier s'il y a correspondance de sens et d'emploi avec le français, et dans quelle mesure un glissement dont on sait qu'il s'est produit en allemand a été repris en romanche. Compte tenu d'un certain flottement que l'on peut percevoir en romanche, par exemple entre l'usage chez des personnes cultivées susceptibles de penser directement au français, et d'autres Romanches qui emploient le mot parce qu'ils l'entendent en allemand, les vérifications peuvent être difficiles, surtout pour un francophone, même si celui-ci est habitué aux usages de l'allemand. Ici aussi, je dois souvent, pour plus de sûreté, faire appel à un consultant.

La simple question du genre peut mener à des cas de conscience. J'ai eu une certaine peine, au début de mes relations avec le romanche, à accepter que celui-ci dise *la garascha* parce qu'il a repris l'allemand *die Garage* et non pas «le garage» français, et j'ai eu encore plus de mal avec *la curascha* du sursilvan (alors que le ladin a tout de même *il curaschi*); mais dans les deux cas, je ne peux, dans mes dictionnaires, que reproduire sans discussion le féminin. Par contre, s'agissant par exemple de «front» et de la forme et du genre du romanche qui a subi l'influence de l'allemand (aussi bien *die Front* que, pour le genre, de *die Stírn*), je me suis appuyé sur le fait qu'il y a, pour tous les sens, flottement

entre le masculin et le féminin (et entre les formes *front*, *frunt* et *frunta*) pour recommander respectivement *front* et *frunt* masculins, mais en indiquant que l'on trouve également le féminin. Quant à la raclette et à la fondue si caractéristiques d'une certaine Suisse romande, que le romanche a reprises orthographiquement telles quelles comme l'allemand, en hésitant par contre entre leur conserver le féminin du français (qu'une certaine logique de la langue romanche recommanderaient du reste également), ou leur attribuer le masculin avec lequel il reproduit généralement le neutre allemand, je me permets dans les deux dictionnaires d'en défendre le genre féminin également pour le romanche.

Je dois par ailleurs faire attention, dans mon travail, à ne pas mettre sur le compte de l'allemand et de son influence toutes les divergences entre le français (ou l'italien) et le romanche. «Dramatiser» et *dramatisar* ne correspondent pas ou plus aujourd'hui, mais c'est avant tout parce que le sens premier du verbe est sorti de l'usage courant en français.

En tant que francophone et parlant d'autres langues néolatinées en plus du romanche, je dois, d'une manière tout à fait générale, faire attention aux faux amis qui existent inévitablement, et sans influence visible de l'allemand, entre le romanche et le français ou l'italien. *Deliberar* n'est pas seulement «délibérer», mais aussi «libérer». Et il me faudra corriger dans le DFR l'erreur que j'ai faite dans le DRF en n'indiquant pour *dissimular* que «dissimuler» et «cacher», alors que ce verbe signifie en premier lieu «simuler».

6 Conclusion

Je ne suis pas la personne idéale pour un dictionnaire français-romanche, et j'aurais également préféré ne pas devoir m'engager dans ce travail, ou ne m'y engager qu'en soutien d'un auteur, voire – on peut toujours rêver – d'une équipe romanche motivée, diversifiée, capable de réaliser un ouvrage qui servirait de base à une facette particulière d'une politique linguistique totalement nouvelle en plus d'être vaste et ambitieuse pour le bien du romanche, des Romanches et, finalement, osons le dire, pour le bien de la Suisse.

Faute de ce qu'il faudrait, je me suis pourtant engagé une nouvelle fois dans un travail long et pénible, en connaissant mes limites, mais en comptant sur un minimum d'appui afin que le résultat soit acceptable. Je sais également que le budget du projet est en fait trop étiqueté et qu'en plus la Fundaziun Retoromana n'a pas encore réussi à réunir l'entier de la somme prévue, et que cela m'imposera de nouveaux sacrifices. Il se révèle, pour couronner le tout, que les prévisions et espoirs ont été trop optimistes et qu'il y a en fait trop de travail à faire en trop peu de temps, et que je vais m'épuiser à la tâche.

Il pourra donc s'agir d'un acte de foi, ou d'un défi, tous deux pratiquement désespérés; mais comme le *Dictionnaire français-romanche* aura son utilité, comme c'est quelque chose de concret que je peux faire, en fin de compte, contre la discrimination et l'injustice, contre l'indifférence, la routine débilitante, la mollesse, contre la résignation et la capitulation, c'est un travail que j'ai bien l'intention de mener à terme.

Notes

¹ J'ai traité la discrimination du romanche et ses conséquences dans le cadre de plusieurs études sociolinguistiques et surtout statistiques. Suivant la langue nationale la mieux adaptée au lecteur, voir:

- *Le romanche en péril? Évolution et perspective*, Office fédéral de la statistique, Berne 1996.
- Graubünden, von der Dreisprachigkeit zur deutschen Einsprachigkeit(?), in: Kattenbusch, Dieter (Hg.): *Studia romontschs – Beiträge des Rätoromanischen Kolloquiums (Gießen/Rauischholzhausen, 21.–24. März 1996)*, Wilhelmsfeld 1999, 1–76.

- *Die aktuelle Lage des Romanischen*, Bundesamt für Statistik, Neuchâtel 2005.
- *La situaziun actuala dal rumantsch*, Uffizi federal da statistica, Neuchâtel 2005.
- Situazione attuale del romanzio in Svizzera, *Ladinia* XXXI 2007, 55–106.

² On prendra garde à ne pas confondre Tessin et Suisse italienne. Dans les vallées italophones des Grisons, la première langue étrangère apprise à l'école est, logiquement, l'allemand. Déplorablement, pour des raisons pratiques que l'on peut comprendre sans devoir les partager, ces quatre vallées (7 pour cent de la population du canton) tendent à considérer les Romanches comme partie intégrante d'un immense bloc germanophone face auquel elles ont beaucoup de peine à faire entendre leur voix, plutôt que comme une communauté linguistiquement parente, et potentiellement alliée puisque placée dans une situation bien plus grave.

³ La Fundaziun Retoromana a été fondée en 1982 à l'initiative du P. Flurin Maissen, sous le nom de Fundaziun Retoromana P. Placi a Spescha, pour reprendre les activités de trois institutions culturelles précédentes. À la mort de son inspirateur en 1999, elle a pris le nom de Fundaziun Retoromana P. Flurin Maissen. Elle a pour but de «sauvegarder et promouvoir la culture des Romanches en assurant à ceux-ci une existence emplie de tout ce qui est humain, beau et cher, vécu en pleine liberté des droits de l'homme» (<http://www.frr.ch>).

⁴ *Dictionnaire romanche sursilvan–français*, Fundaziun Retoromana P. Flurin Maissen, ISBN 3-9522235-0-6.

⁵ Les situations sont extrêmement différentes d'une commune à l'autre, mais, le romanche restant discriminé au niveau aussi bien fédéral que cantonal (même si la situation s'est un peu améliorée depuis la fin du siècle passé), aucune commune ne l'enseigne ni ne l'utilise de manière aussi générale, systématique et naturelle qu'une commune romande enseigne et utilise le français.

⁶ Du point de vue de l'apparition de la forme écrite, le sursilvan est le troisième des idiomes; il fête cette année (2011) ses 400 ans d'existence écrite, alors que le putér et le vallader possèdent des ouvrages publiés au XVI^e siècle. Du point de vue statistique par contre, il est le plus important des idiomes: parmi les habitants de l'aire traditionnelle du romanche indiquant en 2000 le romanche comme meilleure langue, 58 pour cent habitent dans l'aire d'emploi du sursilvan.

⁷ La FRR organise également depuis 1969 les Cours d'été de romanche sursilvan, les plus anciens cours de ce genre pour le romanche: <http://www.frr.ch>.

⁸ Dans ses cours d'été de romanche sursilvan, la FRR ouvre ainsi également autant que possible des fenêtres sur les autres idiomes – voire sur les autres langues rhéto-romanes.

⁹ La FRR aurait déjà souhaité inclure dans le dictionnaire romanche sursilvan–français des informations concernant les autres idiomes, mais avait dû y renoncer en raison des coûts et du surcroît de travail que cela aurait entraînés.

¹⁰ «En mintga cass vul il lungatg da scartira unificau buca concurrenzar ni remplazzar ils idioms existents, mobein sulettamein esser ina alternativa leu nua che mo ina varianta romontscha ei pusseivla e nua ch'il tudestg dominescha ella situaziun momentana. Il RUMANTSCH GRISCHUN ei ina purschida per tgi che vul (negin sto!) far diever dad ella.» (Introduction signée des président et secrétaire de la Ligia Romontscha, dans *Richtlinien für die Gestaltung einer Gesamtbündnerromanischen Schriftsprache RUMANTSCH GRISCHUN* de Heinrich Schmid, Ligia Romontscha, Coire 1982).

¹¹

Il est évident que le romanche aurait moins de difficultés s'il connaissait un standard unique pour l'ensemble de son aire. Les circonstances, historiques, géographiques et autres, en ont décidé autrement et ont conduit il y a des siècles à la création de trois standards régionaux, dont l'usage s'est enraciné. En 1794, les deux principales formes du romanche, déjà officielles dans l'aire romanche au niveau des petites unités constituant les Ligues grisonnes d'alors, ont également été reconnues comme langues officielles de la République des Trois-Ligues aux côtés de l'allemand et de l'italien. Dès la constitution du canton suisse en 1803 cependant, la discrimination au profit de l'allemand a repris et s'est profondément aggravée. À partir de la 2e moitié du XIXe siècle, au moment où les effets de cette discrimination commençaient à se faire très fortement sentir, le mouvement romanche, au lieu de réclamer l'égalité des droits entre les langues, a tenté de compenser les effets de la discrimination en développant dans la population un lien sentimental profond avec sa langue, dans les formes sous lesquelles celle-ci existait. On a même créé deux idiomes supplémentaires au cours du siècle passé dans l'espoir de mieux défendre le romanche dans deux régions du centre des Grisons. La création du rg, comme langue essentiellement passive que chaque personne parlant romanche pouvait comprendre suffisamment sur la base de l'idiome auquel elle est habituée, représentait, dans la situation où se trouvait le romanche après près de deux siècles de discrimination, un bon compromis entre l'attachement cultivé depuis des générations pour l'idiome maternel et les besoins de la communication entre le monde extérieur et le romanche.

Pratiquement dès la création du rg cependant, certains, convaincus de tenir là la solution essentielle pour la sauvegarde du romanche, ont cherché à amener un changement brutal – ou désespéré – de la stratégie suivie depuis le réveil romanche et tentent aujourd'hui ouvertement d'imposer l'unification de la langue par l'adoption généralisée du rg comme standard de communication, en réduisant les idiomes à des dialectes régionaux que l'on n'apprendra plus à écrire ni à lire. Une lutte est ainsi en cours à propos de la forme du romanche à utiliser dans ce qui existe d'enseignement en romanche et du romanche. On dira simplement ici à ce sujet et pour illustrer le rapport des forces entre les deux tendances opposées, qu'une organisation de masse – à l'échelle romanche s'entend – s'est constituée cette année (2011) pour le maintien des idiomes comme langue d'enseignement (avec une introduction du rg comme langue passive à partir du niveau secondaire), et que, dans l'aire romanche, elle compte environ quatre fois plus de membres que le nombre de signataires d'un manifeste exigeant à l'inverse l'imposition généralisée du seul rg à l'école dite romanche (voir <http://www.proidioms.ch>, Novitads 2, 25.6.2011).

¹² Quelques auteurs ont commencé à se servir du rg dans leur œuvre littéraire. La majorité continue cependant à se servir de l'idiome de leur région. À l'exception de quelques œuvres dialectales de portée locale, toute la littérature romanche d'avant la fin du XXe siècle est bien sûr écrite dans les idiomes traditionnels, essentiellement dans les trois grands anciens.

¹³ La FRR offre également une introduction au rg dans son programme habituel des cours d'été de romanche sursilvan.

¹⁴ C'est l'expérience que je fais depuis près de dix ans avec le *Dictionnaire romanche-sursilvan français*, qui a pourtant subi plusieurs contrôles complets, effectués aussi bien par des romanchophones que par des francophones. À chaque nouvel exemple, il faut, pour ne pas désespérer, se souvenir que les autres dictionnaires romanches, et même les grands dictionnaires réalisés dans d'autres langues par des équipes entières, présentent eux aussi des insuffisances et contiennent des coquilles parfois surprenantes.

¹⁵ La partie français–romanche (vallader) du dictionnaire de Gilbert Taggart (1990) compte 1500 articles, le *Minidictionnaire* de Dominique Stich (2006) donne, comme son nom le suggère, la traduction de base en rg de quelques milliers de mots français. Quel que soit par ailleurs leur intérêt, ils ne sont d'aucune utilité pour le DFR.

¹⁶ Pour le sursilvan, il s'agit des dictionnaires romanche-allemand et allemand-romanche de Ramun Vieli, puis Ramun Vieli et Alexi Decurtins, parus de 1938 à 1975; de divers vocabulaires techniques basés sur le *Duden illustré*; et surtout du *Niev vocabulari romontsch sursilvan–tudestg* d'Alexi Decurtins paru en 2001, une œuvre monumentale dont l'auteur a gracieusement fait mettre à disposition, pour le DFR, une copie du fichier électronique original qui permet de le consulter dans le sens allemand–romanche. Pour le rg, la Ligia Romontscha a mis en ligne son *Pledari grond* (PG), qui réunit, en l'épurant, le matériel des traductions effectuées d'allemand en rg.

¹⁷ *Dicziunari rumantsch–grischun* (DRG), en cours de parution (le dernier fascicule paru contient les articles de «manzögna» à «Maria»). Contrairement à ce que le nom pourrait laisser supposer, le DRG n'est pas consacré au rg, auquel il est de beaucoup antérieur. Il est l'un des quatre vocabulaires nationaux dont les travaux ont commencé il y a plus d'un siècle et concerne la langue romanche dans son ensemble (idiomes, dialectes, et rg depuis 1982) en se basant sur la forme vallader des mots. Le DRG est rédigé en allemand parce qu'il a été, de façon caractéristique pour l'époque, conçu comme un ouvrage de documentation linguistique à l'usage des générations futures.

¹⁸ Même si l'allemand a été pour moi aussi la première langue étrangère, et est comme le romanche une de mes langues préférées – c'est d'ailleurs un paradoxe et une situation parfois gênante que de devoir défendre une langue aimée contre une autre langue aimée.

¹⁹ *Le Dictionnaire abrégé de la langue ladine avec traduction allemande, française et anglaise*, paru en 1929, est une réalisation privée d'Anton Velleman, et le *Dictionnaire rumantsch ladin–français* est certes paru aux éditions de la Ligia Romontscha, mais il est lui aussi une initiative privée de son auteur Gilbert Taggart.

²⁰ Je me demande également dans quelle mesure, conscientement ou non, les Romanches qui seraient qualifiés pour réaliser un dictionnaire français–romanche ne mesurent pas leur connaissance du français à l'aune de leur maîtrise de l'allemand, ce qui les empêcherait de s'imaginer travaillant à un tel dictionnaire.

²¹ Une partie des communes de l'aire romanche traditionnelle (celle qui parlait romanche il y a deux siècles et qui était assez exactement ce que la précédente vague de germanisation avait laissé subsister au sortir du moyen-âge) a l'allemand comme langue d'enseignement, avec éventuellement un enseignement du romanche de l'ordre de deux à trois heures par semaines. Ces communes sont aujourd'hui totalement germanisées, ou en voie de l'être. D'autres communes ont récemment remplacé l'école dite romanche par une école bilingue romanche–allemand. Seule la moitié environ de la population de l'aire romanche jouit de l'école dite romanche. Mais cette école dite romanche prévoit au maximum trois ans d'enseignement uniquement en romanche. L'allemand est introduit en quatrième année comme branche, voire comme langue d'enseignement à un degré variable. À partir de la 7e, l'enseignement du romanche et en romanche est réduit à la portion congrue, ou disparaît. Le canton ne prévoit en effet pas d'école entièrement romanche, alors que les écoles obligatoires allemandes ou italiennes sont réellement allemandes ou italiennes (mais il n'existe pas de gymnase ou lycée enseignant uniquement en italien dans les Grisons). Certes, dans le canton des Grisons, ce sont les communes elles-mêmes qui décident de la langue d'enseignement (avec la limitation mentionnée pour le romanche). Dans les régions alémaniques et italophones du canton, le choix va de soi. Dans l'aire romanche par contre, la pression que la discrimination du romanche exerce vers l'allemand, ou la pression des immigrés de langue allemande, très nombreux dans les régions touristiques et qui ont bien sûr le droit de vote s'ils sont suisses, ont abouti dans de nombreux cas à l'adoption de l'école allemande, ou à un renforcement de l'allemand dans l'école dite romanche. La loi sur les langues entrée en vigueur en 2008 contient heureusement des dispositions qui freinent ce mouvement tant que le romanche conserve certains seuils

successifs selon les résultats des recensements. (À ce sujet, on mentionnera encore que les recensements décennaux de la Confédération ne seront plus réalisés de manière à donner des indications concernant l'emploi des langues à un niveau aussi détaillé que celui de la commune. Compte tenu du fait que chacun des derniers recensements a montré un recul tragique du romanche, l'absence de nouvelles données serait en pratique favorable au romanche. L'administration grisonne étudie toutefois comment pallier à la renonciation de la Confédération à réunir les données concernées.)

Pour plus de détails, voir Jean-Jacques Furer, *Le romanche dans les écoles du canton suisse des Grisons*, in: *Actes du colloque international: Quelles politiques linguistiques éducatives pour les langues régionales ou minoritaires de l'arc alpin, Gap, 9 et 10 juillet 2004*, Unioun Prouvençalo, 2006, 61–82 (en tenant compte du fait que la situation faite au romanche a empiré ces dernières années dans les écoles de diverses communes, telles que Trin).

²² Le *Pledari grond* propose également *biopur* pour *Biobauer*. Par contre, il traduit *Windpark* par *parc aerolectric* (plus exactement *aeoroelectric* – ce qui illustre combien il est parfois difficile de voir les fautes de frappe).

²³ Et *Chinarinde* («quinquina») par *scorsa chinesa* («écorce chinoise»), ceci toutefois en indiquant également *quinquina f* en ce qui concerne le sursilvan; le *Dicziunari tudais/ch-rumantsch ladin* ne donne, lui, que *scorza chinaisa*.

²⁴ Voir à ce sujet:

- P. Flurin Maissen: *Il bien diever dellas preposiziuns*, Romania 1962.
- Arnold Spescha: *Grammatica sursilvana*, Cuera 1989. Voir § 508–525 et en particulier § 514 Las preposiziuns tudestgas auf, aus, an, bei/zu e las preposiziuns corrispondentas romontschas.

²⁵ Mais le mot consacré pour l'ancien disque 16, 33, 45 ou 78 tours est quant à lui la *platta*.

²⁶ Le *Pledari grond* a encore une mention isolée d'*ordinatur* dans un flot de traductions donnant *computer* et autres *computerisar*; de façon intéressante, et sans doute caractéristique, il donne également *calculatur*, mais en relation avec *Rechner*. Le *Niev vocabulari romantsch sursilvan–tudestg* quant à lui donne aussi bien *ordinatur* que *computer* et si, considérant certainement la place des deux mots dans l'usage romanche actuel, il accorde plus d'espace à l'article *computer*, il y mentionne aussi expressément le synonyme *ordinatur*.

²⁷ Le français (de Suisse) dit ainsi la «guerre du *Sonderbund*» là où le romanche parle de *l'uiara della/dalla federaziun separada*.

²⁸ Mais le *Pledari grond* indique très à propos, pour *Jugendstil*, *jugendstil* et *stil floreal*.

²⁹ Je prends soin de signaler, à l'article «avec», que la tournure (elliptique) française «faire avec» signifie non pas *far cun*, mais par exemple *s'arranschar cun enzatgei*.

³⁰ En premier lieu de Claudio Vincenz, romaniste, ancien rédacteur au *Dicziunari rumantsch grischun* et aujourd'hui professeur de français à l'École cantonale de Coire.

³¹ Mais voir la note ci-dessus à propos de *Jugendstil*.

³² J'ajoute également une description ou des précisions dans certains cas où des mots ou expressions romanches existent, mais sont peu familières aux Romanches, en eux-mêmes ou quant à leur objet (qui, par contre, est courant en français si je l'inclus dans le DFR).

³³ Sans en exagérer l'importance, le DFR accorde au vocabulaire romand la place qui lui est due dans un dictionnaire suisse.

³⁴ «Apéro» est familier en français, il ne l'est plus «chez nos Confédérés»; la difficulté, pour le traducteur allemand-français, est alors, tout d'abord, de ne pas se laisser entraîner à transformer un événement d'une certaine tenue en un apéro entre copains, puis, souvent, de convaincre les organisateurs que leur *Apero* est un apéritif.

Depuis les années 1990 (nonante ...), nombre de Romands, lisant et entendant sans cesse *offene Drogenszene* ou *Tanzszene*, ont oublié ce qu'est un milieu ou un cercle et ont commencé à dire et écrire «la scène ouverte de la drogue», «la scène de la danse croit que» etc. Un exemple qui, par ailleurs, doit inciter à faire preuve de compréhension pour les Romanches, placés comme ils le sont dans une situation bien plus difficile que des Romands qui, eux, ont pu se constituer des bases autrement plus solides dans leur langue maternelle.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Eine administrative Übersetzung ins Dolomitenladinische aus dem Jahr 1811

Paul Videsott/Rut Bernardi, Brixen

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)

1 Übersetzungen ins Rätoromanische: ein Vergleich

Diese Dieter Kattenbusch, einem der profiliertesten deutschen Rätoromanisten, gewidmete Festgabe schließt direkt an einen der vorerst letzten spezifisch rätoromanistischen Aufsätze des Jubilars an: an seinen Artikel *Übersetzen und Sprachgeschichte: Übersetzungen ins Dolomitenladinische/Traduction et histoire des langues: traductions en ladin* (Artikel 119b) im 2. Band des von Gerhard Ernst, Martin-D. Gleßgen, Christian Schmitt und Wolfgang Schweickard herausgegebenen Handbuchs *Romanische Sprachgeschichte* (Kattenbusch 2006). Vergleicht man diesen Artikel mit jenen von Giorgio Faggin zu den Übersetzungen ins Friaulische (Artikel 119a, Faggin 2006) und von Wolfgang Dahmen zu den Übersetzungen ins Bündnerromanische (Artikel 119c, Dahmen 2006) im gleichen Handbuch, so stechen vor allem drei Punkte ins Auge:

1. das vergleichsweise späte Einsetzen von Übersetzungen ins Dolomitenladinische überhaupt (was gemeinhin mit dem Fehlen der Reformation in diesem Gebiet begründet wird, die in anderen (Minderheiten-)Sprachen zu zumindest partiellen Übersetzungen der Heiligen Schrift geführt hat);
2. ihre nach wie vor geringe Anzahl und ihre deswegen geringe Auswirkung auf die Etablierung einer ladinischen Literatursprache; sowie
3. das fast gänzliche Fehlen von Werken der Weltliteratur innerhalb dieser Übersetzungen. Ebenso selten sind Übersetzungen von solchen Werken, deren internationale Bekanntheit u.a. auch auf der Vielzahl ihrer Übersetzung beruht (etwa die Comic-Serien *Asterix* und *Tintin* (dt. *Tim und Struppi*) oder die bekannten Schweizer Kindergeschichten von *Flurina* oder *Uorsin/Schellen-Ursli*).¹



Paul Videsott, Prof. Dr., Professor für romanische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Bozen (Brixen).



Rut Bernardi, Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ladinischen Abteilung der Freien Universität Bozen (Brixen).

Die Autoren, beide Ladinier, haben Dieter Kattenbusch im Zusammenhang mit seinen rätoromanistischen Tätigkeiten kennen und schätzen gelernt.

Rut Bernardi: Ich besuchte im Sommer 1989 gerade meinen ersten Surselvisch-Intensivkurs in Lags/Laax, als Dieter Kattenbusch dort den von ihm herausgegebenen Band mit Aufsätzen von Robert von Planta vorstellte. Ich erhielt danach ein Exemplar des Buches, das ich genauestens studierte, da ich damals an der Erstellung des „Handwörterbuch des Rätoromanischen“ an der Universität Zürich mitarbeitete.

Paul Videsott: Ich traf Dieter Kattenbusch zum ersten Mal in meiner Studienzeit, im Frühjahr 1994 in Eichstätt, als der Jubilar dort einen Vortrag zur Verschriftlung des Dolomitenladinischen hielt. In den 15 Jahren danach folgten weitere Treffen in Vigo di Fassa (im Rahmen des SPELL-Projektes, das Dieter Kattenbusch aktiv unterstützte) und in Innsbruck, und zuletzt im Rahmen der Sitzungen des wissenschaftlichen Komitees der Zeitschrift „Ladinia“. Der größte Berührungs punkt zum Jubilar ist aber indirekter Natur als sein „Nachfolger“ im Projekt ALD (Teil 2) bei den Enquêtes in der Dolomitenladinia (2001–2004). Den Informanten, die Dieter Kattenbusch 15 Jahre vorher mit dem Fragebogen

2 Literarische Übersetzungen ins Dolomitenladinische

Nichtsdestotrotz spielen aber auch im Dolomitenladinischen Übersetzungen, insbesondere in der Anfangsphase der Verschriftlung, mehr als nur eine marginale Rolle: Der erste gedruckte längere Text des Grödnerischen ist eine Übersetzung aus dem Jahr 1813 von Johann Peter Rungaudie (1753–1815): *La*

Stacions, o' la Via dêla S. Crôush, che cuntêng dê bêlla cunshideraziongs, i uraziongs. Mettudês dal Taliang n'têl rushênê dê Gérdeina da Piêre Rungaudie, Benefiziat da S. Michiel. Stampà a Bulssang pra Carl Ushêp Weiss (vgl. Böhmer 1878: 88–92),² und auch das „erste ladinische Buch“ von Matthäus Declara (1815–1884) ist eine Übersetzung: *Storia d' S. Genofefa, trasportada t' nosc' lingaz daò l canonico Smid. Prum liber lading* (Brixen, Weger 1879).³

des ALD-I aufgesucht hatte, war er in bester Erinnerung geblieben.

An die Übersetzung von Weltliteratur ins Ladinische hat sich unseres Wissens erstmals Jan Batista Alton (1845–1900) in seinem 1885 erschienenen Werk *Rimes ladines in pert con traduzion taliana* gewagt. Unter dem Titel „Versioni libere“ findet sich die Übersetzung von drei Gedichten Goethes (*Mignon, Erlkönig, Rettung*, vgl. Alton 1885: 94–96), nebst vier anderen Gedichten ohne Titel.⁴ Diese wurden zwar von der Fachwelt zur Kenntnis genommen, in Ladinien selbst scheinen sie hingegen weitgehend unbeachtet geblieben zu sein (ein Wiederabdruck des Alton'schen *Erlkönig* findet sich erst in Vittur 1967: 77).

Eine nennenswerte Übersetzungstätigkeit setzte in Ladinien erst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wieder ein und betraf neben Liedtexten vor allem Gedichte und Prosaerzählungen, die in den neugegründeten Zeitschriften (*Nos Ladins*) und Jahreskalendern (*Calénder de Gherdëina, Calénder Ladin*) publiziert wurden. Für diese Zeit herausragend sind die *Stories de Anton Cechov* (Urtijëi 1968) der Grödner Autorin Frida Piazza (*1922). Die Gründung der ladinischen Kulturinstitute in Vich/Vigo di Fassa (1975) und in S. Martin de Tor/St. Martin in Thurn (1976) förderte die literarische Übersetzungstätigkeit sehr. Das Institut in St. Martin in Thurn bevorzugte in seiner Anfangszeit die Übersetzung von Theaterstücken⁵ und von Südtiroler Literatur⁶ ins Ladinische. Das fassanische Kulturinstitut legte hingegen seinen Schwerpunkt auf die Übersetzung von Kinderliteratur (u.a. Projekt *Contaconties*, bisher 31 Bände).⁷ Ab den 1990er Jahren wagte man sich erneut an die Übersetzung einiger Klassiker der Weltliteratur.⁸

Doch so wichtig die eben genannten Übersetzungen für die allgemeine schriftliche Verwendung des Ladinischen sind, so wenig konnten sie bisher zum Ziel beitragen, eine elaboriertere überlokale ladinische Literatursprache zu etablieren (so auch Kattenbusch 2006: 1367). Das liegt daran, dass sie ausnahmslos als Einzelwerk, als mehr oder weniger „private“ Leistung der einzelnen Übersetzer erstellt wurden; damit bleibt aber ihre Sprache notgedrungen dem lokalen Dorf- bzw. Talschaftsidiom verhaftet.⁹ Eine Analyse dieser Texte erweist auch, dass sich die meisten Übersetzer um ein möglichst „gutes“ (d.h. traditionelles) Ladinisch bemühen, sodass literarische Neologismen in diesen Übersetzungen Mangelware sind. Bemerkenswerte Ausnahmen bilden die bereits erwähnten literarischen Übersetzungen Frida Pazzas sowie jene Lois Caffonaras (Caffonara 1999; 2003; 2008), die beide den Neologismen große Aufmerksamkeit widmen. Beide versuchen auch lexikalisch eine literarische Sprache zu schaffen, die sich von der gesprochenen ladinischen Umgangssprache abhebt, wobei Caffonara revitalisierte Archaismen zu bevorzugen scheint, Piazza hingegen eigene Ad-hoc-Schöpfungen.¹⁰ Ein dritter ladinischer Autor, dessen Œuvre bedeutende literarische Übersetzungen umfasst (Goethe, Trakl, Hesse, Rabensteiner), ist Felix Dapoz (vgl. Dapoz 1982 sowie Suani 2009). Auch er bevorzugt in seiner poetischen Sprache den Einsatz von revitalisierten Archaismen.

3 Administrative Übersetzungen ins Dolomitenladinische

Lebendiger und sprachlich wirkungsvoller ist die Übersetzungsaktivität ins Dolomitenladinische zweifellos im administrativen Bereich, was durch die gesetzlichen

Vorgaben zur Verwendung des Ladinischen in diesem Sektor bedingt ist.¹¹ Interessanterweise scheint bereits lange vor dem Dekret Nr. 405 vom 15. Juli 1988, mit dem das Ladinische zur Amtssprache im Gadertal und in Gröden erhoben wurde (sowie dem Dekret Nr. 592 vom 16. Dezember 1993 als entsprechendem Pendant für das Fassatal), der administrative Bereich für Übersetzungen ins Ladinische bevorzugt gewesen zu sein. So gehen die ersten bekannten ladinischen „Proclami“ aus den Jahren 1631 und vom Beginn des 18. Jahrhunderts¹² in ihren Formulierungen wohl auf gleichlautende deutsche Vorlagen zurück (vgl. Ghetta/Plangg 1987: 283),¹³ doch bei spezifischen Anlässen scheinen Verlautbarungen auch ursprünglich auf Ladinisch erstellt und erst nachträglich ins Deutsche bzw. Italienische übersetzt worden zu sein. Dies könnte beim ladinischen Text aus dem Jahr 1632 der Fall sein, der auch in einer italienischen Parallelversion vorliegt, der allerdings ein Satz fehlt. Aufgrund dieser Tatsache folgert Belardi (1991: 165), die italienische könne nicht die ursprüngliche Version des Textes sein.

4 Eine administrative Übersetzung aus dem Jahr 1811

Im Folgenden möchten wir einen Text vorstellen, der nach unserem Kenntnisstand die älteste sicher nachweisbare administrative Übersetzung ins Dolomitenladinische darstellt, das heißt, wo über den fremdsprachigen (deutschen) Ausgangstext sowie über den ladinischen Zieltext keine Zweifel bestehen, da beide vorliegen. Er stammt aus dem Jahr 1811 und wird im Pfarrarchiv von Calfosch/Kolfuschg im Gadertal (Südtirol) aufbewahrt.¹⁴ Es handelt sich um die Übersetzung einer am 9. Juni 1807 von der Bayrischen Regierung in München erlassenen Verordnung „Die Bestechung der Staatsbeamten betreffend“, die am 16. Juni 1807 auch vom bayrischen Statthalter in Innsbruck Karl Graf von Arco verlautbart und in gedruckter Form verbreitet wurde:

Im Namen Seiner Majestät des Königs.

*Seine königliche Majestät haben mit Allerhöchstem Reskripte vom
9ten dieses allergnädigste anzuordnen geruhet: daß
nachstehender Auszug der Allerhöchsten Verordnung de dato
München den 9ten Junius laufenden Jahrs, die Bestechung der
Staatsbeamten betreffend, alle Vierteljahre von den Kanzeln aller
Orte verkündet werden solle.*

*Istens. Keinem Unterthan, der den einem königlichen Beamten in
Dienstsachen etwas zu suchen und zu bitten hat, ist es erlaubt,
diesem Beamten, oder dessen Angehörigen, oder anderen
Vortheile zu geben, zu versprechen, oder durch andere geben,
oder versprechen zu lassen, das Geschenk sey groß oder klein,
bestehe in Geld oder Geldwerth. Wer einem königlichen Beamten
solche Geschenke oder Vortheile giebt, oder anbietet, oder geben
oder anbieten läßt, um sein Gesuch zu unterstützen, um
besondere Gunst des Beamten für das Anliegen zu erlangen, oder
gar um ihn von seinen Amtspflichten abwendig zu machen, der
wird dadurch eines Verbrechens schuldig.*

*2tens. Wer vorgemeldetem Verbothe entgegen handelt, verliert
nicht nur zur Strafe das Geschenk, sondern muß auch doppelt so
viel, als das gegebene oder angebotene Geschenk beträgt, und
nach Umständen 50 bis 300 fl. – als Strafe bezahlen. Auch wird
der Geschenkgeber noch über dieses mit Gefängniß höchstens auf
sechs Monate, und nicht geringer als auf einen Monat bestraft,
wenn er den Beamten durch solche Bestechung von seinen
Pflichten abwendig gemacht hat.*

*3tens. Wer einem königlichen Beamten in Amtssachen solche
Geschenke anbietet, muß gewärtigen, daß er von diesem Beamten*

*selbst beym Gerichte angezeigt und zur verdienten Bestrafung
gebracht werde. Denn jeder Beamte ist, bey eigener
Verantwortlichkeit und Strafe schuldig, jeden, der ihm solche
Vortheile anbietet, bey Gericht anzuseigen.*

[Seite 2] 4tens. Wenn ein Beamter selbst so pflichtvergessen gewesen ist, daß er das Geschenk wirklich angenommen, oder sich bereit erklärt hätte, das versprochene Geschenk annehmen zu wollen, so darf der Unterthan, welcher diese Bestechung ausgeübt hat, nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst mit der Aussicht auf Belohnung seine Handlung und den pflichtvergessenen Beamten der Obrigkeit, oder den Vorgesetzten dieses Beamten anzeigen. Der Bestechende, welcher das Vorgefallene noch zeitig genug selbst angiebt, wird 1.) von aller wegen der Bestechung sonst verdienten Strafe frey, und 2.) wenn der Beamte vor Gericht straffällig befunden wird, so bekommt er nicht nur seine Geschenke wieder zurück, sondern es wird ihm auch noch über dieses die Hälfte der Geldbuße, in welche der Beamte verurtheilt wird, als Belohnung ausbezahlt.

5tens. Andere Unterthanen, welche von der vorgefallenen Bestechung eines königlichen Beamten Wissenschaft, oder gegründete Vermuthung haben, werden aufgefordert, der gehörigen Obrigkeit Anzeige davon zu machen. Wer dieses gethan, und dadurch Veranlassung gegeben hat, daß die Verbrechen zur Untersuchung gezogen und bestraft wurden, hat ebenfalls Belohnung zu erwarten. Ihm soll nämlich die volle Geldbuße, in welche der Verbrecher verurtheilt wird, als Belohnung ausbezahlt werden, und diese Geldbuße bestehet in der Regel bey dem bestochenen Staatsbeamten in dem vierfachen Werth des angenommenen Geschenks, bey demjenigen, der ihn bestochen hat, in dem doppelten Werthe des Gegebenen oder Angebotenen.

Diese Allerhöchste Verordnung wird also zur allgemeinen Kenntniß gebracht, und alle Vierteljahre von den Kanzeln aller Seelsorgkirchen über erhaltene Weisung der betreffenden geistlichen Dekanate zu verkünden seyn, worauf die königlichen Kreisämter und Landgerichte, auch alle Lokalbrigkeiten zu machen haben.

Innsbruck den 16ten Junius 1807.
Königlich Baierisches Gubernium in Tirol.
Karl Graf von Arco.
v. Strobl.

Der gedruckte deutsche Text befindet sich auf den Seiten eins und zwei eines Bogens Papier. Die handschriftliche Übersetzung folgt auf der ursprünglich freien Seite drei und trägt die Überschrift: *Publicatum fuit die 26 Julii 1807 in Collefusco. et 8vo Sept. 1811.* Nachdem der Zusatz „et 8vo Sept. 1811“ in der gleichen, etwas dunkleren Tinte geschrieben ist wie die nachfolgende Übersetzung, können wir davon ausgehen, dass ihre Niederschrift anlässlich der Proklamation der Verordnung an diesem zweiten Datum erfolgt ist.

Die Einleitung und den Schluss der Originalverordnung (im gedruckten Text beide fünf Zeilen lang) hat der Schreiber nicht übersetzt, sondern lediglich die fünf Bestimmungen selbst (im deutschen Originaltext 44 Zeilen lang).

Ladinischer Originaltext	Übertragung in die moderne Orthographie ¹⁵
--------------------------	---

Ai nom dél Rè d' Baira. Al Rè i ale plasü d'ordené etc.

1. A degun Sudito, ch' ha val da fà, ô da chirì por Signoria in còses che tocca a so ôffice, i elle lecito, an tal Officiante de Signoria, ô a valgùn di sù, d'i conceder val ütel, d'impòrmater, ô d'i dè pôr atri, ô d'i lassè impòrmater val regal si po gran o pitse, in dinà, o valütä de dinà. Cal che cunced a valgùn d' Signoria val ütel, ô ch'i fes dé te regai, ô i perferass, ô i lasa dè, ô perferi por sostigni cal ch'al chir, por tsafè plö sauri, pôr trà la Signoria sun sia pert, ô por la desviè incchinamai a fà so obligo, 'n tal se fés in còlpa de 'n gran fal.
2. Chi che và cùntra cas urdén, ne perd demenà por castige 'l regal, mô al vain chiamò cundanè a pajee 'l döppel de cal ch'al ha dè, o impormetü de dè, e segunde les circunstanze 50 incchina 300 fl. de straufunga. E chiamò lapro vain 'n tal ch' unts la Signoria, e che l'ha destuta a fà l' obligo so castiæ culla persun almanco d'un al plö de sis meis.
3. Chi che perferass val Regal a valgùn de Signoria in coses de justizia, ha d'aspètè dal real Officiante instas dé gni de dant alla Signoria, por tsafè l' castighe, ch'al merita.
4. Se na persona de justizia metessa tan pùc a verda al obligo so, ch'alla se lassasa unse, ô ch'alla se 'n essa lase fora de orai accettè val de te; se po un ch ha, o ha ôrù unse no demenà sanza pôra de castighe, mô inciamò cul istassa speranza de regal dé dant so fat, e la persona d'Office incolpada alla Signoria che s'aspetta. Call' ch'ha, o ha ôrù unse, e che denunzia istass la cosa a tamp, e ora, a 'n tal 1. i vainel pôrdéné düt 'l strauf, ch'al s'essa meritæ cul unse. 2. S'Tofficiante vain chiatè dant a Signoria in colpa, se ne tsafel demena l fate sò innaò, mô al tsafa chiamò de bona man mets i dinà, a chi ch' l' Officiant vain cundane de strauf.
5. Atres personnes, ch'ha val notizia ch'al si ste unt pro [vj]al persôna de Signoria, ô sôspezjün fundada, castes vain ammonides, de dè la denunzia alla Signoria. Cal che fes cast, e ch'a cas parti ha dè gausa, ch un vain samine, tsafè in colpa, e straufè, ha incchie da aspetè la bona man. A n tal des ngi cumpedè soi dutg i gros por regal a chi ch vain cundanà a pajé de strauf chi ch' è in colpa. E casta straufunga in dinà è determinada pôr solito por i Officianti de S(t)ato cater ôtes de plö che cal ch' ai ha retseü, e por cal ch' ha unt, l' doppel de cal ch'al ha dè, ô impormetü.

Die Übersetzung ist namentlich nicht gekennzeichnet, doch aufgrund der in der Verordnung erwähnten Bestimmung, diese sei „in allen Seelsorgkirchen über erhaltene Weisung der betreffenden geistlichen Dekanate“ zu verlesen,¹⁷ kann man davon ausgehen, dass es sich beim Übersetzer um einen im Dekanat Mareo/Enneberg – zu dem die Kuratie Calfosch/Kolfuschg damals wie heute gehörte – wirkenden Geistlichen handelt. Aufgrund unserer Kenntnisse über die damalige Verlautbarungspraxis in Ladinien (vgl. Ghetta/Plangg 1987: 283) kann man davon ausgehen, dass den Seelsorgern des Dekanats Enneberg der deutsche Verordnungstext zugeschickt wurde und dann vor Ort ins

A inom del Re d' Baira. Al Re i ale plajü d'ordené etc.

1. A degun sudito, ch' à val' da fà o da chirì por Signoria in coses¹⁶ che toca a so ofize, i élle lecito, a n tal ofiziante de Signoria o a valgùn di sù, d'i conzeder val' ütel, d'impormetü o d'i dè por atri, o d'i lascè impormetü val' regal sii po gran o pice, in dinà, o valütä de dinà. Chèl che cunzed a valgùn d' Signoria val' ütel, o ch'i fej de te' regai, o i perferesc, o i lascia dè o perferi por sostigni chèl ch'al chir, por ciafè plö sauri, por trà la Signoria sun sia pert, o por la desviè incinamai a fà so obligo, n tal se fej in colpa de n gran fal.
2. Chi che và cùntra chësc urden ne perd demenà por castighe l' regal, mo al vëgn ciámò cundanè a paie l' dopel de chèl ch'al à dè, o impormetü de dè, e segunde les circunstanze 50 incina 300 fl. de straufunga. E ciámò laprò vëgn n tal ch' unc la Signoria e che l'à destuta a fà l' obligo so, castié cula perjun almanco d'un al plö de sis meis.
3. Chi che perferesc val' regal a valgùn de Signoria in coses de iustizia, à d'aspètè dal real Ofiziante instès de gni dè dant ala Signoria, por ciafè l' castighe ch'al merita.
4. Sce na persona de iustizia metëssa tan pùch averda al obligo so, ch'ala se lasciassa unje, o ch'ala se n' essa lascè fora de orëi azetè val' de te; sce pò un ch'â o à orù unje, no demenà sënza pôra de castighe, mo inciamò cul istëssa speranza de regal, dè dant so fat e la persona d'Ofiziante incolpada ala Signoria che s'aspetta. Chèl ch'â o à orù unje, e che denunzia istës la cosa a tëmp e ora, a n tal 1. i vëgnel pôrdéné düt 'l strauf, ch'al s'essa meritè cul unje. 2. Sc' l'Ofiziante vëgn ciatè dant a Signoria in colpa, se ne ciafel demenà l' fateso inaò, mo al ciafa ciámò de bonaman mec i dinà, a chi ch' l' Ofiziante vëgn cundanè de strauf.

5. Atres personnes, ch'â val' notizia ch'al sii stè unt pro val' persôna de Signoria, o sôspezjün fundada, chëstes vëgn ammonides de dè la denunzia alla Signoria. Chèl che fej chëst, e ch'a chësc parti à dè gauja, ch' un vëgn jaminè, ciafè in colpa e straufè, à inée da aspetè la bonaman. A n tal dess gni cumpedè sò düt i gros por regal a chi ch' vëgn cundanà a paie de strauf chi ch' è in colpa. E chësta straufunga in dinà è determinada por solito por i Ofizianti de Stato cater otés de plö che chèl ch'ai à receü, e por chèl ch'â unt, l' dopel de chèl ch'al à dè o impormetü.

Ladinische übertragen wurde. Diese Übersetzung erfolgte in den allermeisten Fällen mündlich, was nicht nur das Fehlen des Textes in den anderen Pfarrarchiven des Tales erklären würde (Überlieferungslücken sind natürlich nicht ausgeschlossen), sondern – allgemeiner – auch eine Begründung darstellt für die Seltenheit konkreter schriftlicher Belege für diese damals übliche Übersetzungstätigkeit bei öffentlichen Verlautbarungen (vgl. ebd.: 282f.). Womöglich haben die für die Rechtssprache typischen Schachtelsätze des deutschen Originaltextes, die bei einer spontanen Übersetzung wohl Schwierigkeiten bereitet hätten, den damaligen Seelsorger von Calfosch/Kolfuschg bewogen, seine ladinische Übersetzung auch schriftlich zu fixieren.¹⁸ Sollte diese Annahme stimmen, so wäre der Übersetzer identifiziert als Hw. Jan Mathias Costadedoi aus S. Ćiascian/St. Cassian, von 1803 bis 1818 Kurat von Calfosch/Kolfuschg.¹⁹

5 Zur Sprache der Übersetzung

Die Sprache des Textes bestätigt die Annahme eines Obergadertaler Übersetzers. Eindeutig ist <a> für [e] (*impôrmâter*, ‚versprechen‘, *Cal che*, ‚derjenige der‘, *perferass*, ‚bietet an‘, *cas*, ‚dieser‘, *mais*, ‚Monate‘, *instas*, ‚selbst‘, *fora de orai*, ‚ohne zu wollen‘, *sanza*, ‚ohne‘, *tamp*, ‚Zeit‘ usw.). Weitere obergadertalische Charakteristika sind *ploë* [plö] für untergadertalisch [plü] (vgl. ALD-I: 610), der fehlende Rhotazismus im femininen Personalpronomen der 3. Person (alla, ‚sie‘) oder <per-> statt <por-> in Wörtern wie *perferass*, ‚bietet an‘, *persona*, ‚Person‘, *persun*, ‚Gefängnis‘. Die spezifische Mundart von Calfosch/Kolfuschg, die sich um 1800 noch sehr deutlich von jener des angrenzenden Corvara unterschied, dringt in der Übersetzung kaum durch. Ein Hinweis auf eine lokale Form könnte die 3. Person des Konjunktiv Imperfekt auf -a (*metessa tan puc a verda*, ‚so wenig Acht geben würde‘, *se lassasa unse*, ‚sich bestechen ließe‘, *essa*, ‚hätte‘) darstellen, die im Gadertal – im Gegensatz zu den umliegenden ladinischen Tälern – auf -ss auslautet. Heute hat auch Calfosch/Kolfuschg die Form auf -ss (was bereits von Alton 1879: 107 dokumentiert wurde), aber es ist nicht ausgeschlossen, dass um 1800 das damals noch zum Gericht Wolkenstein gehörende Dorf das „grödnerische“ -a aufwies.

Die Orthographie des Textes weist, neben den damals üblichen Anleihen an das italienische und deutsche System, auch einige spezifisch ladinische Lösungen auf. Auf italienischen bzw. etymologischen Einfluss geht die Verwendung von Geminaten zurück (*côses che tocca a so ôffice*, ‚Dienstsachen‘, *Officiante*, ‚Beamter‘, *accettè*, ‚annehmen‘, *ammonides*, ‚verwarnt‘, *doppel*, ‚Doppel‘), die Verwendung des <h> in den Formen des Verbs *avéi*, ‚haben‘ (*ha val da fa*, ‚etwas zu tun haben‘, *ch'ha val notizia*, ‚die Kenntnis haben‘) sowie die Schreibung <ce> für [tse] in Wörtern wie *ôffice*, *Officiante*, *accettè*, *concedér*, ‚genehmigen‘, *cunced*, ‚genehmigt‘. Im Gegensatz dazu wird für [če] <tse> geschrieben: *pitse*, ‚klein‘, *tsafè*, ‚bekommen‘, *unts*, ‚schmiert‘ (i.e.: besticht), *retseü*, ‚bekommen‘. Norditalienisch ist die einheitliche Wiedergabe von palatalen Sibilanten durch <s(s)>: *lassè*, ‚lassen‘, *fes*, ‚macht‘, *persun*, ‚Gefängnis‘, *mais*, ‚Monate‘, *se*, ‚wenn‘, *lassasa unse*, ‚bestechen ließe‘, *gausa*, ‚Schuld‘, *gros*, ‚Geld‘ usw. Eher auf deutschen Einfluss zurückzuführen ist die Schreibung des Halbksonanten [i] durch <j>: *pajee*, *justizia*. Typisch ladinisch ist hingegen die orthographische Kennzeichnung des postpalatalen Okklusivs, im Auslaut mittels <tg> (dutg), im Anlaut und im Wortinneren hingegen mittels <ch>: *inchinamai*, ‚sogar‘, *inchiamo*, ‚noch‘, *chiatè*, ‚befunden‘, *inchie*, ‚auch‘. Diese Lösung nimmt jene von Micurà de Rü/Nikolaus Bacher vorweg (vgl. Bacher 1995: 39; Kattenbusch 1994: 68, 122). Eigenständig, wiewohl sehr wahrscheinlich aus dem Französischen übernommen, ist auch die Graphie <œ> für [ö] (*plœ*, ‚mehr‘, *cumpedè* sœ, ‚aufzählen‘ [i.e.: ausbezahlen]). Dieser Laut wird in der frühen gadertalischen Schriftlichkeit recht uneinheitlich wiedergegeben (Catalogus 1760 *oe*, *eu*, *oe*, *eu*; Haller 1832 ö; Bacher 1833 *oeu*, *eu*; Agreiter 1838 ö, vgl. Kattenbusch 1994: 120). Akzente werden sehr unsystematisch gesetzt, insbesondere auf mehrsilbigen Oxytona (*desviè*, ‚abwenden‘, *demenà*, ‚nur‘, *innaò*, ‚zurück‘ vs. *sauri*, ‚leicht‘, *cundane*, ‚verurteilt‘, *samine*, ‚geprüft‘, *paje*, ‚bezahlt‘). Diesbezüglich gibt es zeitgenössische Parallelen, etwa die Akzentsetzung in der *Grammatik der Grödner Mundart* von Josef David Insam (ca.

1806). Die auffälligste orthographische Lösung ist <æ> für das auslautende [é] der maskulinen Partizipien im Singular der 1. Konjugation (*castiæ culla persun* ‚mit Gefängnis bestraft‘, *ch'al s'essa meritæ* ‚das er verdient hätte‘). <ng> für [ñ] in *ngi* (*ngi cumpedè sœ* ‚aufgezählt werden‘, es handelt sich also um das Hilfswerb *gni* ‚kommen‘ [i.e. ‚werden‘]), muss verschrieben sein, da der Text ansonsten <gn> aufweist (*sostigni* ‚unterstützen‘, *gni de dant* ‚angezeigt werden‘).

Lexikalisch ist der Text, trotz seiner angestrebten juridischen Genauigkeit, nicht übermäßig von Fremdwörtern durchsetzt. Zu diesen gehören vor allem *sudito* ‚Untertan‘²⁰ und *lecito* ‚erlaubt‘²¹; *regal* ‚Geschenk‘ scheint als Fachwort einheimisches *scincunda* ersetzen zu wollen. Italienisch beeinflusst ist *cul istassa speranza* ‚mit der gleichen Hoffnung‘ (d.h.: Aussicht auf Belohnung) statt *medema speranza* sowie *sanza* ‚ohne‘ mit [s] statt [ts], das aber im Gadertalischen bis heute latent gegeben ist (vgl. den oben zitierten Titel *Janmati sënza daćiasa*, obwohl die Lautung /ts/ im betreffenden Wort als ladinische Charakteristik gilt). Lexikalisch interessant sind vor allem *Baira*, eine bisher im Ladinischen unbelegte Form für ‚Bayern‘, wohl entstanden aus einer Kreuzung zwischen der deutsch beeinflussten Form *Paiern* und romanisch *Baviera*;²² das mittlerweile abgegangene *perferi*, *perferass* ‚anbieten‘²³, das auch in den Statuten von 1631 (*lo porte et profiere prima alla signoria*) und ca. 1703 (*ma Soperfieri alla Signoria dell Lueg*, Ghetta/Plangg 1987: 285, 292) belegt ist; *chiatè* ‚befunden‘ als mittlerweile abgegangene spezifisch kolfuschgerische Form zwischen gadertalisch *ciasè* (heutige Form laut ALD-II: 1032, so aber bereits in Alton 1879: 170) und grödnerisch *giatè* sowie das bisher ebenfalls unbelegte *demenà* ‚nur‘. Als Elemente der administrativen Sprache können *Officiante* ‚Beamter‘²⁴, *côses che tocca a so ôffice* ‚Dienstsachen‘²⁵, *valüta de dinà* ‚Geldwert‘²⁶, *desviè a fà so obligo* ‚von seinen Amtspflichten abwendig machen‘²⁷, *segunde les circunstanze* ‚nach Umständen‘²⁸, *coses de justizia* ‚Amtssachen‘²⁹, *denunzia* ‚Anzeige‘³⁰ sowie *söspeziun fundada* ‚gegründete Vermutung‘³¹ angesehen werden. Dagegen wird ein Schlüsselwort wie ‚Verbrechen‘ etwas umgangssprachlich durch *gran fâl* ‚großer Fehler‘³² wiedergegeben. *Bonaman*, in der Übersetzung für ‚Belohnung‘ verwendet, bedeutet heute hauptsächlich ‚Trinkgeld‘³³. Syntaktische Italianismen sind das Fehlen des partitiven Artikels *de* in *Atres personnes* sowie die Verwendung des Auxiliars *ester* ‚sein‘ statt *gni* ‚kommen‘ [i.e. ‚werden‘] beim Passiv *ch'al sii stè unt*.

Schlussbetrachtung

Der hier vorgestellte kurze Text bringt für die ladinische Sprachgeschichte einige relevante Bestätigungen. Zum einen ist er ein weiterer Beleg dafür, dass die Ladiner bis ins 19. Jahrhundert hinein im Wesentlichen monolingual waren und deswegen Anordnungen der deutschen Obrigkeit ins Ladinische übersetzt werden mussten, um vom Volk verstanden zu werden (vgl. Belardi 1991). Zum anderen ist der Text ein Beweis dafür, dass auch Sachverhalte außerhalb der traditionellen bäuerlich-handwerklichen Bereiche im Ladinischen angemessen wiedergegeben werden konnten, was zumindest vermuten lässt, dass das Register des „administrativen Ladinischen“ im frühen 19. Jahrhundert entwickelter war, als man es heutzutage annehmen würde.

Anmerkungen

¹ Im Gegensatz dazu gibt es z.B. von *Asterix* nicht nur einzelne Hefte auf Bündnerromanisch (vgl. *Asterix ed ils Helvets*, Cuira 1984; *Asterix en l'America*, Cuira 1994; 2005 DVD), sondern auch eines im deutschen Dialekt Südtirols (vgl. *Asterix ba d'r Naja*, Ehapa Verlag Berlin 2002, Übersetzer: Günter Heidegger). In diese Kategorie von Übersetzungen fallen aber die ladinischen Übersetzungen von *Max und Moritz* von Wilhelm Busch: *gad. Pire y Paul*, trad. Giuvani Pescolderrungg 1977, grd. *Max y Moriz*,

trad. Erica Senoner 1984.

² Bei den „6 kleinen Erzählungen“ (Volksanekdoten auf Grödnerisch mit italienischer und deutscher Übersetzung), die in Steiner (1807: 45–49) abgedruckt sind, könnte es sich ebenfalls um Übersetzungen bzw. Adaptationen von Matthäus Ploner (1770–1845) handeln.

³ Die Geschichte der Hl. Genoveva des schwäbischen Kanonikus Christoph Schmid (1768–1854) wurde in zahlreiche andere Sprachen übersetzt, u.a. auch ins Bündnerromanische (Surselvisch): *Veta de st. Gienoveva: ina dellas pli bialas e muentontas historias dell'antiquitat/componida da Christoph Schmid; transl. ell ramonsch entras [Gion Evangelist Riedi]*. Nossadunnun: Benziger 1837. Dekan Declara hatte bereits 1862 die Herausgabe eines ersten rein ladinischen Buches geplant, das ebenfalls eine Übersetzung gewesen wäre: *Vita dla santa fancella Notburga da Rottenburg. In gausiung de sua canonisaziung scritta da n'g Pastor d'animes dla Diocese da Porsenù. Traduziung dall'original todeisc cun na ingjunta [...] fatta da ng Sazerdote dl Decanato de Marò [...]*. Es ist aber Manuskript geblieben, obwohl das Titelblatt vorsah: *Porsenù: Stampa dl Wegher 1862*. Das religiöse Schrifttum hat auch nach der Zäsur der beiden Weltkriege wieder die ersten Übersetzungen ins Ladinische hervorgebracht: Johannes Baur: *P. Joseph Freinademetz SVD*, gad. *La vita dl servo d Di Usöp Freinademèz*, trad. Anton Pizzinini 1950; Jakob Reimer: *Christus, dramatische Dichtung*, gad. *La Redenziun. Passiun de nosc Signur in 5 actc*, schöpferische Nachdichtung von Alexius Baldissera 1960.

⁴ Aus den Angaben Alt ons (1885: 88–94) lassen sich aber die Ausgangsversionen ermitteln: das Gedicht *Oh bona vérgin, r'gina imacoláta* aus Mätzner (1853: 66: *Douce vierge, roine, nete et pure*); *Di, quël béljon qui mai vél mo?* aus Flugi (1873: 82: *Chi me ais que famailg), Bégn sovénz e própi bèla sòla und Dórmes chamó? Láva, descëdet' na òta* aus Burtin (1870: 224: *Souvent sur la montagne, à l'ombre du vieux chêne*; 276: «*Dors-tu...?» Réveille-toi, mère de notre mère*).

⁵ Diese wurden in der Serie „Teater“ veröffentlicht: Georg Stöger-Ostin: *Das letzte Spiel*, gad. *L'ultimo jüch*, trad. Maria Tolpeit, grd. *L ultimo juech*, trad. Franz Moroder 1993; Alois Gfall: 's Hexenstückl, grd. *L liber dai striunéc*, trad. Franz Moroder 1983; Toni Gerlin, Anton Maly: *Der ewige Spitzbua*, gad. *Le maradét*, trad. Iustina Willeit 1984; Max Tribus: *Das Mädchen von Spinges*, gad. *La möta da Spinges*, trad. Lydia Zingerle 1984; Schönherr, Karl: *Erde*, grd. *Tiéra*, trad. Johann Moroder 1985; Walfried Ridi: *Der Verlegenheitsbrief*, grd. *Na lëtra che mët sotséura*, trad. Johann Moroder 1986; Christoph von Schmid: *Die Geschichte der Heiligen Genovefa*, gad. *Genofefa*, trad. Tolpeit Maria 1992; weiters: Igor Strawinsky: *Histoire du Soldat*, grd. *Storia dl Saudé*, trad. Ulrike Kostner 1995.

⁶ Maria Veronika Rubatscher: *Altgrödner Geschichten*, grd. *Vedla stories de Gherdëina; Der Lusenberger. Ein Künstlerleben*, grd. *Bera Šepł da Jumbierch*, trad. Elsa Runggaldier 1981; 1992; Maria Luise Maurer: *Der Krautwalsche*, gad. *Janmati sënza daćiasi*, trad. Lejio Lezuo/Giuvani Pescollderungg 1990. Maria Luise Maurer publizierte 1987 und 1990 die beiden Bücher *Dolasila* und *Dolomites* mit Gedichten, die sie in mehrere ladinische Idiome übersetzen ließ.

⁷ In das Ladinische des Fassatals übersetzte Theaterstücke sind Anton Tschechow: *Der Heiratsantrag*, fass. *Veste me maridèr?*, trad. Stefen Dell'Antonio Monech 1993; Ernst Raupach: *Der Müller und sein Kind*, fass. *El Moliné e sia fia*, trad. Giovanni Battista Costa 2006 u.a.m.

⁸ Den Beginn machte die Übersetzung des *Petit Prince* von Antoine Saint-Exupery (gad. *Le Pice Prinz*, trad. Giovanni Mischì 1993, grd. *L Pitl Prinz*, trad. Prinoth Beatrix 1993,

fass. *L Picol Prinz*, Manuskript), es folgten *A Christmas Carol* von Charles Dickens (gad. *Na ciantia da Nadè*, trad. Werner Pescosta 1997); *The Call of the Wild* von Jack London, fass. *L chiam del bosch*, trad. Riccardo Zanoner Zigher 1998; *Berger sans étoile* von Jean-Pierre Rochat, fass. *Paster senza steile*, trad. Gabriela Pederiva 1998; *Jonathan Livingston Seagull* von Richard Bach (gad. *Le gabian Jonathan Livingston*, trad. Max Castlunger 2000); *Historia de una gaviota y del gato que le enseño a volar* von Luis Sepúlveda (gad. *Storia de na gabiana y de n iat che ti à insegné da jorè*, trad. Werner Pescosta 2001; grd. *Cuntia de na gabiana y de n giat che ti à nsenià da julé*, trad. Gudrun Mussner 2001, fass. *Storia de na gabianela e del giat che ge à ensegna a sgolèr*, trad. Vigile Iori, Manuskript), *Animal Farm* von George Orwell (*Le lüch di tiers*, trad. Max Castlunger 2004), *A Pál utcai fiük* von Ferenc Molnár (gad. *I jogn dla strada Paul*, trad. Pablo Palfrader 2006). Epochen- und stilübergreifend sind *Menizles. Tradujedes de poesies curtes o pertes de poesies de n puë' dut i stii y tempes* (Urtijëi 1999) von Frida Piazza mit Übersetzungen ins Grödnerische von 149 international bekannten Autoren.

⁹ Dies ersieht man insbesondere an Parallelübersetzungen des gleichen Werkes in mehrere Idiome, die sprachlich teilweise stark divergieren. Als ein Beispiel sei der erste Absatz der gadertalischen und der grödnerischen Übersetzung der *Historia de una gaviota y del gato que le enseño a volar* analysiert, die beide von der gleichen Institution herausgegeben wurden. Gadertalisch: „*Cajö él n tlap de sardines!*“ à *anunzié le gabian pilot y la schira de vici dl faro Saorun Cöce gracedâ dala contentéza da avéi aldi la notizia. Al è bele sis ores che i gabians jorâ zenza palsè y, scebègn che i gabians piloć i à menè tres raiuns de aria éitalda fora, che al è n plajëi da se lascè portè dal'aria sura l'ozeann, sintii le bojègn de rovè indô pro forzes, y porchël n'él nia de miù co n bun past de sardines.* / Grödnerisch: „*Cajù iel na tlapeda de sardines!*“ *anunziova l gabian cundutéur y la turba de uciei dla Torlintierna Sablon Cueciun gracenovala cumentéza a audi la nutizia. L fova bele sies éura che i gabians julova zénza paussé y, scebén che i gabians piloc i ova menei per raions de aria ciauda che l fova n plajëi se lascé purté dal'aria séura l ozeann, sentivi l bujën de ruvé inò pra forzes, y perchël nia de miëur che n bon cœif de sardines.* Die kurze Passage enthält unterschiedliche Neologismen (*tlap/tlapeda de sardines* ‚Sardinenschwarm‘, *gabian pilot/gabian cundutéur* ‚Leitmöve‘, *faro/Torlintierna* ‚Leuchtturm‘) sowie eine unterschiedliche Pronominal- (*y porchël n'él nia de miù/y perchël nia de miëur*) und Temporalsyntax (à *anunzié/anunziova* [Plusquamperfekt/Imperfekt]).

¹⁰ Zur Sprache Frida Pazzas vgl. Belardi (1988: 5–14); zur Würdigung von Craffonaras Übersetzungen vgl. Valentini (2003). Craffonara ist nicht der erste Übersetzer bündnerromanischer Literatur ins Dolomitenladinische (vgl. Craffonara 2003: 15). Das bisher erfolgreichste Beispiel ist die Übertragung des engadinischen Liedes *A la lingua materna* [*Chara lingua dalla mamma*] von Gaudenz Barblan (1860–1916) in das Ladinische des Gadertals durch Alexius Baldissera (1895–1974), die als *Bel lingaz dla uma cara* mittlerweile zur „Inn ladin“ (Ladinische Hymne) geworden ist. Zwei weitere neuere Übersetzungen aus dem Bündnerromanischen sind Theo Candinas: *Historias da Gion Barlac*, grd. *Stories de Giuani da Bula*, trad. Rut Bernardi 1993 sowie Cla Biert: *Il descendant*, gad. *Le descendënt*, trad. Erna Flöss 1995; 2002.

¹¹ Wir zählen die administrativen Übersetzungen zu den fachsprachlichen Übersetzungen ins Dolomitenladinische, als deren frühestes einschlägiges Beispiel, d.h. außerhalb des religiösen Schrifttums, die *Instruziung d'agricultura de J. Samek, straportada nel Lading da C. Tammers* 1895 gilt.

¹² Dieses „Proclama“ wird in der Fachliteratur üblicherweise mit „1703“ datiert (vgl. Ghetta/Plangg 1987 passim), obwohl im Text selbst eine Datumsangabe fehlt. Aufgrund der genannten Personen kann jedoch ein Entstehungszeitraum zwischen 1703 und 1710 ermittelt werden.

¹³ Gemeinsame deutsche Vorlagen, die ihrerseits in den Kanzleien tradiert wurden, erklären wohl auch die Ähnlichkeit gewisser Formulierungen in den beiden ladinischen Texten, die mehr als sieben Jahrzehnte auseinanderliegen, insbesondere der Einleitungs- und der Schlussformeln (vgl. Belardi 1991: 156f., 166f.; Ghetta/Plangg 1987: 289).

¹⁴ Das Schriftstück wurde im Rahmen eines Projekts zur Inventarisierung der Pfarrarchive des Gadertals (Leitung: Dr. Bruno Klammer) von Dr. Gerda Videsott und Dr. Philipp Tolloi ausfindig gemacht, die uns freundlicherweise darauf hingewiesen haben, wofür ihnen herzlich gedankt sei.

¹⁵ Wie in anderen unserer Arbeiten (vgl. Bernardi/Videsott 2010; 2011) beschränkt sich die moderne Umschrift auf die Ersetzung heute nicht mehr üblicher Graphien sowie auf die Anpassung der Interpunktions; Phonetik, Morphologie und Syntax bleiben aber unverändert.

¹⁶ Die Orthographie mit <s> ist insofern kohärent, als das Wort in Calfosch/Kolfuschg effektiv mit [z] ausgesprochen wird, vgl. ALD-I, 197.

¹⁷ Die Verwendung der Kirchenkanzel für die Verlautbarung staatlicher Verordnungen ist in der Aufklärung üblich.

¹⁸ Dabei ist jedoch in der dritten Bestimmung ein ganzer Satz unübersetzt geblieben:
Denn jeder Beamte ist, bey eigener Verantwortlichkeit und Strafe schuldig, jeden, der ihm solche Vortheile anbietet, bey Gericht anzuzeigen.

¹⁹ Vgl. Wolfsgruber (1971: 51). Zu seiner Biographie vgl. Palla/Canins/Dapunt (2010: 116): Jan Matteo Costadedoi wurde am 4. Jänner 1763 zu Costadedoi in S. Čiascian/St. Kassian geboren. Er erhielt 1791 die Priesterweihe. Bis 1798 war er Kaplan in La Val/Wengen, bis 1800 in Santa Cristina/St. Christina in Gröden und bis 1801 wieder in Badia/Abtei. Anschließend wurde er bis 1803 Benefiziat in Ornella in Buchenstein und war vom 02.06.1803 bis 1818 Kurat in Calfosch/Kolfuschg, wo er am 10. Februar 1818 starb.

²⁰ Mischi (2000: 702) bringt für ‚Untertan‘ *sotmetü*, Forni (2002: 458) *sotmetù*; den anderen ladinischen Wörterbüchern fehlt das Wort.

²¹ Mischi (2000: 279) und Forni (2002: 145) bringen für erlauben v.a. *conzede(r)* und *pormête(r)*; DILF (1999: 167), Comitato (1997: 275) und Masarei (2005: 599) haben aber *lèzit(o)*.

²² Das Manuskript der Insam-Grammatik von 1806 (vgl. Videsott 2009) hat auf Seite 34 *La Baviera*. Mischi (2000: 139): *Paiern, Poar*; Forni (2002: 59) *Paiern*; in DILF (1999), Masarei (2005) und Comitato (1997) fehlt das Wort.

²³ Heute in den nördlichen Tälern durch *pité* ersetzt.

²⁴ Mischi (2000: 140): *impiegat, funzionar, ofizial publich*; Forni (2002: 59): *mpiegà, mpiegat, peomter, funziuner*; DILF (1999: 142): *impiegat*; Masarei (2005: 587) *impiegat, mpiegat, scrivàn*; Comitato (1997: 235): *scrivan, scritural, jaibar, diornista*.

²⁵ Mischi (2000: 221): *chestiun de laûr, materia d'ofize*; das Wort fehlt in Forni (2002).

²⁶ Mischi (2000: 341): *valüta di scioldi, valur monetar*; Forni (2002: 188): *valuta di scioldi, valor di scioldi*.

²⁷ Mischi (2000: 70): *dovëi d'ofize*; in Forni (2002) fehlt das Wort.

²⁸ Mischi (2000: 689): *zircostanza*; Forni (2002: 447): *cundizion*.

²⁹ Das Wort fehlt sowohl in Mischì (2000) als auch in Forni (2002).

³⁰ Mischì (2000: 89) bringt das Wort; Forni (2002: 29) hat nur *plura*.

³¹ Mischì (2000: 721) *suposizion, ipotesa, sospet*; Forni (2002: 474): *mineda, suspect, suposizion*.

³² Mischì (2000: 710): *malfat, delit*; Forni (2002: 464): *delit*.

³³ Gelungen, da mit ladinischen Formen und gut verständlich, erscheint uns die Übersetzung von Angehörige mit *i sü* (Mischì 2000: 75 *parénć*; Forni 2002: 21 *parénc*).

Literatur

ALD-I = Goebel, Hans; Bauer, Roland; Haimerl, Edgar (1998): *ALD-I: Atlante linguistich dl ladin dolomitich y di dialec vejins, 1^a pert/Atlante linguistico del ladino dolomitico e dei dialetti limitrofi, 1^a parte/Sprachatlas des Dolomitenladinischen und angrenzender Dialekte, 1. Teil*, Wiesbaden.

Alton, Johann B. (1879): *Die ladinischen Idiome in Ladinien, Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo*, Innsbruck.

Bacher, Nikolaus (Micurà de Rü) (1995): Versuch einer deutsch-ladinischen Sprachlehre. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Lois Craffonara, in: *Ladinia* 19, 1–304.

Belardi, Walter (1988): *Narrativa Gardenese*. Roma/Ortisei.

– (1991): *Storia sociolinguistica della lingua ladina*. Roma/Corvara/Sèlva.

Bernardi, Rut/Videsott, Paul (2010): Jan Francësch Pezzei (1765–1819). Ein Buchensteiner als Autor der ersten Gadertaler Verse?, in: *Ladinia* 34, 187–204.

–/– (2011): Frühe ladinische Texte aus Col/Colle Santa Lucia, in: *Ladinia* 35 (im Druck).

Böhmer, Eduard (1878): Grednerisches, in: *Romanische Studien* 3, 85–92.

Burtin, E. (1870): *Choix de poésies des dix-septième, dix-huitième et dix-neuvième siècles avec notices biographiques et notes – à l'usage des établissements d'instruction*, Berlin.

Comitato del Vocabolario delle Regole d'Ampezzo (1997): *Vocabolario Italiano–Ampezzano*, Cortina d'Ampezzo.

Craffonara, Lois (1999): N valgönes flus leterares dal Piemunt al Grijun y al Friûl, in: *Ladinia* 23, 305–364.

– (2003): *Flus leterares dl Grijun y dl Friûl*, San Martin de Tor.

– (2008): *Flus leterares dl Grijun y dl Friûl. Injunta al'ediziun dl 2003*. Bornech.

Dahmen, Wolfgang (2006): Art. 119c: Übersetzen und Sprachgeschichte: Übersetzungen ins Bündnerromanische/Traduction et histoire des langues: traductions en romanche, in: Gerhard Ernst et al. (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen/Histoire linguistique de la Romania. Manuel international d'histoire linguistique de la Romania*, 2. Teilband/Tome 2, Berlin/New York, 1367–1372.

Dapoz, Felix (1982): *In banun*, San Martin de Tor.

DILF = Istitut Cultural Ladin «Majon di Fascegn»; SPELL (1999): *DILF. Dizionario Italiano–Ladino fassano con indice ladino–italiano/Dizionèr talian–ladin fascian con indesc ladin–talian*, Vich/Vigo di Fassa.

Faggin, Giorgio (2006): Art. 119a: Traduzione e storia della lingua: traduzioni in friulano/
Übersetzen und Sprachgeschichte: Übersetzungen ins Friaulische, in: Gerhard Ernst et
al. (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur
Geschichte der romanischen Sprachen/Histoire linguistique de la Romania. Manuel
international d'histoire linguistique de la Romania*, 2. Teilband/Tome 2, Berlin/New
York, 1362–1365.

Flugi, Alfons von (1873): *Die Volkslieder des Engadin, nebst einem Anhange
engadinischer Volkslieder im Original und in deutscher Übersetzung*, Strassburg.

Forni, Marco (2002): *Wörterbuch Deutsch–Grödner-Ladinisch. Vocabuler Tudësch–
Ladin de Gherdëina*, San Martin de Tor.

Ghetta, Frumentzio/Plangg, Guntram A. (1987): Un proclama ladino del 1631 e testi vicini,
in: *Mondo Ladino* 11, 287–293.

Kattenbusch, Dieter (1994): Die Verschriftung des Sellaladinischen. Von den ersten
Schreibversuchen bis zur Einheitsgraphie. San Martin de Tor.

– (2006): Art. 119b: Übersetzen und Sprachgeschichte: Übersetzungen ins
Dolomitenladinische/Traduction et histoire des langues: traductions en ladin, in:
Gerhard Ernst et al. (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales
Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen/Histoire linguistique de la
Romania. Manuel international d'histoire linguistique de la Romania*, 2.
Teilband/Tome 2, Berlin/New York, 1365–1367.

Masarei, Sergio (2005): *Dizionario Fodom–Talián–Todësch/Dizionario Ladino Fodom–
Italiano–Tedesco/Wörterbuch Fodom (Buchensteiner-Ladinisch)–Italienisch–
Deutsch*, Colle Santa Lucia.

Mätzner, Eduard (1853): *Altfranzösische Lieder. Berichtigt und erläutert mit
Bezugnahme auf die provenzalische, altitalienische und mittelhochdeutsche
Liederdichtung*, Berlin.

Mischi, Giovanni (2000): *Wörterbuch Deutsch–Gadertalisch/Vocabolar Todësch–Ladin
(Val Badia)*, San Martin de Tor.

Palla, Santo/Canins, Franz/Dapunt, Angel (2010): *La cöra d'animes tla Val Badia y sü
proi (dal 1100 al 2000) trascrit dal todësch tl ladin cun adatamén y injunes da
Franz Vittur*, San Martin de Tor.

Suani, Carlo (2009): *L'opera poetica di Felix Dapoz*, Balsan.

Vittur, Franz (Hg.) (1967): *Flus de munt. Liber da li pur les scoles dla Val Badia,
Porsenù*.

Valentini, Erwin (2003): Rez. zu Craffonara 2003, in: *Mondo Ladino* 27, 346–355.

Videsott, Paul (2009): Na (re)descorida emportanta per la storia dl ladin: la pruma
gramatica ladina, in: *Usc di Ladins* 38 (3.10.09), 6f.



Dante und die Sprache der
Sinne –
literaturwissenschaftliche
Reflexionen zu Dante Alighieris
De vulgari eloquentia

[Startseite](#)
[Inhalt](#)
[Autorinnen/Autoren](#)
[Rubriken...](#)
[Impressum](#)

Michèle Mattusch, Berlin

Das, was die romanistische Literaturwissenschaft mit der Linguistik verbindet, dürfte heute vor allem die Sprachreflexion sein, zumal, wenn es sich um eine gemeinsame Sprache wie das Italienische handelt. So muss der Gratulationsgruß einer Literaturwissenschaftlerin für einen Linguisten dann auch mit dem Wort beginnen. Denn das Wort stand bekanntlich am Anfang. Eben diese Beziehung zum Wort aber ist es auch, die die Literaturwissenschaft von der modernen Sprachwissenschaft unterscheidet. Deutlich wird dies vor allem am Zugriff auf historische Texte, die man als Abhandlungen über die Sprache lesen kann. Solche älteren Werke zur Sprach- und Konversationskultur – man denke etwa an Castiglione's *Il libro del Cortegiano* (1528) oder Pietro Bembos *Prose della volgar lingua* (1525) – beziehen ihre Sprech- und Sprachnormen aus einer rhetorisch modellierten Verhaltenskultur. Während die Linguistik in ihnen der Frage nach der Sprachnormierung nachgeht, stellen sie für die Literaturwissenschaft Zeugen eines menschlichen Perfektibilitätsbemühens dar, das sich in Sprachnormen niederschlägt, deren Grundlage eine ästhetische Ethik bildet.



Michèle Mattusch,
Prof. Dr., geb. 1958,
o. Prof. für
rumänische,
italienische und
französische
Literatur am Institut
für Romanistik der Humboldt-
Universität zu Berlin. Lehr- und
Forschungsgebiete sind die Literatur
der Frühen Neuzeit, Moderne und
Postmoderne, Medialität und
Intermedialität, Fiktions- und
Metapherntheorie. Zahlreiche Aufsätze
und Syntheseartikel zur italienischen
und zur rumänischen Literatur.

Dante Alighieris *De vulgari eloquentia*¹ bildet hier keine Ausnahme. Im Gegenteil: Dantes Traktat steht geradezu am Anfang dieser Tradition. Zwischen 1303 und 1305 auf Lateinisch abgefasst, um den Gelehrten der Zeit zu dienen, gilt das Werk noch heute als Begründungsgeste der italienischen Volkssprache. Dabei blieb es mehr als einhundert Jahre unbeachtet; es wurde erst 1529 von Gian Giorgio Trissino ins Italienische übersetzt und somit einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Das in vier Büchern geplante Traktat bricht zudem im zweiten Buch ab, sodass es Fragment geblieben ist. Die sogenannte ‚erste gelehrt‘ Abhandlung über die Volkssprache‘ erweist sich bei einer literaturwissenschaftlichen Lektüre als eine an Cicero und Horaz geschulte Dichtungslehre mit rhetorisch-poetologischer Zielsetzung. Mit der Sprache selbst beschäftigen sich vor allem das Proömium und die historischen und sprachgeographischen Teile des ersten Buches.

Diese Teile sind es dann auch, die von der modernen Linguistik immer wieder untersucht wurden, um sie mit gegenwärtigen Ergebnissen und Methoden der Sprachwissenschaft zu vergleichen. Eine gelungene und subtile Synthese hat Peter Wunderli mit seiner Frage *Dante – ein Linguist?*² im Jahr 1993 geliefert. Obwohl Wunderli deutlich auf die Gefahren

von Forschungen verweist, die Dante mit der modernen Linguistik verrechnen wollen, und ihn mit Pier Vincenzo Mengaldo (1979: 13) als einen genialen Dilettanten³ bezeichnet, findet er doch eine bemerkenswerte Fülle von Aspekten, die Parallelen und Anschlussstellen zur modernen Linguistik bieten. Dante, so vermerkt Wunderli, habe in seinem Traktat den funktionellen und instrumentellen Charakter der Sprache über die Expressivität gestellt. Er könne deshalb kommunikationsorientiert gelesen werden.⁴ Sprache sei für ihn – ähnlich wie bei Ferdinand de Saussure – keine Substanz, sondern eine Form. Historisch in der aristotelischen Tradition verankert, vertrete er gegen die modistische Sicht ein zweiseitiges Zeichenmodell mit arbiträrem Charakter.⁵ Außerdem handele das Traktat vom Ursprung, der historischen Veränderlichkeit und sozialen Schichtenspezifität der Sprache. Wunderli meint damit die adamitische Sprachgabe und die *confusio linguarum* nach der babylonischen Sprachverwirrung, die sprachliche Gemeinsamkeiten nur noch bei Berufsständen und in Fachsprachen zulasse. Selbst sprachgeographische Ansätze werden von ihm ausgewiesen, zerfallen die Sprachen doch bei Dante nach dem Turmbau zu Babel im Dreischritt, sodass sich drei europäische Sprachen und drei romanische, die sogenannten *oc-*, *oil-* und *sì-*Sprachen, herausbilden, die wiederum in mindestens 14 Dialekte mit den jeweiligen Subdialekten zersplittern. Insgesamt spricht Peter Wunderli dem Dilettanten Dante somit erstaunliche sprachwissenschaftliche Kenntnisse und methodische Ansätze zu. Schließlich glaubt er, sogar bei Dante einen Normbegriff auf der Basis des *usus* zu finden. Dieser Normbegriff, so Wunderli, sei der dichterischen Sprache entgegengesetzt, die Dante lediglich als eine zulässige Abweichung begreife.⁶ Das von ihm propagierte ‚*volgare illustre*‘ sei als *tertium comparationis* eines nicht zu findenden Idealtypus aller Varietäten konstruiert.

Peter Wunderli würdigte Dante Alighieri als einen Gelehrten, der in der Retrospektion sichtbare Anschlüsse für die moderne Linguistik bietet. Sein Katalog an Kriterien reflektiert eine Linguistik, die die Poesie in die Alterität zwingt und sich von der Einheit verabschiedet hat, die Poetik, Rhetorik und Sprache für Dante bilden. So umgeht der Linguist den rhetorisch-ethischen Normbildungsprozess, der das Modell der italienischen Dichtungssprache konstituiert. Kurzum, die moderne Linguistik hat sich – zweifellos nicht unberechtigt – von dem verabschiedet, was für Dante Alighieri eine Selbstverständlichkeit war: das Prinzip der Einheit von Sprach-, Dichtungs- und Verhaltenslehre. Dantes Traktat, zuweilen von willkürlichen, persönlichen, politischen und ästhetischen Werturteilen durchwirkt – man denke an die Invektiven gegen das Toskanische und an das Lob, das er den Sizilianern und den Staufern zollt –, ist der modernen Linguistik nicht ‚objektiv‘ genug. Und die Jagd nach einem parfümierten Panther – Dante nutzt wiederholt die Jagdmetapher (I, 16, 1) –, die Suche nach einer perfekten Sprache, die sich im Begriff des ‚*volgare illustre*‘ veranschaulicht, kann nur ein Idealtypus aller Varietäten sein. Wenig beachtet wird dabei die Tatsache, dass das ‚*volgare illustre*‘ eine ‚edle‘, ‚anschlussfähige‘, ‚hoffähige‘ und ‚höfische‘ Sprache zu sein hat (I, 16, 6), die wie die guten Sitten, Gebräuche und Handlungen der Menschen keiner Stadt allein gehört, sondern allen gemeinsam ist (I, 16, 4).

Schon bei Dante, nicht erst bei Castiglione oder Bembo, ist die Sprache über Vergleiche an moralische und ästhetische Werte zurückgebunden. Das ‚*volgare illustre*‘ wird zum Entwurf einer zu bildenden Vollkommenheit der Sprache,⁷ die die existierende Alltagssprache aushebelt, indem sie von ihr nur das Beste nutzt. Pietro Bembo, der Dantes Traktat mit Sicherheit kannte, hat den Zusammenhang von rhetorischer Verhaltensmodellierung und Sprachnormierung dann in seinen *Prose della volgar lingua* (1525) festgeschrieben. Als Dichter, der im Kontext einer Nachahmungspoetik schrieb, hebt er auf die Perfektionierung des *decorum* ab, die Schnittstelle zwischen Rede und ethisch rückgebundenem Verhalten. So wird es im Italienischen rhetorisch-ästhetische Modelle der Sprache geben – ganz im Gegensatz zur deutschen Sprache, in der Luther bekanntlich ‚dem Volk aufs Maul schauen wollte‘. Schönheit, Magnifizenz und Wohlklang gehören zum Entwurf dieser Vollkommenheit, denn Sprache kann eben ‚schön‘ sein. Es ist

nicht zuletzt wiederum ein Linguist, Jürgen Trabant, der diesen Aspekt der Sprache stets besonders betont. Die Poesie, so Trabant, sei „ein Schaffen um des Schaffens willen, eine zweckfreie Produktivität, etwas Überschüssiges, vielleicht eine Feier des Lebens selbst“.⁸ So viel Lob ist der poetischen Sprache seit langem nicht mehr gezollt worden. Zumal Trabant sich ausgerechnet Chomsky zum Gewährsmann nimmt: „Sprache ist als ein System angelegt, das ‚schön‘, aber im Allgemeinen unbrauchbar ist. Es ist für Eleganz geschaffen, nicht für den Gebrauch“.⁹

Fahnden wir weiter nach den Ansätzen für das ‚volgare illustre‘ bei Dante Alighieri. Dantes *De vulgari eloquentia* beginnt bekanntlich nicht mit der Zielvorstellung, sondern mit einer untergliedernden Hierarchisierung der Sprachen, wobei er eine primäre und eine sekundäre Sprache unterscheidet. Er trennt die sogenannte ‚natürliche‘ Sprache, die allen gemeinsam ist, vom Latein, das er als eine universelle, künstliche Sprache auffasst. Die Sprachen der Römer und der Griechen hält er also für künstlich konstruiert und geregelt. In seinem Traktat räumt er zunächst den ‚natürlichen‘ Sprachen den Vorzug ein. Sie sind die über Tradierung entstandenen ‚edleren‘ und ursprünglicheren Sprachen. Was aber macht die Sprache schließlich zu einer edlen (illustre) Sprache, wenn man die Gegenwart betrachtet? Muss man den Begriff des ‚volgare illustre‘ nicht neu setzen? Dies tut Dante in den Abschnitten über die Sprache der Dichter. Anhand der Sprache von Cino da Pistoia klärt er über seinen Begriff auf. ‚Edel‘ ist eine Sprache, wenn sie „erleuchtend und erleuchtet strahlt“ (I, 27, 1). Macht (das Setzen eines Maßstabs), Gebildetheit und Gerechtigkeit (curialis) machen gemeinsam mit der guten Struktur das perfekte, urbane Sprachresultat aus, das er zuweilen in den eigenen Kanzonen und in denen von Cino findet. Nur bei bestimmten Dichtern also entsteht das ‚volgare illustre‘. Denn das ‚volgare illustre‘ ist eine zu schaffende Sprache.

Mit dem Perfektionsmodell reagiert Dante im Wesentlichen auf seine anthropologische und seine historische Sicht auf die Sprache. Zentraler Teil des Proömiums des ersten Buches von *De vulgari eloquentia* ist nämlich die anthropologische Begründung der Sprache in den Kapiteln I–III. Ihnen folgt die Reflexion zum Ursprung der Sprache bis zur babylonischen Sprachverwirrung (IV–VII). Diese wird dann Anlass zur Sichtung des gegenwärtigen Zustands und des Vorhabens, ein ‚volgare illustre‘ zu re-konstruieren oder eben zu erfinden.¹⁰

Damit werden die Prämissen der Sprache von entscheidender Bedeutung. In der Tradition von Aristoteles deklariert Dante die Sprache als den Menschen zugehörig (I, 2). Weder die Engel noch die Tiere oder Dämonen benötigen die Sprechfähigkeit (I, 2, 2). Die vom Naturinstinkt geleiteten niederen Lebewesen können die ihnen gemeinsamen Leidenschaften und Verhaltensweisen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur gleichen Art erkennen. Auch bedürfen sie der Sprache nicht, weil sie keinen freundlichen Kontakt untereinander haben (I, 2, 5). Die Dämonen dann kennen einander aus der Zeit vor dem Fall, zur Vermittlung ihrer gemeinsamen Bosheit bedarf es der Sprache ebenfalls nicht (I, 2, 4). Sprache, so muss man also schlussfolgern, beruht auf den Unterschieden innerhalb der Spezies Mensch. Und diese Unterschiede betreffen die unterschiedlichen Grade ihrer Vernunft. Der Mensch, so heißt es, wird von der Vernunft bewegt, und diese ist eben bei einzelnen Individuen unterschiedlich ausgeprägt (I, 3, 1). Sprache dient dem Menschen zum einen zur Pflege sozialer Kontakte, zum anderen aber zum Austausch von Wissen. Denn höchstes Bedürfnis des Menschen liegt, wie es im *Convivium* heißt, im Begehrn nach Wissen und Selbstperfektionierung: „Si come dice lo Filosofo nel principio de la Prima Filosofia, tutti li uomini naturalmente desiderano di sapere.“¹¹

Komplexer ist zweifellos die letzte Frage, die Frage nämlich, warum die Engel nicht der Sprache bedürfen. Die Engel, bekanntlich Mediatoren und Boten der anderen Welt, verfügen zur Offenlegung ihrer großartigen Gedanken – die Rede ist von einer beneidenswert „schnellen und nicht in Worte zu fassenden Fähigkeit ihres Intellekts“ (I, 2, 3) – über die Fähigkeit, sich einander vollkommen zu offenbaren. Sie verfügen über ein

sprachloses Verständigungsvermögen. Zumindest „in dem glänzenden Spiegel, in dem alle reflektiert werden“, können ihre Gedanken „in ihrer ganzen Schönheit und ihrem Streben sichtbar werden“ (I, 2, 3). Engel benötigen keine sprachlichen Zeichen. Der Spiegel – Gott – ermöglicht ihnen blitzschnelle und völlige Offenbarungen ihres Intellekts. Dieser große Vorteil sagt natürlich etwas über die Sprache der Menschen aus. Sprache ist also das Medium des Nicht-völlig-Offenbaren. Sie steht für eine Abwesenheit, die sie anzeigt und verhüllt. Sprache ist für Dante ein Medium der Verlangsamung und der Verzögerung. Im Prinzip ist sie dem Menschen nur deshalb gegeben, weil die Menschen keine Engel sind. Menschen sind gewissermaßen behinderte Lebewesen, „denn der menschliche Geist ist durch Materialität und Schwerfälligkeit des sterblichen Körpers behindert“ (I, 3, 1). Der menschliche Geist, langsam und behäbig, kann die Unmittelbarkeit, Umfassendheit, Schnelligkeit und Großartigkeit der angelischen Ideen nie erreichen. Der menschliche Körper macht es schier unmöglich, einander durch ‚geistige Spiegelungen‘ zu verstehen.

Sprache ist bei Dante somit als ein Hilfsmittel fehlender Unmittelbarkeit beim intellektuellen Austausch der Menschen untereinander gedacht: „Wenn wir nämlich sorgfältig überlegen, was wir mit dem Sprechen beabsichtigen, dann ist deutlich, dass es nichts anderes ist, als anderen unsere Gedanken mitzuteilen“ (I, 2, 3). Natürlich geht es hier um Kommunikation¹², nur wird sehr deutlich ein ganz bestimmter Aspekt betont. Sprache dient dem Gedankenaustausch eines im Körper verhafteten Menschen. Zentral ist nicht die Mitteilungsfunktion der Sprache auf der Grundlage von Normen, sondern das Medium. Dante reflektiert im Grunde genommen über den medialen Aspekt der Sprache. Beim Übermitteln der Gedanken muss Sprache sich auf die Körperlichkeit der Menschen einstellen. Hier finden wir das, was die Linguistik die „danteske Doppelstruktur“ der Sprache nennt. Um an den Verstand des Menschen zu gelangen, bedarf die Sprache eines sinnlichen Mediums, denn der Mensch kann Gedanken nur über die Sinne aufnehmen:

Das Menschengeschlecht brauchte also ein rational und sinnlich wahrnehmbares Zeichen zur gegenseitigen Übermittlung von Gedanken. Es musste nämlich rational sein, weil es etwas aus dem Verstand zu empfangen und an den Verstand zu senden hatte, und es musste sinnlich wahrnehmbar sein, weil nichts von einem Verstand an andere ohne ein sinnlich wahrnehmbares Medium gesendet werden kann (I, 3, 2).

Die Doppelstruktur der menschlichen Sprache beruht bei Dante auf der menschlichen Doppelnatur von Körper und Geist. Sie bildet die Grundlage für den zweiseitigen Zeichenbegriff: „Dieses edle Zeichen ist es also, von dem wir sprechen. Es ist sinnlich wahrnehmbar, insofern es ein Laut ist, rational, insofern es etwas, das wir festlegen, bedeutet“ (I, 3, 3).

Ohne die Sinnlichkeit, so übrigens ganz nebenbei auch Wunderli, gäbe es gar keine menschliche Kommunikation. Konventionell festgelegt aber sind nur die Verbindungen des sinnlichen Sprachkörpers mit den Bedeutungen. In Dantes Sprachkonzept spielt diese notwendige Sinnlichkeit bis in die *Commedia* hinein eine entscheidende Rolle. Im Paradies, wo der reine Intellekt herrscht, muss der Künstler-Gott den Menschen zumindest Lichterscheinungen und Formspiele geben, damit der Pilger Dante, der die drei Reiche bekanntlich als lebender Mensch mit seinem Körper und seinen Sinnen erwandert, eine anschauliche Gestalt von den Ideen bekommt. Das, was dem menschlichen Zugang verschlossen ist, weil es als rein Geistiges nicht über die Sinne zu erlangen ist, muss wahrnehmbare Erscheinung werden.¹³ Es wird deshalb, so Beatrice, in einer Sprache geformt, die der Mensch erfassen kann:

*Così parlar conviensi al vostro ingegno,
però che solo da sensato apprende
ciò che fa poscia d'intelletto degno.*
(Par. IV, 40–43)

Dantes Formbegriff kennt damit das Prinzip von Figuration und Defiguration eines gegebenen Materials. Er ist mit Saussure nicht vereinbar.¹⁴ Denn bei Dante geht es um

die intellektuelle Form- und Umformbarkeit von Buchstaben in Töne oder Bilder, den medialen Sprachcharakter, der der menschlichen Aufnahmefähigkeit und Perfektibilität entspricht. Form bedeutet deshalb, den Dingen, den Ideen, zuletzt sogar dem Unvorstellbaren, eine anschauliche Gestalt zu geben, sei es durch wohl gesetzte Worte, sei es durch Transformation in Visualität oder Wohllaut mit Hilfe der Rhetorik.

Auch der sprachgeschichtliche Teil des Traktats führt letztlich zu dieser sinnlichen Sprachauffassung. Lassen wir die endlosen Debatten beiseite, die darüber spekulieren, ob Adam von Gott nur die Sprachfähigkeit oder eine ausgebauten Sprache bekommen hat. Fakt ist, dass die Sprache (oder die Sprechfähigkeit) eine göttliche Gabe ist. Nach Genesis 3,2–3 hat wohl Eva den ersten Satz gesprochen, doch dafür bringt Dante kein Verständnis auf. Für ihn ist es „vernünftiger anzunehmen, dass der Mann eine so wichtige Tat des Menschengeschlechts vollbracht hat“ (I, 4, 3). Adam erhält demzufolge die Sprache von Gott, denn für ihn gibt es noch keine menschliche Überlieferung. Diese Sprache müsste dann die eigentliche ‚natürliche Sprache‘ gewesen sein, dauerhaft und unveränderlich, wie es andererseits der ‚grammatica‘ der künstlichen Sprachen eigen ist. Es ist schwer zu sagen, ob Adam seine Sprache schon selbst formte. Deutlich jedoch ist der Zustand der Sprache nach dem Turmbau zu Babel. Die bestrafte Hybris hat den Verlust der allen gemeinsamen Ursprache zur Folge, sodass von nun an die Vielsprachigkeit herrscht und der Mensch auf die Suche nach einer perfekten Sprache geht.

Diese Vielsprachigkeit ist nun keineswegs nur als soziale und geographische Ausdifferenzierung zu erfassen. Bedenkt man die Zweigliedrigkeit des sprachlichen Zeichens, führt sie nämlich dazu, dass Sinne und Sinn nun nicht mehr übereinstimmen. Nun gibt es einen Überschuss an Klängen, die mit einer Bedeutung verbunden werden können. Hans-Jost Frey hat sogar ein Schema entworfen, das für den Zusammenhang von Klang (Sinnlichkeit) und Bedeutung bei Dante möglich wäre. Nach Frey müsste es folgende Varianten geben: die Bedeutung ohne Klang, also die Sprache der Engel. Dann kann ein Klang mehrere Bedeutungen haben, was Mehrdeutigkeit entstehen lässt. Außerdem können mehrere Klänge eine gleiche Bedeutung aufweisen, so entsteht die Vielsprachigkeit. Die deutliche Zuordnung einer Bedeutung zu einem Klang wäre freilich die perfekte Ursprache. Schließlich gibt es natürlich Laute ohne Bedeutung. In der *Commedia* sind es zuweilen Teufel, die in dieser Sprache sprechen, man erinnere sich an: „Pape satan, pape satan aleppe“ (Inf. VII, 1). Oder man denke an Nimrod, den Erbauer des Turms zu Babel: „Raphel maì amecche zabì almi“ (Inf. XXXI, 67). Mehrdeutigkeit und Vielsprachigkeit sind in ihrer Zuordnung spiegelverkehrte Störungen des ursprünglichen Gleichgewichts. Die Störung, so Frey, „besteht in der Auffächerung der Klänge und Bedeutungen und bewirkt eine Streuung, die Vagheit und Unsicherheit schafft“.¹⁵

Davon abgesehen, dass Dante in der *Commedia* augenscheinlich die Varianten durchspielt, wobei in der Hölle die Unverständlichkeit der Laute, im Purgatorium das synästhetische ‚visibile parlare‘ und im Paradies die Schau des Unvorstellbaren dominiert, muss es dem Dichter wohl darum gehen, den Verlust der Ursprache in einen Gewinn umzuschlagen. Er ist es, der das ‚volgare illustre‘ immer neu zu schaffen hat. Er tut das freilich auf der Grundlage einer nachbabylonischen Sprachverwirrung. Primäres Fundament der Sprache aber ist ihre Sinnlichkeit, d.h. ihre dem menschlichen Körper angemessene Sensualität. Dantes Sprache kommt durchaus ohne Bedeutung aus, aber niemals ohne ein Ansprechen der Sinne. Menschliche Einsichten sind nach Dante nicht primär gedanklich, sondern sinnlich-bildlicher Natur. Selbst Gott ist für den Menschen nur in farbigen Kreisen fassbar.

Es würde zu weit führen, die vielen Situationen zu schildern, in denen das Sehen oder das Lauschen in der *Commedia* dargestellt oder vom Leser eingefordert werden. Verwiesen sei nur auf die berühmteste Episode. Es handelt sich um die sogenannte Casella-Episode im zweiten Gesang des Purgatoriums. An der Küste des Läuterungsbergs treffen Dante und Vergil auf eine neu angekommene Schar von Seelen. Unter ihnen befindet sich der Sänger Casella, den Dante an seiner Stimme wiedererkennt. Dante bittet Casella um ein Lied, und

dieser wählt für seinen Vortrag eine der Kanzonen des *Convivium* aus. Und so kommt es zu der Situation, dass die Seelen, Dante und Vergil, dem Gesang lauschen. Niemand denkt mehr daran, den Aufstieg auf den Läuterungsberg fortzusetzen. Entrückung und Selbstvergessenheit herrschen. Alles, was vor oder hinter den Hörenden liegt, scheint aufgehoben. Hier zeigt sich, was der Ton eines Liedes vermag. Gesang und Poesie sind für Dante somit keineswegs das Andere der Sprache, sondern die sinnliche Kraft, die der Sprache selbst eigen ist.

Freilich geht es Dante nicht nur um Klang und Bild, sondern um das Schaffen eines sinnlichen Eindrucks, der sich in der menschlichen Seele vertieft. Das Haften an der sinnlichen Seite der Sprache ist eben auch gefährlich. Ausdrücklich thematisiert Dante diese Gefahr, wenn schließlich Cato, der Wächter des Purgatoriums, die selbstvergessenen, lauschenden Seelen aufscheucht, um sie an ihr Ziel, an ihr Seelenheil zu erinnern. Vor allem dort, wo vom Höchsten und Unvorstellbaren die Rede ist, genügt der bewegende Eindruck nicht. Denn hier verweist er auf die höhere, verborgene Wahrheit, die der Dichter zu vermitteln hat. Der ästhetische Zeichengebrauch soll seinen kreatürlichen Reiz der geistigen Überzeugung zugute kommen lassen und Zeuge dessen werden, worauf man nur verweisen kann.¹⁶ Die Sinne, das Bild, der Ton und der Duft sind unter diesem Gesichtspunkt lediglich sinnenfällige Anhaltspunkte für übersinnliche Wesenheiten. Was die Sinne sagen, wird Anstoß und Impuls, nicht Erfüllung des Denkens. Der Impuls aber, der zur Überschreitung des Sinnlichen führt, wie das gesamte danteske Werk am Ende selbst überschritten werden will,¹⁷ liegt in der Ausdrucksfähigkeit der sinnlichen Sprache begründet.

Der sinnliche Impuls bildet damit die fundamentale Ebene der dantesken Sprache. Für ihn ist die Rhetorik verantwortlich, die den schriftlichen Text – Dantes Poem – in Bilder und Töne transformiert, um beim Leser eine imaginative Lektüre zu bewirken. Der Text soll Töne hörbar und Bilder sichtbar werden lassen. Bei aller Schriftlichkeit des dantesken Werkes bleibt die mittelalterliche Kultur in diesem Sinne an einer oralen und visuellen Kultur orientiert. Jacques Le Goff nennt die mittelalterliche Kultur eine Kultur der Sichtbarkeit.¹⁸ Man denke nur an die öffentlichen Bauten, die Prozessionen mit ihren choreographierten Körpern und Gesten. Schon aus diesem Grund müssen für Dante die sensitive Wahrnehmung und die sinnlichen Möglichkeiten der Sprache von enormer Bedeutung sein.

Auch die von Dante in der *Commedia* gewählte Form des Erzählens kann hierfür als Beweis dienen, versetzt der Autor seinen Protagonisten doch mit seinem Körper, seinem Hör- und Sehvermögen in die drei Jenseitsreiche. Sie werden durchschritten und durchlitten und vom Erzähler memorialistisch vor Augen geführt. So entsteht die der *Commedia* eigene Architektur und Landschaft und die Vor-Ort-Begegnung mit den Seelen. Der Text ist deshalb permanent darauf angelegt, sensitive Erlebensräume zu schaffen, die die Schrift ins Hörbare und ins Visuelle umschlagen lassen.

So ist es letztlich nicht verwunderlich, dass die *Commedia* sehr bald mit Miniaturen versehen wurde, die die Vorstellungskraft des potenziellen Lesers wirksam stimulieren sollten. Der mittelalterliche Leser, der zweifellos mit dem Text anders umging als der moderne Leser, dürfte diese Kombination von Visualität und Schriftlichkeit genossen haben. An bestimmten Miniaturen zeigt sich sogar, wie sich die mittelalterliche Text-Bild-Kombination das Sinnliche der Sprache vorstellt. Sehen wir uns deshalb zuletzt an, was der Codex 1080 der Mailänder Biblioteca Trivulziana zum Problem der Sinnlichkeit von Schrift zu sagen hat (vgl. Abb. 1). Das Manuskript stammt von Francesco di ser Nardo da Barberino, der Dantes *Commedia* im Jahr 1337 in Florenz kopierte. Barbarinos Manuskript, das aus 107 Blättern Pergament besteht, illuminiert die drei Eingangsgesänge der *Commedia*. Nur die Titelblätter zu den Cantiche sind mit Miniaturen versehen, bei allen weiteren Gesängen werden lediglich die Initialen rot und blau geschmückt.

Der Text ist auf dem Blatt in zwei Spalten verteilt, wobei

der linke Block dreigeteilt erscheint und sich unterschiedlicher Farben und Graphien bedient. Die einleitende Rubrik – *Incomincia la commedia di Dante* – ist in roter Farbe abgehoben. Die beiden Textblöcke werden umrahmt. Von oben ausgehend führt eine stilisierte Blütenborte auf dem rechten Rand nach links unten. Sie geht im unteren Teil in vegetabilisch-anthropomorph anmutende Figuren über. Geradezu gegenläufig hierzu quillt aus der gefüllten Initiale auf dem linken Rand ein dunkler Weg hervor, der sich von links nach rechts unten ausbreitet und mit der Blütenranke verbindet.

Illustriert wird die Initiale N von *Nel mezzo del cammin di nostra vita* (vgl. Abb. 2). Die gefüllte Initiale befindet sich auf dem oberen Drittel des Pergaments. Die Miniaturen der Umrandung können im Wesentlichen in einer gewissen Reihenfolge gelesen werden. Sie führen von den stilisierten Bäumen des Waldes am rechten unteren Blattrand über ein Ufer und einen Berg, auf dem eine Person erscheint, vorbei an einer zweiten Figur zurück in die Initiale. Die Randillumination vollzieht eine kreisförmige Bewegung von oben nach unten, von unten nach oben. Lesenderweise kann diese Bewegung einer Abfolge zugeordnet werden, handelt es sich doch bei der zweiten Figur, die ihren Blick aufwärts richtet, augenscheinlich um den Protagonisten des Poems. Ihm kommen dann von oben nach unten die drei allegorischen Tiere – der Panther, der Löwe und die Wölfin – entgegen. Der Blick des Lesers wird anhand der Aufwärtsbewegung Dantes entgegen der Abwärtsbewegung der Tiere schließlich immer wieder zur Initiale geführt. Sie ist es, in der sich alles versammelt und aus der alles hervorgeht.

Abb. 1: Beginn der Commedia im Codex 1080, Biblioteca Trivulziana, Mailand



Abb. 2: Beginn der Commedia im Codex 1080 (Detail)



Der materiell hervorgehobene Buchstabe rahmt wie ein Fenster einen Durchblick, er soll transparent werden, indem er einen Schauraum eröffnet, der vom Blatt weg auf eine innere Bühne führt und den Leser einlädt, gemeinsam mit den nun versammelten Protagonisten die Welt des Poems zu betreten. Dargestellt wird in der Initiale augenscheinlich die letzte Sequenz des Gesangs. Gleichzeitig führt der Weg aus der Initiale zurück auf das Blatt, sodass man die Etappen zurückverfolgen kann, die der Protagonist zu bestreiten hatte. Der Weg des Waldes breitet sich mit seiner dunklen Farbe auf dem Blatt zum Leser hin aus. Das ist zweifellos kein Spiel, sondern es zeigt den Effekt, den hier die Sprache – die Schrift – ausüben soll. Gelenkt über die Bildfolge geht es zum Buchstaben. Der Buchstabe wird in seiner materiellen Sichtbarkeit aufgelöst, um Impuls eines Sich-Versetzens zu werden. Aus dem Buchstaben heraus entsteht eine Verbindung zum sehenden Leser.

Das Bild kann der Leser nur über den Text lesen. Gleichzeitig wird er angehalten, das Gelesene zu imaginieren und zu rekapitulieren. Dabei liest und „hört“ er die „Stimme“ des Erzählers: *Nel mezzo del cammin di nostra vita*. Und er „sieht“ das vom Erzähler Erzählte. Der Erzähler verdoppelt sich. Er gibt seine Erinnerungsbilder an den Text, sie werden durch die Miniatur realisiert. Seine Stimme aber klingt im Lesen in einer Verlaufsform nach und eröffnet Vorstellungsbilder des Erinnerten, die ihrerseits von der Miniatur gestützt werden. Im Prinzip stellt die Miniatur äußerlich einen inneren Vorgang dar. Sie ist Stimulus und Metapher der Vorstellungsbildung. So illustriert diese Miniatur die Aktivität, die die Sprache einfordert, wenn sie eine sinnlich-imaginative Lektüre anstrebt.

Die Initiale selbst stellt die letzte Szene des ersten Canto dar. Hier sind Dante und Vergil vereint und beginnen ihren gemeinsamen Weg. Während die Figuren des Randes sich vom Leser abwenden, sind die Protagonisten in der Initiale auf dem dunklen Bühnenraum so arrangiert, dass sie ihren Körper dem Leser zuwenden, während ihre Blicke aufeinander gerichtet sind. Das ‚Schaubild‘ besteht aus stilisierten Bäumen vor und hinter den Figuren, der Weg öffnet sich nach oben. Vergil, in rot und blau gekleidet, ist der ältere. Größer als Dante blickt er von oben nach unten auf seinen Schützling. Dante dagegen erhebt den Blick vertrauensvoll zu seinem Meister und Führer. Wichtig ist natürlich das Motiv des Blicks, das die gesamte *Commedia* durchzieht. Vergils Zeigehand verweist auf den Weg, denn beide befinden sich schon im Aufbruch. Für den Leser aber sind die Gesten, vor allem die Hände und die Fußstellungen interessant, sie sind auffordernd, bewegungsanmutend und dynamisieren.

Die szenische Entfaltung des Poems wird auf diesem Titelblatt vorgeführt. Im Wechselspiel von Bild und Buchstaben zeigt sich aber auch die Lektüreerwartung. Die Initiale ist das Medium, das zum Bild führt. Der Buchstabe verweist so auf seine Kraft, er eröffnet eine sinnlich-anschauliche Welt, wird Impuls einer imaginativen Lektüre, die die Protagonisten bei ihrer Reise begleitet. Der Illuminator hat damit die Erwartung des sinnlichen Imaginierens ins Bild gesetzt, das Dantes Poem beherrscht. Nichts tritt in den Verstand, ohne ein sinnlich wahrnehmbares Medium. Es ist diese primäre Sinnlichkeit, die Dantes Sprachreflexion beherrscht. Für Dante, so will die Literaturwissenschaftlerin am Ende schlussfolgern, ist Sprache in erster Linie ein Medium, das der menschlichen Weltbegegnung zu entsprechen hat. Weil der Mensch aber die Welt mit den Sinnen wahrnimmt, bedarf es eines Mediums, das dieser Auffassungsform entspricht. Das aber kann für Dante nur die klingende und die anschauliche Sprache sein, eine Sprache, die ihr Fundament in einer Aisthesis hat.

Anmerkungen

¹ Zitiert wird nach der Ausgabe Dante Alighieri (2007).

² Vgl. Peter Wunderli (1993/94): 81–127.

³ Vgl. ebd.: 121.

⁴ Vgl. ebd.: 84ff.

⁵ Vgl. ebd.: 87.

⁶ Vgl. ebd.: 105.

⁷ Vgl. hierzu Eco (1994): 47–64.

⁸ Trabant (2009): 90.

⁹ Zitiert nach ebd.

¹⁰ Vgl. Eco (1994): 58.

¹¹ Dante Alighieri (1996): 2.

¹² Vgl. Wunderli (1993/94): 89.

¹³ Vgl. Frey (2008): 28.

¹⁴ Vgl. hierzu auch Eco (1994): 60f. Der Semiotiker meint in Dantes Formbegriff ein

Sprachvermögen zu erkennen, das in der Art einer generativen Matrix allen Sprachen gemein ist. Auch Eco übergeht die Formung eines Materials zur besseren Entfaltung des Menschlichen.

¹⁵ Frey (2008): 76ff.

¹⁶ Vgl. Winfried Wehle (1992): 258.

¹⁷ Vgl. hierzu Stierle (2007).

¹⁸ Vgl. Le Goff (1970): 608.

Literatur

Alighieri, Dante (1996): *Das Gastmahl. Erstes Buch. Italienisch-Deutsch*, hg. unter der Leitung von Ruedi Imbach, Hamburg.

– (2006–2008): *Commedia*, con il commento di Anna Maria Chiavacci Leopardi, vol. I–III, Milano.

– (2007): *De vulgari eloquentia mit der italienischen Übersetzung von Gian Giorgio Trissino (1529)*. Deutsche Übersetzung von Michael Frings und Johannes Kramer, Stuttgart.

Eco, Umberto (1994): *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*, München.

Frey, Hans-Jost (2008): *Dante. Fünfundzwanzig Lesespäne*, Basel.

Le Goff, Jacques (1970): *Kultur des europäischen Mittelalters*, München.

Mengaldo, Pier Vincenzo (Hg.) (1979): De Vulgari Eloquentia, in: *Dante Alighieri, Opere minori*, Bd. II, Milano, Napoli, 1-237.

Stierle, Karlheinz (2007): *Das große Meer des Sinns*, München.

Trabant, Jürgen (2009): *Die Sprache*, München.

Wehle, Winfried (1992): Concupiscentia signorum. Über ästhetische Erfahrung von Zeichen: Augustin, Dante, Petrarca in: Walter Haug/Dietmar Mieth (Hg.): *Religiöse Erfahrung. Historische Modelle in christlicher Tradition*, München, 247–273.

Wunderli, Peter (1993/94): Dante – ein Linguist?, in: *DDJ* 68/69, 81–127.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

No Centenário do Nascimento de Manuel da Fonseca, Figura Cimeira da Poesia Neo-Realista

Luciano Caetano da Rosa, Berlin

Com este escrito, pretendo simultaneamente atingir três objectivos: homenagear um dos mais marcantes poetas do movimento neo-realista no centenário do seu nascimento, Manuel Lopes Fonseca ou, literariamente e por opção assumida, Manuel da Fonseca.

Desejo outrossim e por feliz coincidência associar-me com este título à Miscelânea de homenagem ao meu prezado amigo e mestre, Professor Doutor Dieter Kattenbusch, a quem devo uma parte especial na minha formação como romanista. Com efeito, nos Semestres de Inverno de 2001–2002, Verão 2002 e Inverno de 2002–2003 da Universidade Humboldt, frequentei com muito proveito e redobrado prazer as suas aulas de: Introdução ao Retoromanche (língua ladina na região das montanhas Dolomitas)/Einführung ins Rätoromanische (Dolomitenladinisch); Leituras de textos ladinós/Lektüre ladinischer Texte e ainda: Introdução ao Occitânico (região de langue d'oc)/Einführung ins Okzitanische (Languedokische).

Por fim, opero aqui, duas décadas mais tarde, uma segunda aproximação à poesia do Manel, saudoso amigo e camarada com alma de maltês, para quem a vida era tão pouca e o mundo tão grande, tentando desvendar porventura qualquer novo aspecto na riqueza da sua criatividade e oficina poética, de modo a dar igualmente um significado especial às homenagens em curso no centenário do nascimento do grande poeta.

Manuel Lopes Fonseca fica conhecido para sempre na História da Literatura Portuguesa e identificado na convivialidade social como Manuel da Fonseca. Nasceu a 15 de Outubro de 1911 em Santiago do Cacém, ainda vila em vida do poeta, mas promovida nos últimos anos a cidade. Faleceu em Lisboa a 11 de Março de 1993. Frequentou a escola primária na sua terra natal, fez estudos secundários em Lisboa (Liceu Camões entre outras escolas) e frequentou Belas-Artes. Deixou alguns retratos de amigos e confrades, nomeadamente um de outro imenso romancista, José Cardoso Pires, companheiro de tertúlias.

A sua vida torna-se neste período um vaivém entre a capital e o Alentejo, o que lhe reverterá em competência e à-vontade para escrever com mestria sobre ambos os espaços, gentes, vivências e lutas.

Nos anos duríssimos da ditadura salazarista, torna-se membro do Partido Comunista Português e adere ao grupo literário do Novo Cancioneiro em Coimbra com quem perfilha afinidades de ideário estético-literário. Nestes anos, as dificuldades são extremamente penosas com a guerra civil espanhola em fundo e a Segunda Guerra Mundial já no

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)

*Luciano Caetano da Rosa, Dr. phil.,
Mitherausgeber der Zeitschrift
Lusorama, Rentner.*

horizonte próximo, hecatombe que provocará 60 milhões de mortos e destruições maciças no espaço euro-asiático e norte-africano. Manuel da Fonseca convive com uma pléiade que se poderá considerar na época uma aristocracia da cultura, entre escritores, artistas e cientistas e deles recebe uma influência enriquecedora e duradoura. Entre essas personalidades, seria de destacar:

Bento de Jesus Caraça, Alves Redol, Ferreira de Castro, José Gomes Ferreira, Armindo Rodrigues, Manuel Mendes, Rodrigues Miguéis, Maria Keill, Keill do Amaral, Manuel Ribeiro Pavia ...Os cafés lisboetas Palladium, Portugal e Madrid eram lugares de encontro desta juventude inquieta pelos rumos do país e do mundo e cada um chegava com seus poemas, capítulos de romance, peças de teatro, crónicas ou outros escritos com que se pretendia transformar a realidade e não só interpretá-la, como se fez ao longo dos séculos e se atesta em boa parte da História da Filosofia.

Entre os poetas e escritores pertencentes ao grupo do Novo Cancioneiro, podemos distinguir: o médico Fernando Namora, o professor, crítico e artista Mário Dionísio, João José Cochofel, crítico literário e musical, Director da Academia dos Amadores de Música e Presidente da Sociedade Portuguesa de Escritores, Joaquim Namorado, poeta, destacado colaborador de *Vértice*, *Sol Nascente* e *O Diabo*, o poeta Álvaro Feijó, o poeta e fisionista Carlos de Oliveira, o poeta Sidónio Muralha que em 1942 emigra para o Brasil, o geógrafo Francisco José Tenreiro, natural de São Tomé e arauto da negritude, Políbio Gomes dos Santos, estudante universitário e poeta, falecido precocemente.

O neo-realismo surge da luta que se travava em condições muito difíceis, surge no ideal da juventude generosa, na sua vontade profunda de dâvida e na luta pela libertação da humanidade contra os interesses mesquinhos, contra a indiferença, contra a paz podre. Arte pela arte? Abstencionismo no que toca aos problemas reais da sociedade? Torres de marfim? Subjectivismo? Preocupar-se sobretudo com o próprio umbigo? Ser cúmplice do estado de injustiça? Não, o neo-realismo coloca-se claramente na linha de resistência e de libertação, vem de grandes valores duma axiologia positiva e optimista (generosidade, fraternidade, inquietação, sede de justiça e de verdade...), o movimento estético irrompeu destas preocupações e não de qualquer telegrama de Jdanov. Em revistas onde os neo-realistas publicavam como *Sol Nascente*, dava-se a conhecer a grande poesia internacional, Brecht, Aragon, Éluard, Nazim Hikmet, Neruda, Guillén, Alberti, Maiakovski, Gatto ... poetas solidários com o destino dos povos e dos países, poesia de intervenção. Quando um ensaísta como Eduardo Lourenço afirma, do alto do seu cinismo intelectual, que "... para tudo resumir numa palavra, faltou ao neo-realismo aquele apetite de total lucidez e 'profunda liberdade' que é a essência de toda a palavra poética" (Lourenço 21983: 205) ficamos atónitos como se pode chegar a tal conclusão perante a realidade de então e perante os factos sobejamente conhecidos. Fala o mesmo autor em "excesso de sentido", em "grau zero de ambiguidade" e em "absorção do significante pelo significado". É no mínimo estranho que alguém que vem da área da Filosofia chame excesso de sentido ou grau zero de ambiguidade à inteligibilidade neo-realista. Mesmo com censores, ou seja, gente sem quaisquer qualidades, como Manuel da Fonseca nos ensinou, a literatura neo-realista prima pela sua clareza, pela sua claridade, envolta na sua forma artística, confrontada, como qualquer outra corrente estética, com a dialéctica entre forma e fundo. A absorção do significante pelo significado pode ser frase retoricamente de grande efeito, mas não significa rigorosamente nada e revela um conhecimento defeituoso da teoria de Ferdinand de Saussure, criador destes dois conceitos. Em vez de poesia transcendente, abstencionista, metafísica, psicologista, evoluindo entre o umbigo e um "deus-Deus", o neo-realismo constrói na base social a sua utopia, quer dizer, constrói-se na luta de classes, no retrato social, na vida real das camadas populares, dos trabalhadores e dos camponeses, na imanência em torno de um "deus" que não é Deus, mas pode ser rebelião, revolta, dignidade e, em última instância, Revolução. Ponto final, parágrafo!

Em 1964, numa altura em que assumia a presidência da Sociedade Portuguesa de Escritores e em que esta atribuía a Luandino Vieira o Grande Prémio de Novelística pela

sua obra *Luuanda*, Manuel da Fonseca teve problemas sérios com a Polícia Política do regime fascista, chegando a ser preso e a sentir a brutalidade do tratamento dos facínoras, enquanto a Sociedade Portuguesa de Escritores era obrigada a fechar as portas.

As vicissitudes da luta e da vida fazem com que Manuel da Fonseca tenha de exercer várias profissões ao longo da sua existência, tanto no comércio, numa drogaria (onde vende petróleo ou papel químico ...), como na indústria e em agências publicitárias.

São de sempre e de hoje os seus inúmeros leitores e admiradores, assim como as homenagens que se fazem ao escritor, ora de carácter permanente ora em eventos datados. Tanto a **Escola Secundária Manuel da Fonseca em Santiago do Cacém** como a **Biblioteca Municipal Manuel da Fonseca de Castro Verde** ilustram bem a homenagem permanente e que ficará de pedra e cal, sendo numerosas as efemérides que honram e relembram de forma variada a sua vida tal como a sua obra.

Destacaremos aqui duas Exposições: Manuel da Fonseca 100 anos em Recortes, de 1 a 31 de Outubro de 2011 na Biblioteca Municipal de Vila Nova de Santo André; e “Por todas as Estradas do Mundo”, exposição patente ao público no Museu Municipal em Santiago do Cacém até 26 de Maio de 2012 em colaboração com o Museu do Neo-Realismo, situado em Vila Franca de Xira (Alentejo Popular 2011: 7, 11).

Também o PCP fez questão de honrar a memória do seu militante (Avante 2011: 13–20), relevando o seu exemplo, além das suas qualidades humanistas. No Suplemento do órgão do Partido, *Avante*, noticiam-se sessões com declamação de poesia e canto de poemas musicados, publicam-se poemas, contos, além de uma intervenção de fundo do Secretário-Geral onde Jerónimo de Sousa em dado passo cita Álvaro Cunhal numa síntese sobre o escritor: ‘Do camarada que hoje aqui homenageamos disse um dia o camarada Álvaro Cunhal’:

“Manuel da Fonseca foi um dos grandes escritores do nosso século, extraordinário narrador de situações, enquadramentos sociais e paisagísticos, monumentos e caracteres típicos do povo português – nomeadamente do Alentejo; um intelectual visceralmente ligado ao povo ou, se se preferir dizer, um filho do povo cuja obra o fez um intelectual; um amigo de mais de meio século de verdadeira estima; um camarada de ideal, de partido e de luta, cuja serena convicção e confiança o acompanhou até aos últimos tempos da sua vida.”

“Acrecenta-se e sublinhe-se que Manuel da Fonseca esteve sempre com o seu partido de sempre, o Partido Comunista Português: na resistência ao fascismo e na luta pela liberdade e pela democracia; na época exaltante da Revolução de Abril; na frente da luta por Abril, face à ofensiva da contra-revolução institucional iniciada pelo primeiro Governo PS/ Mário Soares, em 1976 ...”

“É esse homem – o escritor genial que ficará para sempre na história da Literatura Portuguesa; o cidadão exemplar que amava a vida e a verdade e detestava a hipocrisia; o amigo fraterno e solidário de todos os momentos; o militante comunista, cujo exemplo de firmeza ideológica e partidária constituiu uma referência para todos os militantes comunistas – é esse homem que hoje aqui homenageamos, guardando-o, para sempre e tal como ele foi, na nossa memória, e com a consciência de que o seu nome, o seu exemplo e a sua Obra integrarão para sempre a nossa história colectiva.” (Avante 2011: 15)

A Obra agrupa-se em quatro géneros literários fundamentais: poesia, romance, conto e crónica.

Como poeta, Manuel da Fonseca estreia-se com uma edição de autor em 1940, paga colectivamente por confrades (850\$00) que para tal se haviam quotizado, dando à estampa *Rosa dos Ventos*. Seguir-se-iam na sua produção poética *Planície* em 1941, *Poemas dispersos* em 1958 e *Poemas Completos* também em 1958. A sexta edição de *Poemas Completos* que usamos no presente estudo, com data de 1978, prefaciada por

Mário Dionísio, companheiro de escrita e de lutas, contém os seguintes títulos: *Rosa dos Ventos* – Sete Canções da Vida; *Canções da Beira-Mar, O Vagabundo e Outros Motivos Alentejanos, Poemas da Infância, Poemas (Primeira parte), Poemas (segunda parte), Planície, Vila, Para Um Poema a Florbela (I-X), Poemas Dispersos e Poemas Inéditos*.

Como romancista, Manuel da Fonseca publica *Cerromaior* em 1943 (nome literário que dá à sua natalícia Santiago do Cacém: “Em Cerromaior nasci.” – Fonseca⁶1978: 102) e *Seara de Vento* em 1958 (obra-prima da novelística neo-realista além de um dos melhores romances de toda a literatura portuguesa).

Como contista dos mais exímios de que há memória, o nosso autor publica *Aldeia Nova* (1942), *O Fogo e as Cinzas* (1951), *O Retrato* (1953), *Um Anjo no Trapézio* (1968), *Tempo de Solidão* (1973). Entre os contos, alguns tornam-se inesquecíveis na memória do leitor. Sejam apenas dois os exemplos: *Mestre Finezas* e *O Largo*.

Enquanto cronista, Manuel da Fonseca publica *Crónicas Algarvias* (1986). Na parte final da vida ou já postumamente são editados “À Lareira nos Fundos da Casa Onde o Retorta Tem o Café” “Vagabundo na Cidade” e “Pessoas na Paisagem” in: *Diário Popular*, entre 1969 e 1971, tendo estes escritos sido englobados nas *Obras Completas* de Manuel da Fonseca, editadas pela Editora Caminho.

Na derradeira década da sua vida, Manuel da Fonseca ainda organizou e prefaciou com muita competência, de forma longa e circunstanciada, uma excelente *Antologia de Contos* de Fialho de Almeida, publicada em Beja pela Associação dos Municípios do Distrito (AMDB), no ano de 1984.

No presente escrito, voltamos a ocupar-nos fundamentalmente do poeta como o próprio título indica.

Esta poesia vem da terra transtagana. O autor, porém, não é nenhum provinciano nem regionalista como poderia ser voz corrente nalguns meios, equívoco, aliás, que o poeta cedo desmontou no já longínquo ano de 1960 (em “Diálogo com Manuel da Fonseca”, *Gazeta Musical de Todas as Artes*, nos. 109–110, Lisboa, Abril–Maio de 1960, in: Fonseca⁶1978: 16). Como ele próprio fazia questão de referir, era homem da cidade no que esta tem de universal, ao educar os homens para todos os interesses dos outros homens.

No provincianismo, em contrapartida, reinam os horizontes fechados e os preconceitos. A sua poesia canta o Alentejo, inspira-se nele e da sua realidade deriva verdades profundas. Essas ideias, contudo, não se cantoram a esse espaço, antes têm validade universal. Nesta universalidade cabem todos os homens ou a sociedade humana e, como antídoto, a luta é igualmente contra o individualismo (Cf. o grito de Amanda Carrusca em *Seara de Vento*: “Um homem só não vale nada ...”) ou sob forma de convite contra a alienação individual, tal como se exprime no poema “Antes Que Seja Tarde” (ibid.: 148):

*Amigo
[...]
deixa os desejos sem rumo
de barco ao deus-dará
e esse ar de renúncia
às coisas do mundo
[...]
Acorda, amigo,
liberta-te dessa paz podre de milagre
que existe apenas na tua imaginação.
Abre os olhos e olha
abre os braços e luta!
Amigo,
antes de a morte vir*

nasce de vez para a vida.

Na sua oficina poética trabalha-se com os sentidos do corpo. Do ponto de vista formal, além dos versos livre e branco, há versos silábicos. Há certa musicalidade ligada ao setessílabo, à medida velha, nas quadras, mas também em estrofes de medida certa e heterométricas, no paralelismo com significantes iterativos (anáforas, epíforas ...), na tradição do Romanceiro. A poesia torna-se arte quando neste caso é transmutação da realidade e da experiência por via de um humanismo empenhado na realidade total e, muito particularmente, na realidade social. É por vezes uma poesia onde perpassam tons elegíacos e intimistas, trágicos e heróicos, respirando tanto no verso como na prosa, vivendo em todas as obras. O erotismo, certos acentos telúricos e situações sociais concretas enformam muitos poemas.

O próprio poeta leva um estilo de vida que tem algo de muito poético, uma maneira de estar e de conversar que conduz ao encanto, pela forma como aborda a realidade, dando-lhe aquele toque do seu génio despreocupado, de sarcasmo felino, sem olvidar a voz do “eu lírico” que tem consciência do seu estatuto artístico:

... “*Como nasci poeta ...*” (*ibid.*: 71)

E, de repente, numa conversa informal, desvenda uma verdade profunda, desmistificando qualquer aspecto do “maravilhoso social” em que a ideologia enganosa das classes dominantes mantém a sociedade por inteiro, alienando a consciência social, política, ideológica e cultural do indivíduo, dos indivíduos, do tecido social.

Voz marcante no efémero movimento Novo Cancioneiro, Manuel da Fonseca soube ir enriquecendo a sua arte, depurando-a (“escrevia muito, mas ainda rasgava mais ...”), fazendo dela uma arma de cultura, uma arma de transformação da realidade, seguindo em toda a liberdade criadora postulados da estética neo-realista.

Estava bem consciente da linhagem desta corrente no Realismo e no Naturalismo do século XIX, mas a que se juntava, por um lado, toda a problemática do século XX na sua densidade histórica com suas guerras, devastações, misérias sociais, ausência de liberdade, repressão sobre trabalhadores e camponeses, ditaduras horrendas, fome da maioria e ostentação da riqueza das minorias, enfim, morte, ou numa palavra, uma injustiça de bradar aos céus e, por outro lado, um método dinâmico para interpretar a realidade movente ao alcance da consciência e da inteligência humanas, com base no materialismo histórico e na dialéctica.

Daí também certa poesia do desespero com a esperança em contraponto e a partida para a Vida (com V maiúsculo). A sua voz é a do canto de luta, da luta onde se sofre, mas onde se volta sempre a lutar, no seu posto de luta ... poesia que se ergue da terra, se levanta nos sentidos do corpo e adquire asas com a arte. Não há ali registo panfletário a usurpar o lugar do tom nobre para que os homens entendam a luta dos outros homens, para que eles próprios lutem, nasçam de novo para nova vida e para a necessária luta. O indivíduo actual confunde-se no seu destino com o homem de todos os tempos em suas lutas:

*E abro clareiras
na floresta milenária do meu caminho.* (*ibid.*: 39)

No ritmo, na musicalidade, em rimas toantes parece-nos ouvir escandidos nas redondilhas maior e menor ecos escondidos onde se consuma a beleza do verso. Poeta do concreto por oposição a F.G. Lorca, sempre mais abstracto, conforme a lição magistral de Manuel Simões, poeta talvez do azul por oposição ainda ao Lorca do “verde que te quiero verde”, poeta da imensa abertura cósmica que é a planície alentejana, abertura que se espelha e se espalha até no espraiar do verso assente na profusão da vogal a ou ainda a vastidão do mar:

*Marasmo deste balanço de lago
[...]
Que ansiedade de mar largo (ibid.: 52–53)*

já que

*... o mar não tem fronteiras nem distâncias
É sempre o mar; (ibid.: 45)*

Ou contemplação dos longes e das distâncias e das solidões do Alentejo:

*... e parto
para os longes mais longes das distâncias mais longas
sei lá que destinos ignorados (ibid.)*

que fazem apetecer a vida toda e tornam o poeta

Livre para todos os caminhos do homem (ibid.)

Enfim, abertura humana que se reflecte numa “visão generosa da vida”, conforme salientou Jorge de Sena:

*Que venham todos os pobres da Terra
os ofendidos e humilhados
os torturados
os loucos:
meu abraço é cada vez mais largo
envolve-os a todos! (ibid.: 146)*

Segundo Manuel Simões (1979), a obra de Manuel da Fonseca é um resumo da história do povo alentejano. E é verdade. Mas conforme já referido e como Manuel da Fonseca pôs a claro, ele não é um poeta regionalista. A cidade permitia-lhe compreender melhor a vila e o campo. A capital inspirou-lhe até um dos seus mais belos poemas, uma perfeita unidade de forma-conteúdo, de que damos aqui apenas uma quadra:

*Tejo que levas as águas
Correndo de par em par
Lava a cidade de mágoas
Leva as mágoas para o mar (Fonseca⁶ 1978: 166)*

Os temas e motivos regionais atingem nele a dimensão da universalidade, sendo, pelo menos, tão universal como o Lorca andaluz. Em Manuel da Fonseca, temos o maltês, a errância em pessoa, o vagabundo que parte do Largo centro do mundo pelos caminhos do Alentejo, das estradas do mundo, das estradas do acaso, o marginal, o rejeitado, o excluído, o enjeitado, o salteador de estradas, o caminheiro, o pedinte, o mendigo, o herói e o anti-herói, um significante altamente polissémico. Lorca tematiza o “gitano” andaluz.

A sua arte obedece a um passo que é compasso certo, aparentemente espontâneo, mas como o próprio artista confessou, “ser espontâneo dá-lhe muito trabalho”. É o trabalho exigido por um querer sempre insatisfeito e que, por isso mesmo, deve atingir a expressão mais intensa, mais extrema e mais consciente.

Tornou-se logo uma poesia de grande leitura, foi copiada e penetrou cedo nas colectividades recreativas, no associativismo popular e cultural dos anos 40. Quase trinta anos mais tarde, na crise académica de 1969, os estudantes do meu tempo diziam a marcha Almadanim entre um comício e a greve. Cantada foi, de resto, esta poesia pela voz inconfundível do saudoso e malogrado Adriano Correia de Oliveira, essa “voz de menino”, como o próprio Manuel da Fonseca com certeira pontaria a designava.

A obra que até agora mais aprofundou o estudo da poesia de Manuel da Fonseca é, sem sombra de dúvida, o trabalho magnífico da autoria de Manuel Simões, intitulado *Garcia Lorca e Manuel da Fonseca: Dois Poetas em Confronto*.

Obra de outro poeta e cientista da literatura, a um tempo, que para além das análises de tipo quantitativo relativas à ocorrência dos significantes predominantes, mostra todo um rastreio de temas, motivos e influências muitíssimo bem documentado e convincente, detectando a influência popular, dos romanceiros, e a de Lorca, como os principais fermentos que levedaram *Planície, Rosa dos Ventos e Poemas Dispersos*.

Como análise muito fina e extremamente segura, detém-se no estudo do cromatismo, dos símbolos, da fauna, da flora, dos numerais, da matéria, do corpo, dos nomes topónimos e antropónimos, da metáfora, viva e morta, nos dois grandes poetas. Trabalho que quase atinge a precisão e a minúcia do relojoeiro, é, por certo, de leitura obrigatória para quem deseja estudar os *Poemas Completos*. Apoiar-nos-emos, portanto ainda e em boa parte, na segurança dos seus dados durante esta nossa deriva.

Os itens lexicais mais recorrentes em Manuel da Fonseca são num primeiro grupo: noite, olhos, vento e estrelas; seguem-se-lhes, num segundo grupo, maltês, seios, peitos, lua, navalha. Se somássemos seios e peitos numa ocorrência única, já que ambos os itens ocupam o mesmo campo semântico, ela passaria para o primeiro grupo vindo logo a seguir a vento. E assim poderíamos imaginar o cerne de toda esta poesia constituído, por um lado, pelos elementos cósmicos (vento, noite, estrelas, lua) e, por outra parte, pelos elementos humanos (o maltês com sua navalha; e a mulher simbolizada por sinédoque em seios ou peitos). Esta parte do corpo parece, de resto, guardar qualquer especial sentido para o poeta. Revela talvez um fascínio inconsciente ou atávico, ligado porventura aos primórdios da existência ou à atracção exercida pela beleza da vida e do amor. Prosseguindo, é, como afirma Manuel Simões, uma “poesia feita de desespero, de desafio dessa violência primitiva em ambiente de navalhas, de luar e de vento” (Simões 1979: 43); ou de guerreiras em feiras do Alentejo.

Poesia também de elementos telúricos que têm a ver com a vida plena, com a mãe terra, com a natureza, o sol, a lua, o vento, o mar, a chuva, o descampado, os corpos, os seios, as aves, a terra batida, a seiva, a ramagem, a folhagem, ou seja, com elementos de uma realidade que o poeta reinventa e canta a par de outros elementos de índole social e cultural, como os mendigos, os vagabundos e os malteses, o largo, as estradas do acaso, os palheiros, as feiras do Alentejo, a moça perfeita de lindos olhos, o “monte”, o rafeiro, o lavrador, o pão com azeitonas, a violência, a fraternidade ...

Só muito raramente o realismo parece escapar, ao nível da expressão metafórica, para um campo onde surgem elementos surrealistas. Darei um único exemplo: seja o verso

Mugem bezerros com rosas nos cornos (Fonseca⁶ 1978: 40)

onde talvez haja algo dessa qualidade estético-literária.

Estamos antes, e quase sempre, perante uma poesia onde há muita luta de contrários, dialéctica de contradições em contínuo movimento:

- poesia andarilha dos caminhos do Alentejo e da evocação dos montados, dos moinhos, das queimadas, do vento e do fogo, poesia da impaciência perante as desgraças humanas que tematiza os humilhados e ofendidos, os torturados, os loucos ...
- poesia do puro amor das gentes sem posses nem prendas, poesia da convivência, da fraternidade e da convivialidade alentejanas ...
- poesia da amargura dos sonhos desfeitos, poesia da ansiedade de partir e do desejo de Vida ...

- poesia de vagabundos que nada têm e andam com o sol na algibeira, poesia de malteses altivos que não aceitam esmolas e se pagam com uma história ...
- poesia de quem ocupa um posto de luta, poesia de quem tem tudo e a quem tudo falta ...
- poesia da oralidade musical, poesia que não perdoa a paz podre ...
- poesia que verbera a inutilidade da vida quando esta se reduz a um aborrecimento de burocrata ...
- poesia de gente real (que come e bebe), poesia da saudade, poesia onde há um farol para as naus perdidas no nevoeiro, poesia que nos incita a ir como irmãos, colher os frutos ou fazer qualquer coisa de louco ou heróico, poesia da luta que o tempo traz e da vida que tensa se escoa entre o passado e o futuro, ou poesia do que haja de mais surpreendente;

*Quando chega o domingo
Faço tenção de todas as coisas mais belas
Que um homem pode fazer na vida (ibid.: 93)*

No seu estudo, Manuel Simões diz (1979: 76) numa belíssima síntese que Manuel da Fonseca é “um poeta neo-realista armado ideologicamente contra o maravilhoso”. A este respeito ocorre-nos novamente a tal espontaneidade muito trabalhosa que se traduz por uma sabedoria político-filosófica, uma sabedoria moral duma claridade estonteante. Sirva de exemplo o poema D. Abastança, esposa do Comendador. O tema é a caridadezinha. E então

[...]
*Ela dá ele subtrai
Fazem como lhes convém
Ela aos pobres dá uns cobres
Ele incansável lá vai
Com o que tira a quem não tem
Fazendo mais e mais pobres*

[...]
*Todo o que milhões furtou
Sempre ao bem fazer foi dado
Pouco custa a quem roubou
Dar pouco a quem foi roubado*

*Oh engano sempre novo
De tão estranha caridade
Feita com dinheiro do povo
Ao povo desta cidade (Fonseca⁶ 1978 : 176)*

O maravilhoso social aí está desmistificado, embora a alienação continue. A caridadezinha, que vem dos cofres cheios de mais-valia roubada aos que a produziram, não é caridade, é farisaísmo, é cinismo. A verdadeira caridade vem expressa no poema “Saibam todos em Montemaior” assim:

*E o gesto franco do lançar da semente
era distribuir pão por toda a gente (ibid.: 185)*

A luta de classes perpassa ainda no plano simbólico-cultural em que o povo se diverte na rua achando imenso prazer na Tuna do Zé Jacinto que toca a marcha Almadanim (ibid.: 126):

[...]

*A gente cantava assobiava aquilo de cor
[...]
e para mim domingo não era domingo
era a marcha Almadanim!*

A burguesia (as senhoras e os senhores), contudo, não achava piada nenhuma àquela manifestação cultural do povo, e desvalorizava-a, considerando-a indecente e coisa de doidos:

*Entanto as senhoras não gostavam
faziam má cara dizendo coisas
e os senhores também não gostavam
faziam má cara para a Tuna*

O povo, no entanto, na sua imensa alegria de movimento, música, dança e cor enchia as ruas e não desistia, pois, o sentido de dignidade e a consciência de classe naquela gente era imparável, a repressão sofrida era assim de novo posta em causa e recusada pela combatividade; e a Tuna na rua

*não era música era raiva
aquela marcha Almadanim.*

No lindo poema “As Balas” fala-se-nos do contributo das estações do ano e do tempo para a felicidade do ser humano, consistindo esta em conquistar o Bem e a Paz num mundo novo. As balas, porém, só dão roubo, fome, ruína, peste, crime, morte e sangue derramado. É um poema perenemente jovem, para jovens de todas as idades, para que saibamos ou aprendamos a aborrecer a guerra, o militarismo, o espírito belicoso, o nacional-chauvinismo pacóvio ou letrado, e sejamos humanos, apenas humanos, amantes da paz. Este ideário prossegue em “Tu e eu meu amor” e aí o poeta nos ensina que:

*[...] a eternidade
é ser livre e amar (ibid.: 180)*

Manuel Simões acentuou bem o carácter didáctico e de exortação nesta poesia de acentos épicos com a visão de um mundo novo (diversamente do que acontece por oposição com Lorca, mais magnético, mais lírico, poeta do amor, da morte e do sangue) (Simões 1979: 126).

A realidade social e a atmosfera no Alentejo modificaram-se profundamente após a libertação de Abril. Como o poeta o afirmou em entrevista televisiva ao jornalista Carlos Cruz, “o homem também modifica a sociedade e de que maneira!”, para logo acrescentar: “O 25 de Abril é a coisa mais explícita do Neo-realismo”.

Persistem hoje, todavia, fenómenos negativos na região do Alentejo devido a um regresso em muitos aspectos ao tempo antigo, assim como ao não cumprimento das potencialidades dessa revolução interrompida e inacabada onde, por exemplo, foi acintosamente destruída uma Reforma Agrária de grande alcance social, económico e cultural.

Essa maldade histórica é responsável até hoje pelo défice da balança alimentar no país onde 60 a 70 por cento do que se come ou consome é importado. A leitura de *Poemas Completos* continua na ordem do dia pelo seu valor estético intemporal, reganhando nova actualidade e é literatura que se reafirma como liberdade.

Bom é que todos saibam, sem equívocos, onde o poeta sempre esteve, onde se situa com essa humildade de quem é verdadeiramente grande:

*De estar onde estou não me temo nem louvo
Que sou todos sabem um homem do povo (Fonseca⁶ 1978: 185)*

Manuel da Fonseca nunca se temeu nem louvou de ser o que era!

Bibliografia:

Fonseca, Manuel da (6¹⁹⁷⁸): *Poemas completos*, Lisboa. Com Prefácio de Mário Dionísio.

Torres, Alexandre Pinheiro, Pref., Org. e Notas (1989): *Novo Cancioneiro*, Lisboa, 58–65; 207–324.

Coelho, Jacinto do Prado (3¹⁹⁷⁸): *Dicionário de Literatura Portuguesa*, Porto. Em especial, verbetes sobre o Alentejo, Neo-realismo e Novo Cancioneiro: Tomo 1: 24, 35, 36, 199, 214; Tomo 2: 468; Tomo 3: 727, 744, 875, 935.

Lourenço, Eduardo (2¹⁹⁸³): *Sentido e Forma da Poesia Neo-realista*, Lisboa.

Rosa, Luciano Caetano da (1990): “Não me temo nem louvo”, in: *Lusorama* Nr. 12, Juni, 29–33.

Simões, Manuel (1979): *Garcia Lorca e Manuel da Fonseca: Dois Poetas em Confronto*, Milano.

Imprensa:

“Centenário do nascimento de Manuel da Fonseca, camarada de Partido e de Luta”, in: *Avante*, 20.10.2011: 13–20.

“Por todas as Estradas do Mundo”, in: *Alentejo Popular*, 20.10.2011: 1, 7, 11.

Internet:

Acesso a vários sites sobre Manuel da Fonseca (13.01.2012):

- [http://www.infopedia.pt/\\$manuel-da-fonseca](http://www.infopedia.pt/$manuel-da-fonseca)
- <http://www.inforarte.com/cantando2/Manuel%20da%20Fonseca%20.html>
- http://www.truca.pt/ouro/biografias1/manuel_fonseca.html
- http://de.wikipedia.org/wiki/Manuel_da_Fonseca
- <http://www.citador.pt/poemas/a/manuel-lopes-fonseca>



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Il Francoprovenzale di Faeto

*Giuseppe Cocco, Faeto (FG). A colloquio con Fabio Tosques.
Faeto, 12 Agosto 2011.*

Oggi si svolge la prima edizione dell'Università Francoprovenzale d'Estate (UFE) a Faeto. Con questa manifestazione quali sono i fini che vi siete proposti?

L'Università Francoprovenzale d'Estate (UFE) è un progetto, al quale io, appena eletto sindaco, nel marzo 2010, ho dato grande impulso, avendolo già inserito nel mio programma amministrativo. Mi sono applicato in prima persona per molti mesi per la sua realizzazione, avendo posto la "cultura" al primo posto nella mia agenda. Che cosa significa portare l'Università Francoprovenzale a Faeto? Significa che da oggi cambia radicalmente il modo di preservare e valorizzare una lingua minoritaria, nel nostro caso la lingua francoprovenzale di Faeto. Ossia: da oggi la lingua francoprovenzale avrà un peso di maggior prestigio, sia tra la popolazione sia a livello istituzionale. L'amministrazione comunale e io stesso in prima persona, in qualità di Sindaco, ci crediamo fortemente nella riuscita di questo progetto, teso in prospettiva decennale. Un altro obiettivo strategico è quello di contribuire a far sì che tutti i Faetani si rendano consci di questo loro immenso ed unico patrimonio, perché sono proprio loro i soli che parlano ancora la lingua francoprovenzale. È dunque compito loro attivarsi per conservare le proprie radici e alimentarle esprimendosi nella lingua madre, che tutti quanti abbiamo appreso dalle nostre madri, dai nostri nonni, dai nostri genitori. Naturalmente ciò sarà solo possibile con grande impegno e con volontà ferrea specialmente da parte degli amministratori, che dovranno elaborare e produrre atti idonei, in perfetto accordo con il Parlamento nazionale e con il Consiglio regionale della Puglia. Mi preme qui rammentare che l'Italia solamente nel 1999 è riuscita ad emanare la legge n. 482, con lo scopo di valorizzare e tutelare le minoranze linguistiche cosiddette "storiche", mentre la regione Puglia continua a rimanere al palo. Approfitterò della prima edizione dell'Università Francoprovenzale estiva, per lanciare un messaggio forte ai legislatori, col fine di sensibilizzarli maggiormente a questa tematica, decisiva per le nostre popolazioni.

Avete l'intenzione di ripetere questa manifestazione ogni dieci anni. Perché proprio ogni dieci anni?

Non è così. Il progetto avrà cadenza annuale, nel senso che ogni anno sarà riproposto, riaggiornato e ricalibrato secondo le esigenze che via via dovessero emergere. Avrà,

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Giuseppe Cocco, Dott., Sindaco del comune di Faeto (FG). Direttore dell'Ufficio Contenzioso ed Autorizzazioni di Polizia della Questura di Foggia. Giurista, poeta e scrittore, scrive correntemente anche in latino. Ricercatore attento ed appassionato della minoranza linguistica francoprovenzale di Faeto. Negli anni settanta, Giuseppe Cocco è stato tra gli informanti principali per il dottorato di ricerca ("Das Frankoprovenzalische in Südalien") di Dieter Kattenbusch.



però, una prospettiva decennale, essendo legato alla mia posizione istituzionale di Sindaco, che come è noto, in Italia può rimanere in carica per un periodo massimo di dieci anni. Voglio far presente che, in generale, qui in Italia, i fondi per i progetti culturali sono molto scarsi, per cui diventa davvero difficile portare avanti obiettivi ambiziosi come l'UFE. In ogni caso, un buon amministratore si deve battere per far sì che attraverso la tutela della lingua madre, si possa sviluppare anche un'occasione di crescita occupazionale, a vantaggio soprattutto dei giovani che hanno scelto di vivere a Faeto.

La regione non vi aiuta con contributi mirati?

Come dicevo, la Puglia è l'unica regione d'Italia a non aver ancora legiferato in materia di tutela delle lingue minoritarie, per cui in assenza di qualsivoglia normativa è impossibile procedere alla erogazione di finanziamenti o contributi in merito. Nei mesi scorsi, tuttavia ho portato il problema delle minoranze linguistiche all'attenzione dell'Assessore delegato, ricevendo ampie assicurazioni d'interessamento. Speriamo bene!

Quali lingue minoritarie esistono in Puglia?

Il francoprovenzale, a Faeto e Celle, l'arbëresh, a Chieuti e a Casalvecchio, e il griko, in molti paesi del Salento.

A Faeto, i giovani crescono normalmente con tre idiomi: la lingua francoprovenzale, un dialetto pugliese e la lingua standard, cioè l'italiano. Quale dialetto pugliese influisce la parlata dei Faetani?

A Faeto, in realtà, ultimamente convivono quattro lingue: nelle famiglie con genitori faetani si parla quasi sempre il francoprovenzale; in alcune famiglie si parla un dialetto apulo-sannitico che è comune nei paesi limitrofi; si parla poi il dialetto foggiano e, naturalmente, l'italiano come lingua nazionale. Nelle scuole di Faeto, poi, gli alunni apprendono anche le lingue straniere: l'inglese e il francese. Quindi, i bambini che vivono a Faeto oggi, in realtà hanno la possibilità di parlare, sia pure a livello rudimentale, almeno quattro lingue. Il mio impegno in qualità di Sindaco è e sarà quello di far sì che il francoprovenzale resti la lingua di comunicazione ordinaria o quantomeno prevalente.

Quante persone parlano ancora attivamente il francoprovenzale a Celle San Vito e Faeto?

Se consideriamo che a Faeto e Celle San Vito in totale vivono meno di mille persone, stimo in circa 400 quelle che parlano correntemente la lingua francoprovenzale.

Tra Celle e Faeto?

Sì, tra Celle e Faeto.

In quale occasione usate normalmente la lingua francoprovenzale?

Il francoprovenzale io lo uso sempre e senza eccezioni, parlando con i miei compaesani. Più specificamente, parlo il francoprovenzale con le mie sorelle, con i miei fratelli, con i miei nipoti che hanno sette e dieci anni, con i miei zii e con i miei cugini.

Fig. 2. Veduta di Faeto



Significa che sia in municipio, sia in piazza si parla e si sente ancora il francoprovenzale?

Sì, sì. Sono orgoglioso di essere un faetano “doc”: i miei antenati, al seguito di Carlo I d’Angiò, vennero in Puglia e dettero origine all’attuale abitato di Faeto. Tutti i dipendenti, in municipio, parlano il francoprovenzale. Con loro mi esprimo sempre in francoprovenzale. Nelle piazze e nelle strade si sente costantemente il francoprovenzale: è sicuramente una lingua “viva”. Si sente anche qualcuno che si esprime in italiano.

In lingua nazionale, non in un dialetto pugliese?

Fig. 3: Faeto



Sull’origine del francoprovenzale a Celle a Faeto esistono due ipotesi. La prima parla di soldati angioini, raggiunti poi dalle loro famiglie, dopo la battaglia del 27 agosto 1269 si siano sistemati a Faeto, e la seconda sostiene, che i primi a parlare il francoprovenzale a Faeto e Celle siano stati i valdesi venuti verso il 1400. Quale delle due ipotesi secondo Lei è la più probabile, la più sostenibile?

La tesi più sostenibile oggi, stando alle ricerche che anche io, come studioso, ho condotto ultimamente, rimane sempre quella che fa discendere la nostra origine a quel nucleo di soldati angioini impegnati nella guerra contro i saraceni a Lucera alla fine del 1269.

Non esiste nessun documento storico che sostiene l’ipotesi dei valdesi?

Sì, intorno al 1400 molte famiglie valdesi, perseguitate dal Sant’Uffizio, trovarono rifugio a Faeto. Sostenere, però, che l’origine del francoprovenzale di Faeto sia dovuta alla presenza dei valdesi è senz’altro errato, dal momento che questa ipotesi, pur se suggestiva, non è corroborata da idonea documentazione.

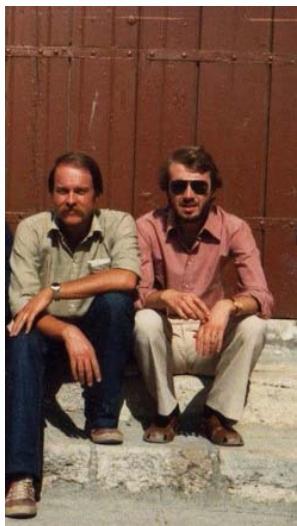
Il professor Kattenbusch è stato a Faeto negli anni settanta per studiare il francoprovenzale a Faeto e a Celle San Vito. Come risultato di questa ricerca lui ha pubblicato la sua tesi di dottorato con il titolo “Das Frankoprovenzalische in Süditalien”. Ormai sono passati più di trent’anni. Uno studioso contemporaneo, potrebbe rifare una ricerca simile o troverebbe qualche difficoltà?

Quando venne Kattenbusch io avevo appena 14 anni e frequentavo il primo anno del liceo classico a Lucera; subito nacque tra noi una grande amicizia, rimasta inalterata nel tempo.

Lui venne a Faeto in un periodo poco felice. Era solo e cercava alloggio. Fu accolto con molta gioia dalla mia famiglia e da altre famiglie del paese. Era un signore al quale si potevano confidare tutti i segreti della nostra lingua. Dopo il soggiorno del ’74 e ’75 è tornato più volte fino alla fine degli anni settanta, per terminare la sua tesi “Das Frankoprovenzalische in Süditalien” pubblicato nel 1982 a Tübingen. In questo lavoro ho dato un notevole contributo sia a livello sintattico, morfologico, fonetico e grammaticale, sia a livello di “spontan text”, come diceva lui. Ricordo che passava intere giornate a registrare e a prendere appunti.

Oggi qual è la situazione?

Fig. 5: D. Kattenbusch e G. Cocco a Faeto nel 1980



Se tornasse oggi uno studioso tedesco secondo me non troverebbe tante difficoltà come allora. Perché, nonostante le profonde trasformazioni verificatesi in questi ultimi decenni, il francoprovenzale non ha subito sensibili modifiche. Certo, si stanno intensificando alcune "minacce" di cui tener conto, come i matrimoni misti, la denatalità, il depauperamento demografico del paese, che alla lunga potrebbero ridurre il francoprovenzale ad un fatto "di nicchia", scollegato dal contesto storico sociale.

Ciò vuol dire che ci troviamo in una fase di transizione?

Penso di sì. Di qui la necessità di interventi mirati, come l'Università Francoprovenzale d'Estate, una incisiva legislazione regionale e nazionale, la riproposizione dello sportello linguistico provinciale, l'incentivazione di pubblicazioni riguardanti il francoprovenzale .

Solo così si riuscirà ad arginare il danno che può venire invece da uso distorto oppure da un "non uso" della lingua francoprovenzale. Questo è l'obiettivo che io mi sono posto come attività amministrativa e come attività di sindaco. E penso di riuscire, perché abbiamo tutte le caratteristiche e i presupposti per fare in maniera tale che la lingua non muoia e rimanga sempre un elemento vitale.

Lei ha detto che il professor Kattenbusch è stato più volte a Faeto. In tutto, quanto tempo ha trascorso a Faeto per le ricerche per il suo studio?

Eh, è stato qua sette o otto anni sicuramente. Dal mio primo anno di liceo, anno scolastico '73/'74, fino agli inizi degli anni ottanta.

Sette, otto anni? Di continuazione?

No, no. È venuto a intervalli. È venuto per un anno. Poi non è venuto per due anni, poi è tornato un altro anno anche in periodi diversi. Come in un periodo invernale, quando c'era tantissima neve. Trascorrevamo le serate in compagnia e organizzavamo con altri giovani del paese delle belle festicciola, incontri felici e gioiosi. Lui era molto bravo, era molto disponibile, molto scherzoso, raccontava barzellette, indovinelli; mi ricordo che parecchie sere — avevo 14 anni — andammo da un vecchietto del paese che si chiamava Domenico Ianelli, uno di quei cittadini che conosceva meglio degli altri le parole in disuso, termini che già negli anni settanta non si usavano più. Questo signore invece li conservava, scriveva anche dei versi, sia pure in maniera semplice, perché non aveva studiato, era un falegname. E mi ricordo che Dieter ci teneva particolarmente a questi incontri con il signor Domenico Ianelli. E voleva che ogni volta che andava da questo signor Domenico andassi pure io. E qui, tra una parola e l'altra, rigorosamente in faetano, si finiva sempre con un buon bicchiere di vino e con tante domande che mi poneva: cosa fai e cosa non fai, quando ti sposi, quando non ti sposi. Insomma, più che amici ci sentivamo quasi fratelli.

È stato duro a Faeto l'inverno quell'anno?

Fig. 6: Centro storico di Faeto



Durissimo, è stato durissimo. Proprio quell'anno, e precisamente alla fine del 1979, ci fu una nevicata storica, che bloccò tutto il paese, isolandolo per quindici giorni. Ricordo anche che il paese rimase senza energia elettrica per molti giorni, e Dieter fu costretto a utilizzare un piccolo registratore alimentato a batterie.

Durante queste registrazioni traspariva palesa una grande passione, un grande entusiasmo per tutto ciò che riguardasse il francoprovenzale. Anche per questo motivo ho dato anima e cuore per aiutarlo.

E da allora non ha più visto Dieter?

Sì, da allora non ho più visto Dieter. Mi sono sentito con lui alla fine del 1998, prima che fosse pubblicato il mio volume *Le uaje de ciannu* (*Le voci di casa*), il primo testo in assoluto concepito e scritto in francoprovenzale, nel quale ho utilizzato per la prima volta un codice linguistico, con regole certe e precise. Letti in anteprima i miei testi, Dieter mi onorò di una sua bella e appassionata prefazione, nella quale ha voluto ricordare quegli anni in cui veniva a Faeto, i nostri lunghi incontri, gli incontri con i miei genitori e con altri amici del paese, con i quali condividemmo lunghe notti invernali.

Alla fine avete parlato in francoprovenzale o in italiano come all'inizio?

Fig. 7: Strada decorata a Faeto



All'inizio si colloquiava in italiano, ma col passar del tempo Dieter riuscì a impadronirsi del nostro idioma in modo da comprendere e parlare il francoprovenzale correntemente. Molti dialoghi tra me e lui, tra mio padre e lui, tra mia madre e lui, si tenevano in francoprovenzale. Soprattutto nei suoi ultimi soggiorni a Faeto abbiamo dialogato a lungo esclusivamente in lingua francoprovenzale.

Quindi anche uno straniero può essere in grado di imparare la lingua francoprovenzale di Faeto?

In linea di massima sì, però ci vuole inclinazione, tempo e passione. Dieter aveva queste doti, e grazie a esse riuscì ad appropriarsi della nostra lingua e a parlarla in maniera sistematica.

Da quanto tempo esistono gli sportelli linguistici e di che cosa si occupano?

Lo sportello linguistico è nato nel 2004 per iniziativa della provincia di Foggia, con fondi previsti dalla legge 482 del 1999. È stato attivo per cinque anni, e ha prodotto una grammatica, un vocabolario, un glossario e alcuni testi, con la lingua codificata. Nel 2010 ha esaurito la sua funzione, perché sono venuti meno i finanziamenti pubblici. Oggi mi sto adoperando per reperire le risorse giuste per poterlo riattivare al più presto.

Avete contatti con la Francia, col Piemonte, con la Valle d'Aosta, cioè con altri territori dove si parla ancora il francoprovenzale?

Oggi potete constatare che a questa prima edizione dell'Università Francoprovenzale d'Estate sono giunte a Faeto un centinaio di persone dalla Francia, dal Piemonte, dalla Valle d'Aosta, da Teramo. Da anni curiamo il gemellaggio con la Valle d'Aosta, fondamentale perché coinvolge le scuole di Faeto, che partecipano con vari progetti e iniziative al concorso Abbé Cerlogne. Sicuramente mi adopererò per instaurare rapporti sistematici con la Francia.

Con una Francia che da secoli ha oppresso tutte le lingue minoritarie sul suo territorio?

In Francia queste tendenze oppressive ultimamente stanno cambiando. Tant'è che costatiamo grande considerazione per il nostro francoprovenzale. Tenga conto, poi, che a

Faeto ci sentiamo quasi più francesi che italiani. (ride)

Secondo Lei, quanti pugliesi sanno che esiste un'isola linguistica francoprovenzale in Puglia?

Da 60 a 70 per cento dei Pugliesi sa che esiste una colonia francoprovenzale, anche perché Faeto è nota per essere il paese più alto di Puglia con i suoi 866 metri sul livello del mare ed è meta di un turismo estivo. Cittadini dalla provincia di Foggia e dalla provincia di Bari da sempre vengono a villeggiare a Faeto. Ecco perché la platea di quelli che sono a conoscenza di questa particolare enclave nel sud Appennino Dauno va sempre più aumentando.

Perché in Italia lo sanno pochi?

Fuori dai confini regionali, in effetti, la conoscenza è limitata. Sanno della nostra minoranza linguistica quasi esclusivamente gli studiosi del settore. Lo sforzo nostro è quello di far sì che una platea più grande sappia di questa realtà. Ma la cosa più importante oggi è che a Faeto, come ho già detto in altre occasioni, gli abitanti prendano coscienza che la cura e la pratica della lingua significa essere fieri della propria identità e della propria storia. L'intero paese si deve attivare per non far cadere oblio la sua cultura d'origine e le tradizioni, indissolubilmente legate al francoprovenzale. Perché là dove dovesse morire la lingua francoprovenzale, inevitabilmente morirebbe anche il paese.

Quindi per un futuro prospero del vostro paese che cosa vi siete proposto?

Poiché ho sempre il futuro davanti, spero con questa iniziativa di persuasione di fermare l'emorragia della "nostra parlata". Sto facendo un'opera di persuasione nelle singole famiglie e presso le istituzioni scolastiche, giacché considero la scuola una delle poche agenzie educative, certamente decisiva per il mantenimento e l'uso del francoprovenzale. L'obiettivo è che la lingua si continui a parlare, in caso contrario, al massimo tra vent'anni, saremo costretti a chiudere completamente il paese.

Se io tornassi fra cinquanta anni, sentirei parlare ancora il francoprovenzale a Faeto?

Dipende; se non ci sarà un'implosione demografica, allora credo di sì. L'auspicio è che tutte le iniziative, quelle già fatte e quelle in cantiere, portino alla sopravvivenza del francoprovenzale.

C'è speranza?

Sì, se non fossi così convinto, non m'impegnerei con tutta questa energia ed entusiasmo. Tutto il mio lavoro è avvolto da un filo di speranza, che m'incita a fare il massimo per salvare la lingua madre, cioè il francoprovenzale di Faeto.

Caro sindaco, La ringrazio per il colloquio.

Grazie a lei.

Fig. 8: Municipio di Faeto



Una cartolina dalla Val Maira

Gerhard Ernst, Neutraubing/Regensburg

A un romanista può capitare di trovarsi casualmente e non come ricercatore in una zona che presenta un interesse particolare dal punto di vista linguistico. E allora, anche quando non si è specialisti della situazione linguistica di quella zona, il romanista in noi si fa sentire, vorrebbe subito andare in cerca d'informazioni e approfittare dell'occasione per parlare con la gente del luogo ed eventualmente fare una piccola inchiesta.¹ Ma attenzione: Ci sono gli specialisti della materia che da anni si sono dedicati allo studio della zona, e che hanno documentato con dovizia di materiali sia la relativa varietà linguistica nelle sue strutture grammaticali e lessicali sia la situazione (socio-)linguistica. Per un lavoro tale la presenza casuale di pochi giorni non può essere sufficiente per una ricerca approfondita²: ci si comporterebbe come dilettanti e rischierebbe di commettere errori grossolani.

Mi sono trovato recentemente (luglio 2011) nella situazione descritta, quando ero con un gruppo di amici in Val Maira (com. Stroppo, borgata Morinesio (cf. Fig. 1), a circa 1500 m d'altitudine) per fare musica da camera e preparare due concerti nelle chiese del comune, Santa Maria di Morinesio e San Peyre. Non starò qui a fare gli elogi (meritati) della bellezza naturale di questa valle, di un turismo ponderato, che risparmia alla valle le conseguenze negative del turismo di massa, della gentilezza della gente e dell'alta qualità della gastronomia. Parliamo piuttosto degli aspetti linguistici.

Fig. 1:
Morinesio/Mourines
(CN)



Val Maira, insieme alle altre valli occitane della provincia di Cuneo, costituisce l'estrema parte orientale dell'Occitania. Essa non è rimasta sconosciuta ai linguisti: Grassi (1958) consacrò alla Val Maira le pagine 93–108 del suo studio classico sulle parlate provenzali e francoprovenzali delle valli cisalpine; i relativi rilievi furono fatti nel 1954 nei comuni di Elva, Stroppo, Celle di Macra, San Damiano Macra (capoluogo e frazione di Paglieres). Per la sua ricerca Grassi poteva inoltre basarsi su Biondelli (1853) (*Parabola del Figliuol Prodigio*, raccolta in una frazione di Acceglio ed a Elva) e sull' inchiesta dell'ALI (del

1936), in cui la Val Maira è rappresentata dal punto 72 (Villaro, frazione di Acceglio). L'AIS non ha nessun punto in Val Maira³; lo stesso vale per VIVALDI⁴. L'ALEPO invece contiene i punti 620 Cartignano nella parte inferiore e 610 Canosio nella parte superiore (o meglio: in una valle laterale) della valle.

Tra gli studi più recenti sulle valli occitane bisogna rilevare le ricerche di carattere prevalentemente sociolinguistico di Allasino et al. (2007) in cui si cita tra l'altro una tesi

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Gerhard Ernst,
Prof. em. Dr., geb.
1937. Studium der
Romanistik und
der Klassischen
Philologie in
Erlangen und Rom.
1966–74 Assistent
am Seminar für Romanische Philologie
an der Universität Erlangen-Nürnberg,
ab 1976 bis zur Emeritierung 2002
Professor für romanische
Sprachwissenschaft an der Universität
Regensburg.
Herr Kattenbusch war an meinem
Lehrstuhl (am Institut für Romanistik
der Universität Regensburg) vom
1.11.1980 bis 31.12.1988
Wissenschaftlicher Assistent (bzw. in
anderer Terminologie „Akademischer
Rat auf Zeit“).

di laurea su Cartignano (p. 2, n. 7) che non ho potuto consultare. L'inchiesta fu realizzata negli anni 2005/2006; punti d'inchiesta che riguardano Val Maira sono Acceglie, Canosio, Roccabruna e – con certe riserve (v. sotto) – Dronero e Villar San Costanzo.

Dal punto di vista amministrativo la Val Maira fa parte della provincia di Cuneo e costituisce con la vicina Val Grana⁵ la Comunità Montana Valli Grana e Maira. Val Maira stessa è costituita da 14 comuni con 22.006 abitanti. Tolti i 18.914 abitanti dei grandi comuni situati all'ingresso della valle e in pianura (Dronero, Villar San Costanzo e Busca) rimangono ancora 3.092 abitanti per la valle vera e propria.⁶ Per poter dare risposte soddisfacenti alle domande del tipo 'quanti di loro hanno l'occitano come prima lingua o madrelingua, quanti hanno appreso l'occitano più tardi, quanti hanno conoscenze passive' ecc. il mio soggiorno è stato troppo breve. Allasino et al. 2007 risponde a queste domande solo per alcuni comuni scelti (di cui nessuna è situata in Val Maira) e per l'area occitanica' nel suo insieme.⁷

Da osservatore casuale durante i dieci giorni (pieni di altre attività) fui però colpito da tre fenomeni relativamente recenti, che meritano di essere portati alla conoscenza di un pubblico di romanisti.

Chi percorre in macchina la Strada provinciale 422 del fondovalle o chi fa una passeggiata lungo uno dei percorsi alpini, scopre all'entrata dei comuni e delle borgate cartelloni come quello che si vede in Fig. 2:⁸

Non si tratta di un semplice cartellone bilingue, perché troviamo oltre al nome ufficiale italiano *Obacco* e quello occitano *L'Ubac* altre informazioni: l'indicazione dell'altitudine s.l.m., l'etimologia del toponimo, curiosità d'interesse naturale, architettonico, artistico, turistico, il responsabile (la Comunità Montana) e la base del finanziamento (la legge 482 del 1999). Il toponimo è dato di solito nella "grafia classica", che è quella alibertina del 1935, come viene spiegato in nota. Questa scelta non va da sé: essa costituisce una opzione per una – relativa – unitarietà dell'occitano, almeno nella grafia, di fronte alla grafia provenzale di tipo mistraliano, che dal punto di vista geografico e del tipo di dialetto sarebbe stata più vicina. Grafie di quest'ultimo tipo sembrano però avere una certa tradizione per alcune borgate; in questi casi vengono date le due grafie: quella "classica", 'panoccitana' e quella "locale", sia di carattere del tutto particolare ("personale") sia nella varietà propugnata dalla *Escolo dòu Po* (cf. Fig. 3).

Differenze grafiche di questo tipo esistono nei casi seguenti: *Lou Serre* (grafia locale)/*Lo Serre* (grafia classica) e casi simili con l'articolo, *Lou Preit/Lo Praet*.

Il nome ufficiale italiano corrisponde di solito a quello occitano nel senso (e spesso etimologicamente): *Colombero/Colombièr*, *Corte/La Cort* ecc.

Una trasposizione solo fonetica dell'origine di *Obacco/L'Ubac* (cf. Fig. 2): una trasposizione che tiene conto del senso (anche etimologicamente) sarebbe *Opaco*. Anche per *Garzino Inferiore/Lou (Lo) Guercin Sotan* (cf. Fig. 4) troviamo nella prima parte una trasposizione solo fonetica, nella seconda la traduzione italiana del termine occitano.

Fig. 3: *Paiàs/Palhás* (CN)

Fig. 2: *Obacco/L'Ubac*
(CN)



Per il toponimo occitano *Soleilha Buou* (cf. Fig. 5) il commento etimologico accenna dubitativamente ("potrebbe richiamare ...") a toponimi provenzali del tipo *Beau Soleil*, *beu solelh*. Ma per la creazione del toponimo italiano



Solegglio Bue si è pensato ovviamente a una etimologia diversa. E il Dizionario Italiano-occitano/occitano-italiano, pubblicato dalla stessa Associazione *Espaci Occitan* (Lamuëla/Pellerino 2008) sembra dar ragione a quest'ultima interpretazione: occ. *buou*/it. *bue*, ma it. *bello*/okz. *bel*. *Solelha Buou* sarebbe allora il “posto dove i buoi stanno al sole”.⁹ Il controllo sui dati geografici conferma questa interpretazione: “La Borgata *Solegglio Bue* è ai piedi di un pascolo esposto a sud, quindi molto soleggiato e dove ancora oggi i margari portano le vacche ad alpeggiare” (informazione R. Colombero).

Eccezionalmente una borgata ha due nomi completamente diversi in italiano e in occitano; così nel caso di *Gauteri/La Ruaa Gròssa*.

Quanto ai nomi delle strade un'iniziativa interessante – e forse unica in Italia – fu realizzata nel comune di Roccabruna: un completo ribattezzamento – bilingue – della rete stradale, nell'intenzione di promuovere la conoscenza della cultura e delle tradizioni occitane. Così furono costituiti quartieri odonomastici a temi: regioni d'Occitania (p. es. *Strada Linguadoca – Chamin Lengadòc*), trovatori (p. es. *Piazzale dei Trovatori – Plan di Trobadors*; *Strada Beatrice di Die – Chamin Beatriz de Dia*), storia dell'Occitania (p. es. *Strada dei Catari – Chamin di Càtars*), personaggi dell'arte e della scienza (p. es. *Strada Hans Clemer – Chamin Magistre d'Elva*), poeti, musica, musicisti (p. es. *Stradina Renato Nelli – Quintana Renat Nelli*; *Stradina “Se Canta” – Quintana “Se Chanta”*).

Sulla conoscenza e sulla pratica attiva della lingua occitana in Val Maira non oserei dare un giudizio: è difficile sentir parlare occitano nelle strade e per quanto riguarda le opinioni circa la lingua e l'antagonismo delle lingue, un visitatore in pochi giorni è soggetto alle proprie esperienze che saranno in gran parte casuali come la sua presenza sul luogo. Per questi aspetti rimando ancora una volta ad Allasino et al. 2007, che ci informa che il 40 per cento dei parlanti dell'area occitana nell'intero Piemonte occidentale dichiara di avere l'occitano come madrelingua o come una delle due madrelingue (v. nota 8). Questa cifra, però, significa anche che il 60 per cento ha una madrelingua diversa (piem. 40,2 per cento, ital. 15,3 per cento). Grazie all'insegnamento scolastico dell'italiano (e in italiano) non esistono però problemi di comunicazione e non ci sono restrizioni nell'uso. Cito ancora Roberto Colombero, che mi dice: “Qui da noi l'italiano non è mai stato considerato come una lingua imposta.”

In un certo qual modo esiste però anche il desiderio di imparare la lingua tradizionale del posto. L'occitano non costituisce in nessun modo una materia obbligatoria a scuola. Tanto più sono importanti certe attività intraprese da organizzazioni culturali, dai comuni, dalle comunità montane. In questo ambito hanno un ruolo considerevole le iniziative dell'*Espaci Occitan* (con la sede a Dronero), Associazione di Enti pubblici, che si propone la promozione linguistica, culturale e turistica delle valli occitane attraverso il suo Istituto di Studi occitani (con relativa biblioteca), il museo *Sòn de lenga*, lo Sportello Linguistico e la Bottega Occitana.¹⁰ I suoi corsi di cultura e lingua occitana, iniziati dal 1998/99 come corsi in presenza, dal 2004 come corsi virtuali (svolti, cioè, in modalità online) si svolgono su tre livelli consecutivi (+ un corso junior per ragazzi sotto i 14 anni). Essi sono seguiti – mi spiega Rosella Pellerino, direttrice dei corsi e autrice del materiale didattico – non tanto per assolute necessità di comunicazione, ma per motivi legati alla tradizione e alla

Fig. 4: Garzino Inferiore/Lou (Lo) Guercin Sotan (CN)



Garzino Inferiore



COMUNE DI CANOSIO

cultura della zona: Un primo gruppo degli studenti consiste di locutori attivi che però non sanno scrivere in occitano; un secondo gruppo è costituito da persone con una conoscenza passiva dell'occitano, che però per vari motivi – come p. es. un espatrio temporario – hanno perduto il contatto con le valli occitane e desiderano riallacciarsi alle proprie radici. Un terzo gruppo, infine, comincia *ex ovo*, seguendo i corsi per interesse culturale, un interesse culturale destato in questi ultimi anni tra l'altro da vari gruppi musicali che cantano in occitano.¹¹

*Fig. 5: Soleglio
Bue/Solelha Buou (CN)*



Resta il problema della varietà da insegnare: Le differenze linguistiche possono essere considerevoli da una località all'altra. E ciò non vale solo per località separate dalla montagna, ma anche per comuni che si susseguono lungo la strada principale di una valle: Rosella Pellerino mi fa l'esempio di Prazzo e Stroppi, situate lungo la SP 422 a una distanza di pochi chilometri. In questa situazione la soluzione data sulla pagina web di *Espaci Occitan* mi sembra ragionevole: "L'occitano alpino impiegato dai materiali dei corsi sarà quello meridionale (valli del cuneese) ma ciascuno potrà partecipare con la propria varietà" – una posizione piuttosto 'liberale' e lontana da una normalizzazione forzata.¹²

Cartelloni toponomastici che danno il nome di una località non solo in due lingue ma anche in diverse grafie, creazione di una odonomastica completamente nuova in

due lingue, legata alla tradizione culturale occitana, corsi di lingua (e cultura) che lasciano spazio a diverse varietà diatopiche – c'è qualcosa di comune tra questi fenomeni, una tendenza generale nell'atteggiamento dei parlanti di fronte a problemi del contatto linguistico? Sarà un'impressione soggettiva, ma ho notato presso le persone con cui ho parlato l'assoluta mancanza dello spirito di antagonismo (per una lingua a scapito di un'altra, per una norma imposta di fronte al gran numero di varietà locali) e nello stesso tempo la cura delle tradizioni e dei valori culturali (legati soprattutto ma non esclusivamente alla lingua), la premura di conservare ed eventualmente di far ritrovare alla gente delle valli la propria identità di gruppo insieme alla coscienza di appartenere a un insieme linguistico e culturale più grande, l'Occitania.

Note

¹ Per questa situazione particolare cf. Kattenbusch 1987, 321.

² Per la necessaria familiarità con la gente del luogo cf. p. es. Eschmann 1979, 45.

³ Punti dell'AIS situati nella zona occitofona si trovano nella Valle del Po, nell'Alta Valle di Susa e in Val Stura.

⁴ C'è però Pontebernardo (identico con il punto 170 dell'AIS) nella vicina Alta Valle di Stura.

⁵ L'unione delle due valli in un'unica Comunità Montana data del 2010.

⁶ Per questi dati v. Statistiche demografiche ISTAT del 31 dicembre 2010.

⁷ Allasino et al. 2007, 42, tab. 2.10 e 2.22: Su un campione di 288 parlanti nell'area occitana: lingua materna patois 30,6 per cento, piemontese + x 2,7 per cento, italiano + x 5,0 per cento, francese + x 1,4 per cento. In queste tabelle x significa 'lingua locale', cioè una varietà di occitano.

⁸ Ringrazio Roberto Colombero sindaco di Canosio e presidente della CM Valli Grana e Maira che mi ha messo a disposizione 16 cartelloni di questo tipo, tutti del comune di Canosio. Secondo lui tali cartelloni esistono per ca. 90–95 per cento delle borgate della Comunità montana.

⁹ Cf. Astor 2002, 683, che menziona SOLEIL-BŒUF et *Solelha-biòu* comme “lieux-dits de Barcelonnette (Alpes-de-Haute-Provence) et de Briançon (Hautes Alpes)”.

¹⁰ Cf. <http://www.espaci-occitan.org>.

¹¹ Cf. per la Francia il fascicolo tematico di *Lengas* 67 (2010).

¹² Per l'alternativa 'normalizzazione unitaria' vs.'considerazione della pluralità di varietà diatopiche' cf. la *Introducción* di Xavier Lamuela a Comission internacionala ... (2008): "avem organizat la gramàtica e lo diccionari, presentats coma una caracterizacion de la varietat propausaa en laissant de plaça, sus ben de ponchs, a de solucions alternativas" (2). Per la grafia, invece, vale il principio dell'unitarietà: "en emplegant sempre la mesma grafia, assegurem una soleta forma gràfica per lhi divèrsi dialèctes e per lhi tèxtes de totes las èpocas. L'ortografia comuna es la manifestacion visible e pràctica de l'unitat e de l'autonomia d'una lenga" (3). Non è qui il luogo per discutere in che misura questi principi sono realizzati nel lavoro stesso.

Bibliografia

AIS = Jaberg, Karl/Jud, Jakob (1928–1940): *Sprach-und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, 8 Bde., Zofingen.

ALEPO = Tullio Telmon/Sabina Canobbio (a c. di) (1985): *Atlante linguistico ed etnografico del Piemonte occidentale. Materiali e saggi 1984*, Torino.

ALI = Matteo Bartoli et al. (1973): *Atlante linguistico italiano. Indice delle inchieste*, Torino.

Allasino, Enrico/Ferrier, Consuelo/Scamuzzi, Sergio/Telmon, Tullio (2007): *Le lingue del Piemonte* (Quaderni di Ricerca 113), Torino.

Astor, Jacques (2002): *Dictionnaire des noms de familles et noms de lieux du Midi de la France*, Millau.

Biondelli, Bernardino (1853): *Saggio sui dialetti gallo-italici*, Milano (rist. Bologna 1970).

Comission internacionala per la normalizacion lingüística de l'occitan alpin (2008): *Nòrmas ortogràficas, chausias morfològicas e vocabulari de l'occitan alpin oriental*, Coni/Cuneo.

Eschmann, Jürgen (1979): Zur Lage des Provenzalischen. Eine Untersuchung im Département Vaucluse, in: Gerhard Ernst/Arnulf Stefenelli (ed.), *Sprache und Mensch in der Romania. Heinrich Kuen zum 80. Geburtstag*, Wiesbaden, 44–60.

Grassi, Corrado (1958): *Correnti e contrasti di lingua e cultura nelle Valli cisalpine di parlata provenzale e franco-provenzale. Parte I. Le Valli del Cuneese e del Saluzzese*, Torino.

Kattenbusch, Dieter (1987) : Une micro-enquête sociolinguistique en Languedoc: Le cas de Saint-Guilhem-le-Désert (Hérault), in: Peter T. Ricketts (ed.), *Actes du premier congrès international de l'Association internationale d'Études Occitanes*, London, 321–330.

Lamuela, Xavier/Pellerino, Rosella (2008): *Dizionario italiano–occitano, occitano–*

italiano, Cuneo.

Lengas 67 (2010): *Chanson occitane et chansons en occitan dans la seconde moitié du vingtième siècle*.

VIVALDI = *Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia – Akustischer Sprachatlas Italiens nach Regionen* 1: *Sicilia*, 2: *Sardegna*, 3: *Liguria*, 4: *Valle d'Aosta*, 5: *Umbria*, 6: *Trentino-Südtirol*, 7: *Molise*, 8: *Piemonte*, [9: *Toscana*], [10: *Puglia*]. Berlin : Humboldt-Universität (<http://www2.hu-berlin.de/vivaldi>).



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Plurilinguisme programmé/volontaire/voulu

[Startseite](#)
[Inhalt](#)
[Autorinnen/Autoren](#)
[Rubriken...](#)
[Impressum](#)

Gianmarco Furer, San Vittore GR/Schweiz

Remarques préliminaires

Le présent article n'est pas une étude ou un rapport scientifiques, il est un témoignage personnel sur une expérience de vie multilingue. Comme mon frère a partagé la même expérience, je l'associe largement à ce témoignage en donnant également les différences, plutôt de détail, dans la façon dont nous avons vécu et vivons notre expérience commune.

Je me refuse à considérer mon expérience comme exceptionnelle, même si je suis conscient qu'elle n'est pas très commune non plus. Surtout, je crois que mon témoignage peut être utile pour que des entreprises semblables se multiplient – et s'améliorent. Je suis en effet convaincu, par cette expérience même, qu'un large plurilinguisme individuel est possible, et représente une immense richesse non seulement pour l'individu, mais également pour la société. Je m'oppose en tout cas de toutes mes forces à l'idée encore largement colportée selon laquelle le plurilinguisme et même le simple bilinguisme sont nuisibles au développement harmonieux de l'enfant. Comme mon frère placé dans la même situation, je me sens tout simplement bien dans mes différentes langues, même si je les maîtrise à des niveaux divers, et je ne suis ni un génie linguistique, ni un animal de cirque.

Je ne compte pas plus que mon frère baser ma vie sur les langues, cela n'a pas non plus été l'objectif de nos parents, mais je suis heureux d'avoir mes langues pour leur utilité et la diversité du bien-être qu'elles m'apportent. En ce sens, même si, comme on le verra, les résultats auraient pu être encore meilleurs, l'idée de nous donner, à mon frère et à moi, une richesse pour la vie, une variété de «chez-nous» linguistiques, «d'airs à respirer», cette idée a été bonne et elle s'est réalisée sans à-coups et sans pression insupportable.



Gianmarco Furer,
Student der Wirtschaft
an der Università della
Svizzera italiana in
Lugano, geboren 1988.
Kindheit in der Surselva
(romanischsprachige
Schweiz) und dem
Moesano
(italienischsprachige Schweiz), in
einer schweizerisch-polnischen und
mehrsprachigen Familie. Patensohn
des Jubilars.

1 Présentation générale

Aujourd'hui, j'ai 23 ans et j'habite dans la partie italophone des Grisons, le canton trilingue qui forme l'est de la Suisse.

Je suis né à Glion, en allemand Ilanz, la seule ville romanche, et la «première ville sur le Rhin», comme elle se présente. J'ai passé mes premières années dans la partie romanchophone des Grisons, dans un petit village du nom de Zignau. J'ai grandi là jusqu'à mes cinq ans.

Nous avons ensuite déménagé en Mesolcina, une des quatre vallées italophones des Grisons, d'abord à Roveredo où j'ai fait l'école enfantine, l'école primaire et l'école secondaire, puis à San Vittore. La langue de l'enseignement dans la vallée est l'italien, l'allemand étant enseigné comme première langue étrangère à partir de la quatrième primaire. La seconde langue étrangère était encore à mon époque le français.

Grâce à l'accord intercantonal existant entre les Grisons et le Tessin, j'ai fréquenté le Liceo cantonale de Bellinzona, aux portes de la Mesolcina, plutôt que, en internat, l'école cantonale essentiellement germanophone de Coire, de l'autre côté des Alpes. Ma seconde langue étrangère y a été l'anglais. J'ai ensuite commencé des études de droit en français à l'Université de Fribourg avant de changer d'orientation et de m'inscrire en économie à l'Université de la Suisse italienne à Lugano.

Mon frère, de deux ans plus jeune, a également fréquenté les écoles de Roveredo – où il a déjà eu l'anglais comme seconde langue étrangère –, puis suivi le gymnase de Bellinzona, avec comme langues étrangères l'allemand, l'anglais et le castillan. Il étudie actuellement la biologie à l'Université de Lausanne.

Notre mère est Polonaise. Originaire du sud-est de la Pologne, elle a fait ses études à Gdańsk, où elle a ensuite travaillé comme cadre dans l'administration municipale jusqu'à son mariage et à son émigration en Suisse à l'âge de 34 ans. Elle avait déjà étudié le russe et l'allemand en Pologne et, dès son installation en Surselva romanche, elle a appris les trois autres langues nationales suisses, qu'elle lit et comprend aujourd'hui couramment, sans les parler parfaitement.

Depuis son mariage, notre mère est femme au foyer avec un certain engagement social, notamment en faveur de personnes âgées ou handicapées.

Notre père est Suisse, du nord de la Romandie, c'est-à-dire de langue maternelle française. D'éducation monolingue, il a appris l'allemand, l'italien et l'anglais à l'école, et a très tôt étudié de lui-même d'autres langues avant de s'engager dans la défense des langues discriminées. Comme la Suisse viole ses propres principes de base en discriminant et en étouffant lentement sa quatrième langue nationale, il a également appris cette langue, le romanche, et s'est concentré à partir d'un certain moment sur sa défense. Auparavant cependant, il avait entre autres étudié le polonais et fait un stage d'un an à l'Université Jagellonne de Cracovie. Mes parents parlent donc essentiellement polonais entre eux, mais communiquent également en cas de besoin dans l'une ou l'autre des langues nationales suisses.

Notre père a diverses activités professionnelles et culturelles, toutes liées aux langues (traduction, dictionnaires romanche/français, un peu d'enseignement) ou à leur situation (notamment analyses statistiques et sociolinguistiques concernant le romanche pour l'Office fédéral de statistique ou d'autres institutions).

Il est important de souligner que, sauf pour les cours et des conférences ou séminaires occasionnels, notre père a toujours travaillé à la maison. Casanier, il y est même certainement encore plus présent que notre mère. Depuis tout petits, mon frère et moi avons toujours pu entrer librement dans son bureau-bibliothèque, et nous y installer à demeure à condition d'être tranquilles quand il travaille – ce que nous avons paraît-il appris étonnamment tôt et facilement.

2 Projet linguistique

Lorsque nos parents se sont mariés et ont décidé d'avoir des enfants, ils avaient (et ils n'ont pas changé d'avis depuis) une attitude fondamentalement semblable quant aux langues à transmettre. Pour notre mère, il n'était absolument pas question de ne pas parler sa propre langue à ses enfants et notre père la soutenait totalement dans cette idée. Notre mère était de son côté d'accord avec ce qui était l'ambition de notre père de nous

donner un chez-nous plurilingue aussi vaste et solidement construit que possible. Il était ainsi clair que chacun d'eux non seulement nous parlerait, à mon frère et à moi, sa propre langue, mais encore, le moment venu, nous l'enseignerait de manière à ce que nous sachions la lire et l'écrire correctement quelle que soit la langue de la région où nous fréquenterions l'école.

Notre père a dès l'abord pris en considération d'autres langues encore, soit pour que mon frère et moi en ayons une connaissance systématique, soit pour que nous en connaissions l'existence par certaines expressions précises. Alors que notre mère nous a toujours parlé exclusivement en polonais (sauf en présence d'autres personnes ne parlant pas polonais qu'elle ne voulait pas exclure), il a ainsi choisi d'aller sciemment à l'encontre du principe généralement recommandé «une personne, une langue», qui ne le convainc pas du tout, et nous a toujours, à des degrés divers et dans des buts différents, parlé en plusieurs langues, tout en veillant à nous assurer la connaissance primordiale du français.

Nos parents n'ont pas planifié dans les détails un programme étalé sur quinze ou vingt ans. Ils avaient un objectif général, nous assurer un multilinguisme, et y ont travaillé de leur mieux, en s'adaptant et réagissant aux circonstances, et en tenant compte des capacités que leurs enfants montraient, ainsi que des désirs qu'ils exprimaient.

3 Réalisation du projet

3.a Périodes et manières

La mise en œuvre du projet s'est déroulée dans des conditions différentes et selon un mode partiellement différent avant et après notre déménagement à Roveredo.

En Surselva, la langue naturelle est le romanche. Mais le romanche est une langue discriminée et soumise à la pression de l'allemand, sous la double forme de la langue standard et du dialecte alémanique. Nos parents ont, précisément pour cette raison, pris un soin particulier pour limiter notre exposition à l'allemand, et surtout à l'alémanique, en même temps qu'ils soutenaient la présence du romanche dans notre entourage. Dès notre naissance, notre père nous a ainsi beaucoup parlé en romanche en plus du français. Pour le principe, par goût, mais sachant aussi que nous déménagerions éventuellement dans une région de langue italienne (entre autres parce que notre mère, comme beaucoup de Polonais, ressent une affinité particulière pour l'*«Italie»* en tant que région et culture), il nous a également parlé assez régulièrement en italien pendant toute la période de Zignau. Il a par ailleurs utilisé de façon systématique quelques éléments de différentes autres langues pour des sujets ciblés, afin de nous rendre un peu plus tangible la multiplicité des langues.

Par contre, à partir de notre installation en Mesolcina italophone, notre père a complètement cessé de nous parler italien et a laissé au nouveau milieu le soin de poursuivre notre développement dans cette langue. Chacun à sa manière, nos parents ont également fait très attention à ce que l'italien, soutenu par l'école et une bonne part de notre environnement, n'écrase pas nos autres langues. À l'inverse, l'allemand n'étant plus une menace, ils ont favorisé sa présence (mais jamais celle de l'alémanique) de diverses façons, sans toutefois en arriver à s'en servir activement avec nous – cela n'aurait plus été naturel. Quant au romanche, malgré les efforts de notre père, sa présence s'est peu à peu réduite, mais sans jamais disparaître.

D'une manière générale, le déménagement à Roveredo a coïncidé pour moi avec le début de l'école, plus exactement de l'école enfantine (*«asilo»*). Voyant sa réaction triste et envieuse, mes parents ont fréquemment amené mon frère à un *«asilo nido»* de Bellinzona pendant la première année, puis l'ont inscrit au *«preasilo»* qui s'était constitué à Roveredo. Pour tous les deux, la césure du déménagement a donc été en même temps le moment où le monde extérieur à la famille est devenu plus présent.

Nos parents n'ont pas cherché à nous apprendre à lire et écrire avant que l'école ne le fasse, du moins en ce qui me concerne. Mais à partir du moment où j'ai commencé l'école primaire, ils ont entrepris de nous donner un enseignement complémentaire aussi structuré que possible, qu'ils ont poursuivi de manière régulière jusque vers mes quinze ans pour notre mère, jusque vers mes dix-huit ans pour notre père. En principe chaque jour, nous avions ainsi des leçons de langue de l'ordre d'un quart d'heure à une demi-heure par langue. Notre père a en outre essayé à quelques reprises de nous assurer un enseignement complémentaire en culture générale et en histoire, mais cela n'est jamais allé très loin.

Malgré la différence d'âge entre nous, mon frère et moi avons assez rapidement fini par suivre partout le même enseignement de la part de nos parents. Pour mon frère, il s'est agi au début d'une sorte de nouveau jeu, mais il s'est ensuite inséré dans le cours normal des leçons, si bien que, en fait, il a commencé à étudier avec nos parents plus précocement que moi. Pendant plusieurs années, on a pu sentir que, en général, j'avais, en raison de mon âge, plus de facilité que lui, mais lorsque, ponctuellement, il me dépassait, c'était un choc pour moi – et une fierté pour lui. Cette émulation un peu particulière nous a sans doute servi.

Nos parents ont rencontré plusieurs difficultés dans la tâche qu'ils s'étaient assignée. La plus importante était, ils le savaient, leur impréparation. Notre mère avait certes occupé un poste qui requérait une bonne qualité et une maîtrise pratique approfondie de la langue, mais elle n'était pas en mesure d'exprimer et expliquer des règles d'orthographe et de grammaire. Notre père, par contre, avait déjà eu des occasions d'enseigner des langues, mais soit à des adultes, soit à des adolescents; du fait de ses études de langues et de son travail avec les langues, il avait par ailleurs plus de facilité pour nous expliquer les règles de grammaire et d'orthographe. Mais ni l'un ni l'autre n'avait de formation pédagogique ou autre qui les aurait aidés, notamment à mieux maîtriser la situation particulière où la relation maître-élève va de pair avec le lien parent-enfant. Une autre difficulté a été, dans une partie des cas, l'absence de matériel adapté à notre situation et à nos besoins spécifiques.

L'enseignement que nous ont donné nos parents a représenté pour eux comme pour nous un effort quotidien. Mais justement parce qu'il était une habitude quotidienne, il n'a pas été perçu comme une charge insupportable. Nos parents nous ont également toujours expliqué, de manière adaptée à notre âge, les motifs et les buts de ces efforts, en faisant appel à notre raison, qu'ils ont ainsi également développée. Périodiquement, ils rediscutaient avec nous les modalités et les objets des cours. L'enseignement du polonais et du français était un désir très fortement exprimé de leur part et représentait un minimum que nous étions amenés à accepter pour les raisons qu'ils nous expliquaient. Pour les autres objets que notre père nous a enseignés, il s'agissait explicitement d'un supplément. Ce supplément était soit quelque chose qu'il souhaitait nous apporter (romanche, culture générale) – mais seulement dans la mesure où cela ne représentait pas une trop grande charge –, soit quelque chose que nous voulions nous-mêmes (portugais, et dans une large mesure allemand). Sur la base des expériences faites, de la situation à l'école, des nécessités et des envies, nous discutions donc ensemble de l'éventail des cours et du temps à leur consacrer, le point cardinal étant de déterminer la base journalière possible et raisonnable pour un effort constant.

Jusque dans notre adolescence, notre père nous a également régulièrement accompagnés au moment du coucher. Il nous chantait des chansons traditionnelles, surtout romanches, romandes ou françaises que nous choisissions, et surtout nous lisait des histoires ou, plus souvent, nous en inventait, généralement en français, mais en faisant aussi une place, décroissante, au romanche. Ce (long) moment régulier de plaisir et délassement pur a clairement contribué à affirmer le français en nous.

Au total, mon frère et moi avons bénéficié pendant plus de dix ans de différents

enseignements qui ont exigé une discipline souvent difficile dans le détail, au jour le jour, mais qui nous ont toujours laissé le temps de jouer comme les enfants et adolescents de notre âge, à la maison ou à l'extérieur. Peu à peu cependant, les exigences de l'école ont augmenté, nous laissant moins de temps. Le changement décisif est survenu avec l'entrée au gymnase: le trajet pour aller en ville et en revenir prend beaucoup de temps, et nous étions donc toute la journée hors de la maison. Notre motivation et notre disposition à maintenir une constance dans l'effort ont baissé. Après différentes crises et tenant compte du fait que, en français, nous avions de toute façon terminé le programme d'étude de la langue elle-même, notre père a coupé court et renoncé aux enseignements réguliers, restant à disposition pour des interventions ponctuelles quand nous en avions besoin, en langues, en culture générale, en rédaction ou en recherche.

Depuis longtemps, il s'est instauré une sorte de collaboration linguistique entre les membres de la famille. Chacun, parent ou enfant, aide les autres dans la mesure des besoins, de ses possibilités et du raisonnable, par exemple en soufflant des mots lorsqu'ils manquent, en corrigeant des fautes ou des influences d'une langue sur l'autre, ou en apportant sa compétence pour la compréhension ou la rédaction de textes. Nous fonctionnons ainsi un peu comme une équipe, en même temps qu'une banque de données à l'usage de chacun. (Il y a d'ailleurs collaboration et coopération dans d'autres domaines que les langues, toujours selon des capacités et prédispositions individuelles.)

3.b Langues

Polonais

Le développement du polonais était essentiellement la tâche de notre mère. En dehors de situations très particulières et très ponctuelles, elle ne nous a jamais parlé qu'en polonais, et s'est toujours battue pour que mon frère et moi lui parlions en polonais. À certaines périodes, mon frère surtout a eu tendance à vouloir lui parler en français (dans sa petite enfance), puis en italien, mais elle est parvenue à maintenir le polonais comme langue de communication entre nous et elle, à ceci près qu'elle a accepté que nous insérions des termes italiens ou français qui ne nous venaient pas immédiatement à l'esprit en polonais, ou dont elle s'est elle-même habituée à les entendre, voire à les utiliser.

Nous savions que notre père parlait polonais puisque c'est en polonais que nos parents communiquent. Mais, sauf rares exceptions motivées, il ne nous parlait pas polonais, même en présence de notre mère – qui n'était cependant pas exclue puisqu'elle comprenait chacune des langues courantes que notre père parlait avec nous. Lui et nous nous servions en cas de besoin du polonais pour éviter d'être compris par des personnes présentes, mais cela nous faisait un effet bizarre. Notre père n'a commencé à nous parler (aussi) polonais de façon plus régulière qu'à partir du moment où il n'y a plus eu aucun risque que le polonais ne devienne la seule langue pratique de la famille, et où nous avons été suffisamment grands pour comprendre la situation – et pour pouvoir corriger les fautes de notre père. Depuis, lui et nous nous servons du polonais en particulier en présence de notre mère, et parfois par inadvertance lorsque la situation est liée à elle. Le polonais est également la principale langue d'exclusion des présents – sauf bien sûr si ceux-ci parlent polonais –: mon frère n'a ainsi jamais parlé autant polonais avec moi ou notre père que depuis qu'il nous téléphone de Lausanne.

Dans notre petite enfance, nos deux grands-parents polonais aujourd'hui décédés ont fait des séjours assez longs en Suisse et, comme ils ne comprenaient que le polonais, cela renforçait la langue en nous. Notre mère, mon frère et moi avons également passé ensemble, presque chaque année, de longues périodes de vacances en Pologne, chez nos grands-parents non loin de la frontière ukrainienne ou chez des amis de Varsovie ou de Gdańsk, ce qui a élargi notre éventail d'emploi de la langue. Nous avons par exemple eu l'occasion de jouer avec des enfants de notre âge, et découvrir leur polonais de jeunes

nous a causé au début un certain choc.

Surtout dans notre petite enfance, notre mère a également cherché à soutenir le polonais en nous procurant des cassettes de films, et notamment de dessins animés, en polonais, et des livres pour enfants en polonais, qu'elle nous lisait et expliquait. À partir du moment où nous avons appris à lire et écrire à l'école, elle nous a appris à lire et à écrire en polonais, puis s'est efforcée de nous apprendre la grammaire et la rédaction en polonais. La grande difficulté qu'elle a rencontrée, en plus du fait qu'elle n'avait pas de formation spécifique pour l'enseignement de la langue, a été qu'elle n'est jamais parvenue à trouver du matériel qui convienne réellement à notre situation particulière. Pendant des années, nous avons étudié quotidiennement un moment avec elle, mais, quand j'ai eu environ 15 ans, plus ou moins d'un commun accord, nous avons peu à peu cessé les leçons de polonais. Vers cette époque, lors de nos vacances d'été en Pologne, notre mère a trouvé une enseignante professionnelle pour nous donner des leçons particulières, mais cela a été trop peu pour être vraiment utile.

Un manque important par rapport à d'autres langues a été l'impossibilité de capter les chaînes de télévision polonaise à une période où cela aurait pu nous intéresser et donc nous être utiles. Ces dernières années, mon frère et moi nous sommes cependant habitués à regarder sur Youtube une série comique des années 90 très connue en Pologne.

Nous continuons à avoir des contacts fréquents, téléphoniques ou en personne, avec des parents, amis ou connaissances polonais habitant en Pologne ou en Suisse, et, sous certains aspects, on peut même dire que le cercle de gens avec lequel mon frère et moi communiquons en polonais s'est élargi par rapport aux années 1990, quand, pendant des mois, notre mère était la seule référence pour le polonais. En jouant en ligne, mon frère a même développé des contacts avec des Polonais de Pologne.

Français

Pendant des années, notre père a été la source essentielle pour le développement du français chez mon frère et moi. Les Romanches formaient la plus grande partie de son cercle habituel de relations et il n'avait conservé que peu de contacts avec la Romandie, où nous n'allions que rarement. À part lui, nous n'avions guère que nos grands-parents suisses pour parler français. Mais ceux-ci venaient assez souvent en visite, et mon frère et moi passions également chaque année au moins une ou deux semaines de vacances avec eux, en Suisse ou dans différents pays.

Notre père parle un français qui à la fois est très châtié et revendique l'utilisation de tournures populaires condamnées par les grammairiens, ainsi que de mots et expressions spécifiques de la Suisse romande. Cela a été pour lui une raison supplémentaire pour s'efforcer d'élargir l'éventail des sources qui nous apportaient le français, en favorisant des rencontres occasionnelles avec d'autres francophones que lui et notre famille proche. Nous avions par ailleurs la possibilité de regarder la télévision romande. Pendant notre petite enfance, nous avons également reçu beaucoup de cassettes de films pour enfants en français, par exemple d'une émission de la TSR qui s'appelait les Babibouchettes. Nous regardions ces cassettes presque jusqu'à les savoir par cœur et, d'après les notes que notre père a prises pendant des années, chaque nouvelle cassette nous apportait un enrichissement clairement mesurable.

Notre père a commencé à nous apprendre à lire et écrire le français en même temps que notre mère a entrepris de le faire pour le polonais. Il nous a ainsi enseigné de manière systématique l'orthographe et la grammaire françaises. Contrairement à notre mère, il a pu se servir de matériel didactique valable, le même que celui utilisé dans les écoles de Romandie ou de France. Son expérience du travail linguistique l'a aussi aidé dans cet enseignement. Par contre, comme il n'a pas de formation pédagogique, il ne savait pas plus que notre mère comment nous faire exercer efficacement la rédaction; sa stratégie a

été de reconnaître ouvertement ses difficultés, et d'essayer de nous motiver pour collaborer au développement d'un système qui nous convienne. Il n'était d'ailleurs absolument pas satisfait du niveau d'enseignement de la rédaction (italienne) à l'école, mais il n'a pas réussi, à ses propres yeux, à pallier cette lacune.

Ma volée a été la dernière des Grisons à avoir le français comme deuxième langue étrangère, et j'ai eu trois ans de français à l'école secondaire. Très raisonnablement, l'enseignante, sachant que j'étais de langue «paternelle» française et surtout que j'étudiais le français depuis des années à la maison, a convenu avec moi d'un statut particulier. J'ai ainsi été régulièrement présent en classe, j'ai également fait normalement les exercices et les épreuves, mais pour le reste je lisais ou travaillais pour moi-même, en étant par ailleurs à disposition de l'enseignante quand celle-ci souhaitait que j'intervienne, soit pour aider mes camarades, soit pour, en quelque sorte, porter témoignage du français, du français romand, et apporter ainsi une touche supplémentaire à l'enseignement. Cette situation et ce rôle ont contribué à ma conscience de moi-même.

Mon frère aurait pu suivre l'enseignement devenu facultatif du français, mais cela n'aurait évidemment eu aucun sens et il a choisi une autre branche complémentaire. De même, au gymnase, nous avons tous deux évité la solution de facilité qui aurait consisté à prendre le français comme première langue étrangère, et avons choisi l'allemand.

Notre père a également essayé de nous donner des notions de la littérature française mais, ici aussi, il lui manquait l'expérience pédagogique. En plus, il se souvenait de son ennui lors des leçons de littérature, française ou autre, et comprenait le nôtre devant l'obligation qui nous était faite d'analyser à l'école Leopardi, Boccace ou Dante. S'il était tenace pour nous enseigner au mieux le programme sur lequel nous nous étions mis d'accord, il répugnait à nous imposer l'étude d'auteurs précis, soit parce qu'il s'agissait d'écrivains qu'il n'aime pas et qu'il ne pouvait pas se décider à les faire subir à d'autres, soit au contraire parce qu'il les aime, mais ne voulait pas imposer ses propres goûts.

Un point important est que notre père a toujours été très vigilant quant à la qualité de notre français et a suivi avec attention le vocabulaire que nous acquérions à l'école. Dès qu'il nous entendait employer un mot nouveau appris en italien, il nous en donnait l'équivalent français, ouvertement, ou en le glissant dans la conversation. S'il s'agissait d'un terme spécifique qu'il ne connaissait pas et dont il pouvait prévoir que nous l'utiliserions d'autres fois, il le cherchait dans le dictionnaire. De même, il nous a signalé nos calques de l'italien, en nous expliquant par exemple que lui nous avait compris, mais que d'autres francophones ne nous comprendraient pas forcément, ou donneraient un autre sens à ce que nous leur disions. Il nous a en outre, de façon répétée, expliqué que le français, comme chaque langue du reste, diffère un peu selon les régions, les personnes, les situations et les générations, en nous donnant des exemples, afin de compenser le faible éventail des sources dont nous disposions en l'occurrence.

À partir du moment où nous avons su lire couramment, et pendant une dizaine d'années, nous avons eu un abonnement à une bibliothèque de Suisse romande qui nous envoyait de gros paquets de livres adaptés à notre âge et répondant aux spécifications que nous donnions nous-mêmes. Nous avons ainsi fait venir des ouvrages pratiques sur des sujets qui nous intéressaient, des romans d'aventure, et des BD.

Notre père a lui-même une très bonne collection de bandes dessinées (que nous avons encore développée à trois), dont nous avons lu et relu nombre de séries. Contrairement à l'image négative que beaucoup en ont, la BD, en tout cas celle de langue française dans des séries comme Achille Talon, développe réellement la connaissance de la langue – surtout quand, comme moi et encore plus mon frère, on lit attentivement les textes, encore et encore, et en arrive à connaître presque par cœur une multitude de dialogues, de gags et de jeux de mots que l'on s'est fait expliquer au besoin.

Le français a ainsi été la langue dans laquelle nous avons le plus lu, même en tenant

compte de ce que nous avons lu pour l'école en italien ou en d'autres langues. D'après ce qu'en disent nos parents, nous avons cependant beaucoup moins lu qu'eux ne l'ont fait à notre âge et, en fait, nous les croyons. Tout simplement, nous avons des possibilités de distraction plus nombreuses et plus variées qu'eux n'en ont eues, et nous nous en servons.

Le français est une langue dans laquelle on trouve tous les genres de films que l'on veut, et mon frère et moi avons regardé un nombre incalculable de films en français, ce qui nous a permis de diversifier notre langue et d'adopter des tournures nouvelles. Le temps que j'ai passé à Fribourg a fait le reste, et mon frère trouve aujourd'hui les mêmes possibilités à Lausanne.

Italien

Comme je l'ai déjà mentionné, notre père nous a parlé entre autres en italien tant que nous avons habité en Surselva. Certes, ce n'est pas sa langue maternelle, mais c'est une langue qu'il aime et une langue quotidienne de travail. Il y avait donc pour lui un certain naturel à l'utiliser. Selon son évaluation, un cinquième, voire un quart de ce qu'il nous disait pouvait être en italien. Il était cependant presque l'unique personne à nous parler dans cette langue, même si, vers la fin de la période, il encourageait un voisin italien à nous parler lui aussi en italien plutôt qu'en romanche.

Nous avions également la possibilité de regarder la TSI, la Télévision suisse de langue italienne, et nous avons eu une ou deux cassettes en italien.

Comme on le verra au chapitre suivant, je ne parlais pas vraiment italien en quittant la Surselva, mais je le comprenais autant qu'un enfant de cinq ans peut comprendre une langue, et je me suis mis à le parler dès notre arrivée à Roveredo, en l'améliorant rapidement.

Mon frère par contre est resté un an presque sans parler italien. Il comprenait tout, mais ne répondait pas, ou que très peu – et alors en français. Lorsque nous jouions avec d'autres enfants, il me demandait en français de traduire en italien ce qu'il voulait dire, selon un système qu'il avait déjà utilisé s'agissant du romanche. Puis, lorsqu'il s'est vraiment lancé, il a impressionné par sa facilité dans sa nouvelle langue.

Après notre installation en Mesolcina, nos parents ont fait très attention à ce que l'italien devienne certes pour mon frère et moi une langue pleinement naturelle, et reste pour toute la famille une langue utilisée normalement et volontiers par tous avec le monde extérieur, mais qui n'en devait pas moins rester à la porte de la maison. Tant que cela a été utile ou nécessaire, notre père nous a ainsi encore aidés à développer notre italien en corrigeant des fautes ou des emprunts à d'autres langues, mais il ne nous a plus parlé dans cette langue que lorsqu'il s'agissait de ne pas exclure des personnes de langue italienne avec lesquelles nous nous trouvions.

Au tout début, je lui ai eu demandé la permission de lui raconter en italien des choses par exemple de l'école enfantine, pour lui montrer mes progrès, et il m'a écouté avec attention. Mais plus tard, une fois où je lui disais que l'italien était désormais pour moi une langue naturelle et que j'avais envie de m'en servir avec lui, il m'a expliqué qu'il était content de cette réussite, que cela avait été son but, mais qu'il fallait faire un choix et qu'il s'agissait désormais de saisir toutes les occasions de pratiquer nos autres langues, de crainte que nous ne les développions pas suffisamment. Sauf circonstances exceptionnelles, je ne me suis ainsi finalement jamais «vraiment» servi de l'italien ni avec lui, ni avec notre mère.

Mon frère, par contre, a à plusieurs reprises développé une tendance à parler italien en famille, et notre père m'a à chaque fois demandé mon aide de frère aîné, comprenant mieux la situation et les besoins, pour arrêter cette tendance.

Aujourd’hui encore, notre père nous aide de façon très naturelle en italien lorsque nous lui demandons un soutien qu’il est en mesure de nous fournir. De son côté, il a très tôt valorisé notre compétence en italien en nous consultant lorsqu'il avait un doute ou cherchait une formulation pour son travail, et pensait que nous étions susceptibles de pouvoir lui répondre. Nous lui signalons également des fautes qu'il fait, et essayons aussi d'aider notre mère à améliorer son italien.

L’italien que je parle est évidemment, comme pour mon frère, l’italien de Suisse, alors que celui de notre père, provenant de sources diverses, est plus composite. En Mesolcina, le dialecte, très différent du standard, est encore très répandu. Contrairement à nos deux parents, mon frère et moi avons ainsi appris à le comprendre sans autre, et nous en avons pratiqué une forme un peu mixte entre nous, mais nous ne nous en sommes jamais servis avec des dialectophones.

Romanche

La connaissance que mon frère et moi avons du romanche s'est développée de manière très erratique et notre lien avec cette langue s'en ressent.

En Surselva, le romanche était la langue des voisins, des amis, des gens avec lesquels notre père travaillait. À terme, il serait de toute façon devenu pour nous une langue d'usage courant comme l'italien l'est devenu plus tard. Nos parents ont cependant fait leur possible pour hâter ce processus. Pour notre père, qui habitait déjà depuis des années dans la région de langue sursilvane et qui était très fortement impliqué dans le mouvement romanche, le romanche était devenu une langue quotidienne parfaitement familière, dans laquelle il lui était – et reste – naturel de nous parler. Notre mère a elle aussi très rapidement appris la langue, et la parlait avec notre entourage.

En cinq ans, le romanche est effectivement devenu une langue d'usage normal pour moi. Mon frère, lui, n'a eu que trois ans en Surselva, et il n'a pas eu le temps de développer une pratique aussi active de la langue, mais le romanche était pour lui aussi une des trois langues habituelles.

Après notre déménagement, notre père a donc cherché à maintenir et développer cette base déjà acquise. Pendant environ cinq ans, notre famille a par ailleurs fréquemment passé des fins de semaines à Rumein, un hameau d'une vallée latérale de Surselva, dans une maison gérée par le P. Flurin Maissen, avec lequel notre père travaillait. Nous nous sentions à peu près chez nous dans cette grande maison où notre père avait habité pendant des années avant son mariage. «Il Pader» était une sorte de grand-père, ou d'arrière-grand-père, avec lequel nous étions très familiers. Par exemple, à l'âge de neuf ans, je lui ai expliqué pendant une heure, en romanche bien sûr, que l'on ne répète jamais la même chose de la même façon, et il m'a écouté avec attention et m'a soutenu dans mon discours. Nous rencontrions également nos deux marraines, toutes deux romanches. Nous avions donc souvent l'occasion de parler romanche avec d'autres personnes que notre père et, dans une certaine mesure, d'élargir notre vocabulaire. Cependant, déjà à cette époque, le romanche prenait du retard par rapport à nos autres langues.

Après la mort du P. Flurin, nos visites en Surselva se sont faites rares, la région elle-même est devenue abstraite pour nous. Le retard du romanche s'est accentué, nous ne nous en servions plus qu'exceptionnellement avec notre père – pour lui faire un plaisir particulier ou comme plaisanterie –, et avons également eu de plus en plus de réticences à ce que lui nous parle en romanche.

Pour cela, ou malgré cela, nous avons accepté la proposition de notre père de ne pas nous contenter des contacts épisodiques avec le romanche, et d'affermir la langue en l'étudiant activement, quoiqu'avec beaucoup moins d'intensité que le français, l'objectif principal. Pendant plusieurs années, nous nous sommes ainsi servis avec lui de manuels scolaires que les enfants de notre âge utilisaient en Surselva. Mais nous n'avions pas la même base

qu'eux, et les manuels étaient d'une qualité et d'un intérêt très inférieurs au matériel dont nous nous servions en français, ce qui était peu motivant. Même si nous avons pu ainsi entretenir et développer encore un peu notre romanche, la différence de niveau avec nos autres langues principales n'a pas cessé de grandir.

Plusieurs autres éléments ont également joué contre le romanche. Notre père lui-même a commis l'erreur de trop souligner, dans l'idée de nous inciter à le combler, le retard pris dans une langue qui nous était autrefois parfaitement familière. Il aurait dû au contraire mettre en relief (il l'a fait plus tard) ce que nous avions en romanche malgré que ce ne soit pas notre langue tout à fait au même titre que le polonais ou le français. Par ailleurs, tout en s'exprimant très naturellement en romanche, il parle la langue de façon beaucoup plus latine que le commun des Romanches qui, eux, utilisent de nombreux mots alémaniques, et encore plus de calques directs de l'allemand.

La différence est également sensible entre ce que les manuels dont nous nous sommes servis enseignent, et la langue abâtardie que les jeunes parlent. À la fin de l'école secondaire, un enseignant de Surselva nous a demandé, à mon frère et à moi, de nous mettre à disposition pour correspondre par courriel avec certains de ses élèves de notre âge afin de leur permettre de découvrir en romanche une autre région linguistique que la leur. L'expérience a été désastreuse pour mon lien avec le romanche, car j'ai découvert que, sans école romanche, avec seulement la base réduite que les leçons faites avec notre père m'avaient apportée, j'écrivais un romanche souvent plus correct et en tout cas plus soigné que mes correspondants.

Mon frère et moi avons aussi pris conscience du rapport un peu ambigu de notre père avec le monde romanche: il a un amour pour la langue, et surtout une indignation profonde pour la discrimination qu'elle subit, mais, vis-à-vis des Romanches, il balance entre compréhension pour leur situation et exaspération devant leur résignation. Tout en continuant à avoir des contacts avec des Romanches, et notamment avec nos marraines, mon frère et moi avons commencé à ressentir une exaspération semblable, mais qui, chez nous, est beaucoup moins compensée par la tolérance et la compréhension, et qui nuit elle aussi à notre lien avec la langue romanche.

Notre romanche ne s'en est pas moins encore développé sous un angle particulier. Pendant longtemps, il avait été essentiellement le sursilvan, même si ma marraine est surmirane, et même si notre père nous avait souvent incité à regarder avec lui les quelques minutes de nouvelles quotidiennes ou la demi-heure dominicale que la SSR, la télévision suisse, concède au romanche à la place d'une chaîne propre comme pour les autres langues nationales. Étant donné qu'il s'agit de nouvelles locales et régionales, on y entend tous les idiomes. Au début, ce n'était pas facile, et notre père nous aidait en nous rendant attentifs à quelques différences caractéristiques.

Deux éléments spécifiques nous ont permis de nous familiariser beaucoup plus avec les autres idiomes romanches. Notre père recevait des reportages télévisés romanches à traduire pour la TSI, qui les reprenait avec des sous-titres en italien. Lorsqu'il a commencé à perdre l'ouïe, il s'est avéré que nous pouvions l'aider à identifier ce qui se disait dans les vidéos, en écoutant encore et encore les passages où le bruit de fond ou le brouhaha du public gênaient la compréhension. Nous nous sommes ainsi formé l'oreille aux autres idiomes, et j'ai pu constater plus tard avec beaucoup de satisfaction que, contrairement à bien des Romanches, je n'ai pas de difficulté à discuter avec des Romanches d'autres idiomes et habitués eux-mêmes à des interlocuteurs sursilvans. Mon frère et moi nous sommes par ailleurs familiarisés avec l'écriture des autres idiomes grâce à une collaboration spécifique qui s'est développée avec notre père: d'une manière générale, nous lui lisons à haute voix les textes qu'il vient de traduire pour lui en permettre un dernier contrôle – et le romanche, sous toutes ses formes, est l'une des langues qu'il traduit.

Allemand

Notre famille a toujours beaucoup regardé la télévision en allemand (jamais en alémanique). De ce point de vue limité, l'allemand a donc toujours été une langue familière pour mon frère et moi. À partir de notre installation en Mesolcina, notre père nous a parfois, de son propre chef ou à notre demande, expliqué comment on dit ceci ou cela en allemand. Pendant longtemps, il nous a assuré une traduction simultanée des films allemands que nous regardions en famille, ce qui nous a permis de développer une compréhension passive de la langue. Par contre, même si nous le pourrions, ni nos parents ni nous n'avons jamais essayé de parler réellement allemand en famille. Nous nous en servons exclusivement comme objet d'étude, instrument de travail, et dans nos relations avec des personnes de langue allemande.

Le tournant décisif s'est produit au moment où j'ai commencé l'étude active de l'allemand comme première langue étrangère, en 4e primaire. Pour autant que je m'en souvienne, j'avais envie d'aller plus vite et plus loin que ce que l'école me donnait. Notre père a donc commencé à m'assurer un enseignement de l'allemand, non pas complémentaire à celui que je recevais à l'école, mais totalement indépendant de lui, en se servant du matériel scolaire en usage dans les classes de mon âge des écoles romandes.

Je pense que c'est plutôt à l'initiative de mon frère que notre père a commencé à lui apprendre l'allemand à lui aussi. Comme j'avais quant à moi pris une certaine avance, il a commencé par se servir avec lui d'un cahier polonais de type ludique destiné aux jeunes débutants de Pologne. Quand, le cahier terminé, notre père a vu que mon frère tenait bon, il s'est servi du même matériel qu'il avait déjà utilisé avec moi. Au bout d'un certain temps, nous avons ensuite pu étudier ensemble, même si, bénéficiant par ailleurs de l'enseignement scolaire, j'avais plus de facilité et notre père devait accorder plus d'attention et de soutien à mon frère qu'à moi. Par contre, à partir du moment où mon frère a commencé l'étude de l'allemand à l'école, il s'est trouvé dans une situation un peu comparable à celle que j'ai connue ensuite avec le français: les cours scolaires n'étaient qu'une faible répétition de ce qu'il savait déjà.

Grâce au double enseignement dont nous bénéficiions, nous avions d'ailleurs à l'école secondaire, puis au gymnase, un niveau tellement supérieur à la moyenne de la classe que nous nous sommes trouvés, chacun de son côté, classés par nos enseignants d'allemand dans la catégorie «Muttersprachler», avec des camarades dont au moins un des parents était alémanique. La caractéristique de cette catégorie était qu'on lui demandait plutôt davantage, et qu'on était tendanciellement plus sévère. Malgré cela, nous avons, aussi bien mon frère que moi, obtenu la note maximum pour l'allemand dans notre certificat de maturité.

Notre père a cessé son enseignement systématique de l'allemand en même temps que les autres cours qu'il nous donnait, mais a continué à nous soutenir à la demande jusqu'à la maturité. Mon frère surtout a beaucoup fait usage de cette possibilité, pour des révisions de certains thèmes, des exercices, des travaux de rédaction en allemand.

Un autre exercice qui a renforcé notre familiarité avec l'allemand a été la collaboration avec notre père telle que je l'ai mentionnée à propos du romanche. Lire régulièrement pendant des années à haute voix des textes allemands de tous genres a certainement contribué de manière non négligeable à améliorer certains aspects de notre maîtrise de la langue. Certes, nous n'avons pas besoin de comprendre absolument tout ce que nous lisons, et nous avons appris à lire des textes ennuyeux sans nous occuper de leur contenu. Mais il n'en demeure pas moins qu'il s'agit d'une lecture sérieuse, précise, où nous devons reconnaître et marquer les périodes, identifier instantanément la structure et la fonction des mots, avoir le réflexe automatique de prévoir la particule séparable, etc. Notre père nous est extrêmement reconnaissant de cette aide, et en apprécie la qualité.

Nous regardons également beaucoup de films en allemand, même si mon frère, à l'inverse

de moi, a parfois un peu de réticence.

Nous n'avons pas énormément d'occasions de parler allemand, et cela a été un handicap, surtout pour mon frère. Pour ma part, en effet, j'ai eu plusieurs fois la chance de faire des séjours d'une certaine durée dans la famille de mon parrain, et cela m'a beaucoup aidé. Cette année, pour la première fois, nous avons fait ensemble un tel séjour, et mon frère a pu vérifier à quel point cela est utile.

Portugais

Vers l'âge de dix ans, influencé par ce que l'on disait à l'époque de l'équipe nationale de football du Portugal, mon frère a demandé à notre père de lui enseigner le portugais. Cela n'a pas été un feu de paille, loin de là. À ses propres yeux, notre père ne pouvait pas refuser, ni discuter le choix de la langue, mais cela l'a placé dans une situation difficile car, même s'il aime le portugais, celui-ci n'est pas parmi ses meilleures langues. Il aurait été beaucoup plus à l'aise en castillan. De plus, il se rendait compte du peu d'occasions qu'il y aurait pour pratiquer les connaissances acquises – lui-même en faisait déjà l'expérience.

Une question lancinante a par ailleurs toujours été celle du matériel. Pour la prononciation, on peut se servir de cassettes pour adultes, mais on ne peut pas se servir d'un cours de langue étrangère pour adulte avec un enfant de dix ou onze ans. Notre père n'a jamais trouvé de matériel de portugais langue étrangère pour enfants. Nous nous sommes donc servis de cahiers destinés aux enfants des écoles du Portugal. Je dis à partir d'ici «nous» parce que, au bout de quelques mois, je me suis intégré toujours plus dans les séances d'apprentissage du portugais, et ai fini par étudier au même titre que mon frère.

Notre père nous a clairement expliqué la situation, soulignant que, dans le cas du portugais, il apprenait dans une certaine mesure en même temps que nous, surtout s'agissant de textes pour jeunes lusophones. Il y avait un côté intéressant à penser que, pour cette branche, nous étions en partie du même côté de la barrière que notre père. Au total, cependant, cette étude a été ingrate. Nous assimilions certes le contenu des leçons, mais il nous manquait tout le contexte général, et surtout la possibilité de pratiquer la langue de manière naturelle. Un jour, lors d'un long voyage en train, mon père et mon frère ont rencontré des Brésiliennes d'un certain âge. Mon père a engagé la conversation, mais il n'a pas réussi à y entraîner mon frère, méfiant vis-à-vis d'adultes inconnues, et dérouté par l'accent différent.

Au bout de quelques années, notre père a eu l'idée de demander à l'ambassade du Portugal s'il existait un enseignement pour les enfants d'immigrés portugais en Suisse italienne, et il a obtenu que nous puissions essayer de participer aux cours organisés à Bellinzona. L'expérience a été négative. Les enfants portugais, s'ils comprenaient l'enseignant mieux que nous – mais nous ne le comprenions pas mal –, parlaient italien entre eux. Et surtout, il s'est avéré que, s'ils avaient malgré tout une pratique du portugais que nous n'avions absolument pas, nous savions plutôt mieux qu'eux l'orthographe et certains points de grammaire, et travaillions aussi mieux. Comme en plus l'horaire et la nécessité d'aller à Bellinzona nous convenaient mal, nous avons abandonné cet essai et continué vaille que vaille avec notre père, jusqu'au moment où celui-ci a cessé ses cours.

Castillan

À Zignau et pendant longtemps à Roveredo, notre père s'est assez systématiquement adressé à nous en castillan dans quelques genres de situation très ciblés, volontairement toujours les mêmes: manger, faim, dormir, promenade. Son but n'était pas de nous apprendre la langue, mais de nous faire prendre conscience d'elle, de nous en faire connaître la mélodie et la prononciation, et de créer ainsi un petit point d'appui utile pour le cas où nous déciderions plus tard de l'étudier.

Il a également tenté quelques expériences pour nous illustrer combien, avec nos langues latines et les quelques rudiments que nous avions acquis, nous comprenions déjà le castillan. Je me souviens que, avec peu d'aide de sa part, nous avons ainsi, lors d'une promenade, lu et compris la *Canción desesperada* de Neruda.

À l'adolescence, nous avons finalement commencé à étudier un peu de castillan avec du matériel français du même genre que pour l'allemand. Nous l'avons fait parallèlement à l'étude du portugais, que nous poursuivions, en comparant les deux langues. Mais cette étude, entreprise tard, n'a pas été très loin. L'été de mes dix-huit ans, je n'en ai pas moins été en mesure de remplacer notre père pour représenter une fondation romanche à un vaste congrès académico-politique qui se tenait en Aragon; en plus d'y discuter en français, italien, allemand et castillan avec des participants beaucoup plus âgés et d'une toute autre position que moi, j'y ai également pris la parole pour lire un texte en castillan et en romanche.

Mon frère quant à lui a choisi le castillan comme troisième langue étrangère (par rapport à l'italien langue d'enseignement) au gymnase, et a fait ainsi quatre ans d'étude poussée de cette langue.

Anglais

Non, notre père ne nous a pas enseigné l'anglais. Nous avons au contraire su très tôt qu'il souhaite que cette langue ne gagne pas encore plus de place qu'elle n'en a déjà, et ne serve pas d'oreiller de paresse pour éviter d'apprendre toute autre langue. Notre père considérait que, d'une façon ou d'une autre, nous apprendrions suffisamment l'anglais sans son intervention. Tout au plus nous a-t-il introduit un peu la langue, toujours sur la base de matériel scolaire français, juste avant que nous n'en commençions l'étude comme troisième langue étrangère à l'école.

Mon frère a eu au total sept ans d'anglais, contre quatre pour moi puisque je n'en ai commencé l'étude qu'au gymnase, donc à l'âge de seize ans. Dans les études de sciences économiques que j'entreprends à présent à Lugano, l'anglais tient une certaine place et des cours seront même donnés dans cette langue.

Autres langues

Comme pour le castillan, mais dans une mesure encore beaucoup plus limitée, notre père fait usage de certaines phrases ou formules choisies en gaélique irlandais (qu'il a étudié, mais n'a plus l'occasion de pratiquer), et de mots ou expressions en malais (qu'il a un peu appris au travail dans sa jeunesse) et en arabe égyptien (dont il n'a glané que quelques-phrases). Son but a été uniquement de nous faire prendre conscience de ce qu'il existe une multitude de langues, et de nous donner des exemples précis qui en illustrent quelques-unes, le point particulier étant qu'il ne s'est pas contenté de citer une fois quelque chose en nous le laissant oublier ensuite.

Le choix du gaélique a été en partie arbitraire, par sympathie pour cette langue peu connue, mais notre père s'est tout de même inspiré de l'exemple de sa logeuse à Baile Átha Cliath – autrement dit à Dublin – qui, ne parlant par ailleurs qu'anglais à ses enfants, ne leur disait jamais «Shut the door please», mais toujours «Dhún an doras le do thoil». Il y a ainsi quelques phrases comme celle-là dont nous savons que c'est du gaélique et que nous comprenons. Nous savons aussi remercier, saluer ou souhaiter la bonne nuit en gaélique. Je sais en outre que la prononciation courante du nom indigène de la capitale de l'Irlande est à peu près «blá-k'lia» – j'ai pu discrètement corriger mon enseignant à ce sujet lorsque nous sommes allés en voyage de classe en Irlande. Sans insister, comme curiosité, notre père nous a également donné à différentes reprises quelques explications quant à la construction et au système orthographiques très particuliers du gaélique.

Pour l'arabe et le malais, le choix à première vue étrange s'explique par des relations que nous avons avec des personnes parlant ces langues. Ici aussi, mon frère et moi serions en principe capables de saluer, remercier ou souhaiter bon appétit, à ceci près que nous ne sommes pas nécessairement très sûrs si «lâfouanne» est «de rien» en arabe ou en malais.

Prononciation

Nos langues de base nous ont permis d'apprendre à prononcer correctement un très grand nombre de sons. Les nasales du polonais (plus que celles du français) sont utiles pour le portugais. Grâce au romanche, nous savons prononcer plus de chuintantes et de sifflantes que les Polonais eux-mêmes, pourtant spécialistes en la matière. Le *z* du castillan (avec le *ð* et le *þ* de l'islandais que notre père nous a appris à prononcer) sert pour l'anglais. Alors que notre mère, comme la plupart des Polonais, ne parvient pas à prononcer correctement le *u* français ou le *ö* allemand, nous rendons clairement toutes les voyelles de nos langues, y compris, en français, la différence essentielle entre «l'ami aimé» et «l'amie aimée» ou entre «je pourrai» et «je pourrais», que bien des «Francés» sont apparemment incapables de distinguer. Depuis des années, nous tentons également, sans grand succès, d'aider notre père à une prononciation correcte du *y* polonais. Par contre, le système vocalique anglais est largement étranger à notre éventail, et nous avons dû constater qu'il ne faut pas compter sur l'école pour nous l'enseigner correctement.

Le *r* est un cas particulier. Pendant très longtemps, j'ai été – comme notre père d'ailleurs – incapable de produire autre chose que le *r* grasseyé du français. Notre père tentait de me tranquilliser en me répétant qu'une minorité d'italophones de naissance, en Suisse comme en Italie, ont eux aussi le *r* grasseyé – ainsi une présentatrice connue de la TSI. Mais mon *r* grasseyé me dérangeait en italien. Ce n'est que depuis quelques années que je parviens à rouler correctement les *r*. Je me sers ainsi du *r* grasseyé en français, du *r* roulé en polonais, italien, romanche et allemand, et je peux sans autre grasseyer le *r* d'un nom français au milieu d'un texte italien où je roule les *r* – ou faire l'inverse. Mon frère quant à lui maîtrise moins bien le *r* roulé – mais ne s'en émeut pas.

4 Illustrations

Quelques indications et anecdotes, pour la plupart telles que nos parents nous les ont racontées plus tard, peuvent servir d'illustration un peu à la manière d'éléments d'une mosaïque.

Mon frère et moi avons commencé à «parler» légèrement plus tard que d'autres enfants, mais à un âge encore dans la norme. Mon premier mot reconnaissable a été «krrem», avec un *r* longuement grasseyé, un mot qui, le *r* mis à part, peut être aussi bien polonais que français. Pendant un certain temps, aussi bien mon frère que moi avons utilisé des mots isolés, souvent déformés, tirés de l'une ou l'autre des langues que nous entendions. Un objet avait en général un seul nom. Quand nous avons commencé à composer des phrases, nous mêlions encore les langues de telle sorte que seuls nos parents parvenaient à nous comprendre. Pour parler de moi-même, j'ai ainsi dit pendant longtemps «toi», même dans des phrases par ailleurs polonaises. Mais nous avons assez rapidement commencé à différencier nos expressions suivant l'interlocuteur. Vers trois ans, nous parlions essentiellement polonais avec notre mère, essentiellement français avec nos grands-parents suisses, même si les mots et la syntaxe restaient encore difficilement compréhensibles.

À âge égal, selon les notes prises à l'époque et qui permettent la comparaison, mon frère et moi avons cependant eu pendant les cinq à six premières années de notre vie une attitude un peu différente vis-à-vis de la diversité des langues. J'ai distingué plus tôt et de manière plus systématique que mon frère les langues que je parlais. Je donnais l'impression de mieux comprendre et mieux accepter la multiplicité des langues et des interlocuteurs, de faire plus d'efforts pour chercher un mot dans la langue qui convenait.

Mon frère avait tendance à rechercher un peu la facilité, ou s'absténait de s'exprimer.

À Zignau, nous étions en tout et pour tout trois enfants. Alors qu'à trois ans je jouais en romanche (dans la mesure où l'on joue alors dans une langue) avec notre voisin de mon âge, mon frère, arrivé au même âge, me laissait encore tout le soin de la conversation, me demandant éventuellement, dans un mélange que je comprenais, de dire pour lui ce qu'il voulait faire savoir.

La même chose s'est reproduite au début à Roveredo avec l'italien. Quand nous jouions avec les voisins, il comptait fortement sur moi, et, à l'«asilo nido», il ne disait pas un mot de tout l'après-midi.

À l'inverse, quand il adoptait une nouvelle langue active, il fallait faire attention à ce qu'il ne néglige pas les précédentes. Ainsi notre mère a-t-elle dû à plusieurs reprises faire beaucoup d'efforts pour qu'il ne cesse pas de lui parler en polonais (alors que je n'ai paraît-il eu qu'une seule – et brève – période semblable, tout au début de ma vie).

Au total cependant, grâce à la vigilance et à l'aide de nos parents, les choses se sont décantées, les structures se sont mises en place. À cinq ans, en tout cas, j'ai fait une excursion avec mes grands-parents suisses et mon grand-père polonais, et la communication entre eux reposait exclusivement sur mes capacités de traducteur. Je suis parvenu à l'assurer pour les choses de mon âge (mais ma grand-mère a ensuite reproché à mon père que je n'avais pas traduit les explications qu'elle voulait donner à mon grand-père polonais quant au style gothique d'une église ...).

Quand nous voyions une personne pour la première fois, nous attendions un moment pour identifier son appartenance linguistique et, une fois celle-ci déterminée, nous nous y tenions. Dans un cas cependant, nous avions attribué l'étiquette romanche à un visiteur fréquent, par ailleurs germanophone, parce qu'il parlait romanche avec nos deux parents ensemble; mais ce contact parle aussi polonais, et quand nous l'avons découvert parce que, un jour où notre père était absent, notre mère l'avait salué en polonais, nous n'avons pendant longtemps plus parlé que polonais avec lui (aujourd'hui, c'est la situation qui détermine la langue dans laquelle je parlerai avec lui: romanche si nous sommes avec des Romanches, polonais s'il est avec son épouse polonaise).

Un exemple isolé n'en est pas moins caractéristique. Un ami ladin dolomitique est venu chez nous quand j'avais environ quatre ans. Je l'avais déjà vu plus de deux ans auparavant, mais je ne pouvais pas m'en souvenir. Par commodité, la communication avec lui se fait en allemand ou en italien. Il savait que je ne parlais pas allemand, et que notre père me parlait en partie en italien. Ne pratiquant pas suffisamment le romanche, il s'est adressé à moi en italien. À ce qu'il paraît, je l'ai longuement dévisagé, réfléchissant comment lui répondre. Je ne parlais pas italien, ou pas assez pour lui répondre. Arrivé apparemment à la conclusion que c'était là la langue la plus proche de celle que le visiteur utilisait, je lui ai répondu en romanche.

Je viens d'écrire que, en Surselva, je ne parlais pas italien. J'employais cependant des mots italiens. Un des premiers objets que j'ai désignés nommément a été la lune, et je l'ai appelée «luna», pas «lune», ni «glina», et encore moins «księżyca». J'ai également créé un jeu qui consistait à «parler italien» en ajoutant les terminaisons -o ou -a à des mots français ou romanches. Et quand j'ai su que, quelques jours plus tard, nous allions partir habiter «là où on parle italien», j'ai passé de longs moments à jouer avec qui voulait bien au «magasin italien»: j'étais le vendeur, et je proposais mes marchandises en m'efforçant de donner une apparence italienne à ce que je disais. Mon frère était avec moi et disait «Sì, sì».

Nous étions très conscients de la langue que chacun devait utiliser vis-à-vis de nous, ou en tout cas je l'étais. Seul notre père avait le droit de s'adresser à moi en des langues différentes. Je n'avais pas encore trois ans quand mes grands-parents suisses, en visite

chez nous, nous ont emmenés, mon père, mon grand-père polonais et moi, en excursion à Chiavenna. Ce devait être mon premier contact avec l'aire italophone. Dans la voiture, mon père m'y a préparé en m'expliquant en italien que, là-bas, tout le monde parle italien. Ma grand-mère a alors voulu me parler elle aussi en italien. Je l'ai arrêtée d'un «Na! Tita parle!» catégorique, signifiant que mon père seul avait le droit de parler italien avec moi.

Dans ma petite enfance, je parlais alternativement français et romanche avec mon père. Nous jouions à changer de langue. Mon père a conservé une certaine nostalgie de cette époque révolue.

Nous avons également assimilé rapidement que les langues ont des territoires.

Mon frère n'avait pas huit ans quand il a participé au championnat grison de judo à Mustér, en Surselva romanche, comme membre du club de Roveredo. Pour comprendre l'anecdote qui suit, il faut se souvenir, premièrement, que les Alémaniques sont habitués à traiter les Romanches comme s'ils étaient des Alémaniques, c'est-à-dire qu'ils attendent d'eux qu'ils parlent dans leur dialecte alémanique; et, deuxièmement, que les vallées italophones n'ont qu'un poids démographique négligeable dans le canton.

Pendant les combats, nous avons vu de la tribune que l'arbitre a plusieurs fois fait des remarques à mon frère, et que celui-ci lui répondait tranquillement quelque chose en levant la tête vers lui. L'arbitre s'est énervé, et a fini par mal se comporter lors d'un autre combat auquel participait un camarade de Roveredo, ce qui a causé un petit scandale. Quand nous avons demandé ensuite à mon frère ce qui s'était passé, il a expliqué que le Monsieur lui avait parlé plusieurs fois dans une langue qu'il ne comprenait pas, et que, puisqu'on était à Mustér, il lui avait à chaque fois répondu en romanche «Jeu capeschel buc tei» (Je ne te comprends pas). À ce qui nous a été expliqué par la suite, l'arbitre, zurichois, ignorait que tous les enfants des Grisons ne parlent pas alémanique, et s'était laissé déstabiliser par un enfant qui lui répondait crânement dans une langue que lui, l'arbitre, ne comprenait pas.

Surtout dans notre enfance, notre plurilinguisme a parfois attiré l'attention. Nos parents n'ont pas recherché la publicité, mais – à chaque fois dans la mesure où mon frère et moi étions d'accord – ils ont accepté quelques occasions qui se sont présentées de faire passer un message:

*Le plurilinguisme précoce est fréquent et naturel dans notre société marquée par la mobilité et le mélange; il n'est pas une charge pour l'enfant, et lui apporte au contraire une richesse particulière pour la vie. Mais il lui faut des conditions de base pour se maintenir et se développer. Or, la société ne fait pas ce qu'il faut en la matière. Le système scolaire tel qu'il est conçu tend même à détruire les plurilinguismes qui existent – avant d'essayer d'introduire des langues **étrangères** de manière non naturelle et très inefficace.*

Un grand article avec photos à l'appui est paru en français et en allemand dans deux des principaux titres de la presse suisse, donnant justement en substance ce message.

Ma marraine journaliste à la radio romanche a construit une émission sur le plurilinguisme en me faisant intervenir comme enfant quadrilingue de neuf ans et en me faisant passer devant le micro une sorte de petit examen de traduction du romanche en français, polonais et italien.

Indépendamment l'un de l'autre, un journaliste romanche et un journaliste alémanique, venus pour illustrer les travaux de notre père à l'intention de leurs télévisions respectives, ont demandé à ajouter un volet en nous filmant mon frère et moi dans notre élément.

Les réactions admiratives de certaines personnes et ces quelques exemples d'intérêt de la presse nous ont donné une certaine fierté, bien sûr, mais nous ont en même temps étonné, et parfois aussi un peu embarrassés, voire ennuyés. De fait, notre plurilinguisme était et est pour nous naturel. Nous en sommes conscients, et en tirs satisfaction, mais pas de vanité. La meilleure illustration en est peut-être l'attitude de mon frère à douze ans à peine devant une équipe de la TSI, la Télévision suisse de langue italienne, venue à Rumein couvrir la présentation du dictionnaire romanche-français de notre père. Ayant appris par ses collègues romanches que mon frère, présent à la cérémonie, parlait déjà plusieurs langues, la journaliste a demandé à l'interviewer. Mon frère a accepté avec calme, et on a pu le voir le soir aux nouvelles réfléchir à la question «Tu parli... quante lingue?», compter mentalement, et répondre avec sérieux, sans aucune forfanterie, en se trompant même en sa défaveur dans le nombre de ses langues: «Beh, in minimo cinque. Certe cose, certe paroline in altre lingue le so, però se no, cinque, diciamo.» Puis il a encore répondu qu'il apprenait le portugais, et, aussitôt libéré, a à peu près cessé de penser à cet interview.

5 Résultat

5.a État des connaissances

Polonais

Pour ce qui est du niveau passif, je pense que je comprends le polonais courant pratiquement aussi bien qu'un Polonais habitant en Pologne.

En ce qui concerne l'expression orale, je n'ai pas de difficultés pour la langue courante. Par contre, dès qu'on entre dans un domaine précis, je sens les différents manques que j'ai dans ma langue maternelle. Comme je n'ai pas pu approfondir suffisamment mon vocabulaire, et n'ai guère le temps, dans une discussion, de chercher un mot dans un dictionnaire, je suis bien souvent obligé, parlant avec notre mère, d'insérer des mots étrangers, en les déclinant éventuellement à la polonaise, pour lui expliquer par exemple ce que j'ai appris à l'école – ou, aujourd'hui, à l'université. Il faut toutefois remarquer que même notre mère n'a bien souvent aucune idée de comment dire telle ou telle chose en polonais (ce qui s'explique certainement en partie par le manque de pratique de la langue dont, à un certain niveau, elle souffre elle-même). En général, je peux dire que je fais plus d'efforts que mon frère pour chercher le mot polonais exact, ou bien un mot similaire. Paradoxalement, c'est parfois notre père qui nous souffle un mot polonais – mais il s'adresse au moins aussi souvent à nous pour nous demander l'équivalent polonais d'un mot français.

Au niveau de l'écrit, les leçons faites avec notre mère, même quotidiennement pendant des années, ne m'ont pas permis d'arriver à une maîtrise parfaite du polonais (en fait, à bien y regarder, cela vaut à des degrés divers pour chacune de mes langues, mais ce qui compte est d'avoir un bon niveau dans le plus grand nombre possible de langues). Malgré tout, même si je fais des fautes d'orthographe ou de grammaire, je réussis assez régulièrement à prouver à mes parents que j'ai (plus que) de bonnes connaissances du polonais écrit.

Un bon exemple de l'«effort» que je fais pour communiquer en polonais avec notre mère est celui des textos. Quand je dois écrire un message à notre mère, j'emploie le polonais (notre mère ne se sert elle aussi que du polonais avec mon frère et moi – notre père n'a pas de téléphone mobile). Mon frère, lui, emploie l'italien dans ses messages à notre mère. L'excuse qu'il donne est qu'il utilise la langue automatique italienne. Personnellement, je le réprouve fortement et je trouve que c'est une erreur de sa part, parce que les occasions de parler et surtout d'écrire le polonais (à part les quelques discussions qu'il a sur internet) sont rares.

Soit dit en passant, j'ai également remarqué combien souvent et facilement mon frère a recours à des mots «polonisés» ou carrément inventés (par exemple «z-inwentowaé»). Mais la faute, ici, n'est pas seulement la sienne. Je trouve en effet que notre mère, pour sa part, se limite trop à seulement écouter sans corriger, sans glisser le mot manquant, sans faire, en fin de compte, l'effort que l'on pourrait exiger d'elle au nom d'un devoir moral.

Au niveau de la lecture, je constate que j'ai de grandes difficultés à lire rapidement. La raison première en est tout simplement que je lis très peu en polonais, ce qui à son tour s'explique par le fait que, d'une manière générale, je ne lis pas volontiers, entre autres parce que l'université prend trop de place pour que je me mette encore à lire d'autres livres que ceux qu'il me faut pour mes études: je préfère m'occuper autrement pendant le peu de temps libre qui me reste.

Français

Le français est sans aucun doute, avec l'italien, la langue que j'ai le plus et le mieux développée. Je comprends sans autre absolument tout ce qui concerne les thèmes un tant soit peu habituels. Au début de mes études en Suisse romande, j'ai eu un léger sentiment d'étrangeté à suivre des cours en français mais, fondamentalement, j'étais au niveau des étudiants ayant derrière eux treize ou quinze ans d'école française. Je découvre bien sûr régulièrement des mots nouveaux, mais il en va de même en italien – dans les domaines qui n'ont pas été couverts par l'école, mon vocabulaire passif est même plutôt plus étendu en français.

Je m'exprime sans aucune difficulté, en ce sens que je ne dois pas réfléchir avant de parler. Paradoxalement, sachant que, après quinze ans de scolarité italienne, j'ai parfois une influence ponctuelle de l'italien sur mon français, il m'arrive d'hésiter à employer une expression par crainte que ce soit un *italianisme*. Ainsi, parlant récemment avec mon père, j'ai cité l'allemand «auf Messers Schneide» par crainte que «sur le fil du rasoir» ne soit un calque de l'italien «sul filo del rasoio». Je sais maintenant que l'expression est (aussi) parfaitement française.

En ce qui concerne la lecture, grâce au fait que, comme mon frère, j'ai pas mal lu (ou été d'une certaine manière obligé à le faire) dans mon enfance et mon adolescence, je lis assez rapidement et sans difficulté.

Pour ce qui est de l'écriture, je n'ai pas non plus de grandes difficultés en ce qui concerne la langue elle-même, c'est-à-dire l'orthographe ou la grammaire. D'après les comparaisons que j'ai pu faire, j'ai même plus de sûreté que la majorité des jeunes francophones de mon âge. Là où je ressens un manque et sais avoir de la peine, c'est en matière de style. Je traîne là un véritable boulet (le présent témoignage, révisé par la personne que l'on peut imaginer, n'est pas représentatif de ma production habituelle). Une raison de ce manque est certainement que je n'ai de loin pas lu autant de livres que mes parents. Mais une deuxième raison est, simplement et malheureusement, le fait que l'école, que ce soit l'école primaire ou secondaire et même le gymnase, n'a pas vraiment soigné l'enseignement du style et de la rédaction.

Cette situation générale est également celle de mon frère, qui vient de commencer, de façon tout à fait normale du point de vue linguistique, des études de biologie à l'Université de Lausanne.

Italien

Comme l'italien est la langue dans laquelle j'ai fait toute ma scolarité jusqu'à la maturité, je n'ai de difficulté à aucun des niveaux de connaissance de la langue, sauf bien sûr en ce qui concerne le style et la capacité rédactionnelle. Mon frère est dans la même situation que moi.

De façon caractéristique, nous pouvons tous deux aider notre père dans ses travaux en italien pour lui donner des tournures courantes ou pour dissiper des doutes, par exemple quant à l'emploi du subjonctif; mais, tous deux, nous avons à maintes reprises eu recours à son aide d'italianisant pour rédiger des travaux scolaires en italien – un paradoxe qui suffit à illustrer les lacunes de l'école dans ce domaine.

Dialecte mesolcinais

Mon frère et moi avons appris à comprendre le dialecte de la Basse-Mesolcina et, sur cette base, nous comprenons également les dialectes de la plus grande partie de la Suisse italienne. Fût-ce sous une forme influencée par le standard, nous serions également en mesure de le parler couramment avec les locuteurs d'ici, voire des régions avoisinantes du Tessin, mais la barrière psychologique nous a toujours empêchés de le faire.

Romanche

Je suis fier de pouvoir affirmer me débrouiller plutôt assez bien en romanche si l'on tient compte du peu d'occasions que j'ai de pratiquer cette langue, et mon père est souvent surpris en bien de mes connaissances.

Comme je l'ai mentionné ci-dessus, je comprends non seulement mon idiome sursilvan, mais également les autres formes de la langue. J'ai récemment été très étonné – et bien sûr fier – de constater que je suis capable de lire et traduire en sursilvan une transcription du dialecte, extrêmement particulier, de Bravuogn.

À l'oral, je m'entretiens avec facilité avec les Romanches de tous les idiomes, même si je dois souvent chercher un mot. Et si je fais des fautes de grammaire, je sais que ma prononciation montre que je suis (aussi) «de langue romanche», et je parle un romanche moins germanisé que celui de la majorité des Romanches.

C'est à l'écrit que j'aurai le plus de problèmes; mais, ici aussi, j'ai constaté que j'orthographie plutôt mieux le romanche (sursilvan) que bien des Sursilvans de mon âge.

Dans l'ensemble, le tableau vaut aussi pour mon frère, à ceci près qu'il a encore moins de pratique active que moi, et qu'il a, peut-être, moins d'intérêt et de sentiment que moi pour cette langue – mais l'indifférence qu'il affiche parfois pourrait aussi être de façade.

Allemand

Au niveau de la compréhension, je me tiens au courant en regardant des chaînes d'Allemagne pendant la plus grande partie du temps que je passe devant la télévision. Les différents séjours que j'ai faits dans la famille de mon parrain à Berlin m'ont également beaucoup aidé pour l'oral et notamment pour la mélodie de la langue. Je me suis sensiblement amélioré en lecture ces derniers temps parce que j'ai fait un effort pour lire quelques classiques, tous en allemand (Thomas Mann, Hans Albrecht Moser).

C'est à l'écrit que je rencontre le plus de difficultés, parce que, depuis ma sortie du gymnase, les occasions d'écrire l'allemand sont plutôt rares.

Pour différentes raisons, en premier lieu parce qu'il n'a fait que tout récemment un premier séjour linguistique dans un milieu germanophone, mais aussi parce qu'il a étudié de manière différente, moins indépendante que moi, mon frère, s'il connaît très bien la grammaire allemande, et comprend la langue à peu près aussi bien que moi, n'a pas développé son vocabulaire actif autant que moi.

Portugais

Je n'ai presque plus pratiqué le portugais depuis cinq ans. Malgré cela, j'en conserve une compréhension passive non négligeable à l'écrit comme à l'oral, bien supérieure en tout cas à ce qu'apporte la connaissance approfondie de deux autres langues latines. En ce qui concerne ma capacité à m'exprimer, elle est ou serait extrêmement réduite, mais elle se développerait notablement au cours d'une seule discussion.

La situation est comparable pour mon frère, qui aurait cependant à la fois l'avantage et le handicap de ses quatre ans de castillan au gymnas.

Castillan

Mes capacités en castillan sont assez comparables à celles que j'ai en portugais, la différence étant, d'une part, que ma base structurée est beaucoup plus réduite qu'en portugais, ce qui me freine, mais d'autre part, que le castillan déroute moins que le portugais et, surtout, est plus présent dans le monde. Par ailleurs, le fait que notre père nous parle un peu dans cette langue (alors qu'il est très rare qu'il le fasse en portugais) a sans doute un certain effet.

Ici, mon frère est dans une toute autre situation, puisqu'il a eu quatre ans d'étude du castillan au gymnas et que, contrairement à moi, il a lu plusieurs livres entiers dans cette langue. Il est réellement capable de s'exprimer couramment en castillan. Mais il lui faudra maintenant faire attention à trouver des occasions de continuer à pratiquer cette langue.

Anglais

En anglais, j'ai essentiellement les connaissances que m'ont apportées quatre ans de gymnas, ainsi que l'écoute continue de chansons en anglais (mais j'écoute aussi beaucoup de chansons en polonais, allemand, français et italien). J'ai donc plus de facilité à l'écoute et à la compréhension. Cela vaut aussi pour mon frère.

En ce qui concerne l'écrit, maintenant que j'ai des cours d'anglais à l'université, je constate que je m'en sors assez bien. Pour l'expression orale, je regrette que l'enseignement scolaire n'a pas apporté grand-chose en fait de prononciation, et que je n'ai pas pu acquérir un accent britannique. Comme notre professeure d'anglais économique à l'université nous parle avec un tel accent et le souligne, j'espère combler un peu cette lacune.

5.b Emploi des langues

En général

D'une façon générale, mon frère et moi nous servons sans hésitation de la langue de notre interlocuteur si celui-ci parle une de nos langues principales, soient les langues nationales et le polonais, ainsi que l'anglais et, pour mon frère, le castillan. À l'inverse, nous savons très bien jouer avec notre registre linguistique pour exclure les personnes présentes, connues ou inconnues, si nous en ressentons le besoin (mais nous ne devons jamais oublier que nous ne sommes pas les seuls à parler nos langues et que, en particulier, il y a plus de quarante millions de locuteurs du polonais dans le monde). C'est un réflexe presque automatique, qui représente une caractéristique accessoire, mais très réelle, de notre plurilinguisme. Mon frère n'a peut-être jamais parlé autant polonais avec moi ou avec notre père que depuis qu'il nous téléphone de Lausanne.

Avec notre mère

Depuis longtemps, il est absolument exceptionnel que mon frère et moi nous servions d'une autre langue que le polonais pour nous adresser à notre mère. Le seul accroc à cet usage, mais il est systématique et non négligeable, est l'emploi (voir ci-dessus) que mon

frère fait de l'italien dans ses textos à notre mère.

Avec notre père

Il est intéressant de noter que mon frère n'a jamais essayé, comme il l'a fait avec notre mère et avec moi, de parler italien avec notre père. La langue habituelle et normale de communication avec notre père est, aussi bien pour mon frère que pour moi, le français. En présence de notre mère, toutefois, nous parlons généralement polonais, et il nous arrive également de parler dans cette langue avec notre père quand il y a un lien avec notre mère. Le polonais est également la langue que nous utilisons le plus souvent quand nous voulons ne pas être compris par les personnes qui nous entourent, par exemple dans un magasin, ou au téléphone.

Nous ne nous servons aujourd'hui qu'exceptionnellement et très brièvement du romanche, et l'emploi d'autres langues ne se fait que par jeu, ou en présence de personnes que nous ne voulons pas exclure. Parler avec notre père une autre langue que le français nous semble toujours bizarre s'il n'y a pas de raison précise pour le faire.

Notre père, lui, s'adresse à nous principalement en français. Il nous parle toutefois très généralement polonais en présence de notre mère. Comme cela nous arrive de notre côté avec lui, il se surprend parfois à nous parler en polonais presque par inadvertance, lorsque quelque chose fait penser à notre mère, ou au polonais. Généralement, il passe alors au français après quelques phrases. Comme nous, il se sert également du polonais comme langue d'exclusion mais, sachant le nombre de polonophones dans le monde, il choisit parfois le romanche s'il peut s'exprimer sans mots trop reconnaissables pour des Latins.

Notre père ne nous parle plus autant romanche qu'autrefois, mais il reste très naturel pour lui de nous dire quelque chose de bref, voire de commencer une conversation dans cette langue; toutefois, nous lui répondons presque toujours en français, et il nous suit rapidement dans notre choix. De manière naturelle, ou d'une manière devenue naturelle avec les années, il se sert parfois du castillan, voire, plus rarement, du portugais pour une question ou une réponse. L'emploi de quelques phrases stéréotypées d'autres langues, notamment du gaélique, est une sorte d'automatisme.

Entre mon frère et moi

Mon frère et moi avons vingt-trois mois d'écart. C'est donc à moi qu'est revenue la tâche de déterminer initialement en quelle(s) langue(s) m'adresser à lui, et donc, probablement, en quelle(s) langue(s) nous allions développer nos relations. Au début, d'après les souvenirs et les notes de mes parents, je m'adressais à mon frère, comme à tout le monde, dans un mélange de mes langues. Puis il a semblé que je penchais vers le polonais, ce qui avait une certaine logique du moment que, même si notre père était toujours présent à la maison, je passais beaucoup plus de temps avec notre mère. De temps en temps, j'ai également utilisé le romanche. Mais, encore à Zignau, l'usage s'est établi entre nous de parler presque exclusivement en français.

Après un an à Roveredo, lorsqu'il a commencé à se servir de l'italien, mon frère a toutefois eu une forte tendance à me parler dans cette langue, et ainsi à m'entraîner vers elle. Comme je l'ai déjà mentionné, nos parents ont réagi de deux façons, en en appelant à moi pour que je maintienne l'usage d'une autre langue (ils me laissaient le choix, réellement, m'incitaient même à parler (aussi) polonais mais, pour moi, il ne pouvait plus s'agir désormais que du français), et en intervenant directement auprès de mon frère.

Nous avons ainsi conservé le français comme langue principale de communication entre nous, le polonais ne nous servant presque plus que pour communiquer sans être compris par d'autres personnes du monde extérieur – sauf en Pologne, où nous nous servons évidemment soit du français, soit de l'italien.

Plus tard encore, cependant, toujours plutôt à l'initiative de mon frère, nous avons commencé à utiliser également l'italien dans certaines situations, par exemple quand nous parlions à l'école, ou lorsque le jeu électronique auquel nous jouions était en italien. Tant que la part de l'italien restait relativement faible, nos parents ont accepté cette situation, mais ils étaient vigilants, et nous sentions leur vigilance. Il suffisait souvent que notre père s'adresse à nous en français, voire simplement manifeste sa présence comme une sorte de signal, pour nous faire repasser au français.

Au début de l'adolescence, nous avons également commencé à pratiquer entre nous le dialecte local, en comptant un peu que, la pratique et l'habitude venant, nous pourrions nous lancer à le parler avec nos camarades dialectophones, deux tiers à trois quarts du total. Comme je l'ai déjà mentionné, la situation sociolinguistique régnante nous a empêchés de faire le pas. Pendant quelques années, le dialecte, dans un débit rapide, nous a également servi dans une certaine mesure pour rester entre nous deux par rapport à nos parents. Nous comptions ici sur le fait que, outre qu'ils respectaient certainement le désir d'intimité que cet emploi exprimait, ils avaient eu peu l'occasion de se faire l'oreille au dialecte et que notre père, le plus susceptible de le comprendre, était désormais handicapé par sa perte d'ouïe. Ces dernières années, nous avons plus ou moins abandonné la pratique du dialecte entre nous.

Aujourd'hui, je m'adresse essentiellement en français à mon frère. Lui par contre, s'il utilise majoritairement le français avec moi, a encore souvent tendance à me parler en italien. Je lui réponds quant à moi assez systématiquement en français, et il m'arrive de lui demander carrément de passer au français, parce que cela me dérange de l'entendre me parler dans une autre langue.

Il y a toutefois quelques exceptions. La première est, comme toujours, constituée par les cas où il s'agit d'exclure les personnes susceptibles de nous comprendre. C'est en ce sens que, depuis qu'il est à Lausanne, j'accepte sans autre que mon frère me parle en polonais ou en italien au téléphone afin d'éviter que sa logeuse ou d'autres personnes, si elle l'entendent, le comprennent; mais, pour ma part, je lui réponds souvent en français, sauf pour certains jeux, ou certaines fois où nous parlons de filles.

Il sera intéressant de voir si le fait d'habiter en Romandie influencera peu à peu mon frère dans son emploi des langues lorsqu'il parle avec moi.

En ce qui me concerne, même si (pour des raisons n'ayant rien à voir avec la langue) je suis revenu en Suisse italienne, je ne pense pas que je développerai une tendance à me servir davantage de l'italien avec ma famille.

Langue(s) familiale(s)

Dans la mesure où nous les maîtrisons, nos parents et nous utilisons nos langues principales dans différents registres allant, suivant la situation, du langage familial à la langue recherchée. Tous, nous parlons un français à forte coloration romande, tandis qu'en allemand nous nous démarquons autant que possible du «Schweizer Hochdeutsch». En italien, mon frère et moi parlons évidemment le standard de Suisse italienne.

Sauf éventuellement par jeu, et à part les mots que, d'un accord tacite, nous introduisons par commodité pour ne pas perdre de temps, ou les mots de la «langue familiale» que je décris ci-dessous, nous ne mêlons pas les langues lorsque nous parlons entre nous. Nous pouvons toutefois fort bien passer sans transition d'une langue à l'autre suivant la situation.

Lorsque nous les parlons entre nous, toutes nos langues, et surtout bien sûr le français et le polonais, ont cependant quelques aspects ou éléments spécifiques à la famille – ou parfois à deux ou trois d'entre nous –, qui seront souvent hermétiques à tout observateur extérieur. Il s'agit entre autres d'allusions à quelque chose de passé, de jeux de mots, de

déformations volontaires ou non, de raccourcis, d'automatismes ou de stéréotypes divers. Ce sera là certainement un trait commun à bien des familles, mais, chez nous, il s'y ajoute le facteur du multilinguisme.

Qui pourrait reconstituer que, si notre mère dit «fédération!» lorsque notre père éternue, cela vient du romanche «viva!» qui, prononcé à l'allemande, donne FIFA, Fédération internationale de football amateur: par jeu, nos parents ont eu employé l'expression entière, et notre mère y fait encore allusion en n'en donnant plus que le premier élément. Si notre père nous souhaite bon appétit en malais, notre mère et moi avons pris le pli de répondre «la paix soit avec toi» en arabe, parce que «salam» ressemble à «selamat» – mon frère, qui aime les sorties volontairement un peu absurdes, répond quant à lui généralement «bonjour» en croate. De mon côté, je m'amuse parfois à utiliser avec notre père les rares expressions qu'il a encore apprises, et qu'il nous a transmises, du dialecte aujourd'hui à peu près disparu de l'Ajoie.

Quelle que soit la langue que nous utilisons, le tue-mouches est toujours le «mazzamuostgas», le salon ou la pièce de séjour la «stiva» (qui se décline en polonais comme n'importe quel féminin se terminant en a). Les reuchtis/röstis restent tels quels, ce qui est assez normal en Suisse. Mais ce qui peut être plus spécifique, c'est que le rôti haché a donné le «rotjasz», tandis que, en français, mon frère et moi distinguons soigneusement les côtelettes et les «kotlety», qui sont des boules aplatis de viande hachée rôties dans la poêle. Il va d'ailleurs de soi que les mets polonais ont conservé leur nom original, barszcz, goląbki, pierogi, uszki, etc. «Po malezyjsku», par contre, fait allusion à un plat que notre mère a appris d'un ami indo-malaisien.

Pour terminer par un dernier exemple, qui pourrait deviner que le nom que mon frère et moi donnons à notre père vient de «tatus», le mot polonais pour «père» ou «papa» que notre mère nous a appris, et que nous avons transformé de différentes façons dans notre toute petite enfance, avant de nous mettre tous deux à utiliser la forme «eitga» (écrite et prononcée à la romanche)? Notre grand-mère suisse, quant à elle, nous parle encore toujours de notre «tatouche» pour désigner notre père.

5.c Rôle ou position des langues, ou sentiment vis-à-vis des langues

Je n'ai pas tout à fait le même rapport avec chacune de mes langues. Le sentiment que j'ai vis-à-vis d'elles, la position qu'elles ont en moi, diffèrent d'une manière subtile et, il faut le souligner clairement, sans que cela dépende essentiellement de la maîtrise plus ou moins grande que j'en ai.

J'ai de la peine à penser en termes de langues premières ou secondes. Ces termes ne correspondent pas à ma situation, ne rendent pas ma perception.

Le polonais et le français sont mes deux langues maternelles. Ils sont en moi, ils font partie de mon être.

L'italien n'est pas une langue maternelle, mais il n'en fait pas moins partie de moi, sans restriction. Je dirais que, alors que le polonais et le français sont dans ma moelle, l'italien est dans mon cerveau – mais ces langues sont toutes trois aussi affectives ou cérébrales les unes que les autres.

Le romanche fait aussi partie de moi, je suis très fortement lié à lui, indépendamment de la maîtrise moins parfaite que j'en ai, indépendamment de certains sentiments ambivalents que j'ai vis-à-vis des Romanches. Il est dans une position intermédiaire entre celle de l'italien d'un côté, du polonais et du français de l'autre. En d'autres termes, il m'est à moitié ce que j'appelle une langue maternelle.

L'allemand, enfin, a une position par certains côtés intermédiaire entre celle du romanche et celle de l'italien. C'est une langue que j'ai toujours entendue, fût-ce surtout, dans ma

toute petite enfance, à la télévision. C'est une langue familière d'aussi loin que je me souviensne (alors que notre père, lui aussi si profondément lié à l'allemand – et au romanche –, n'a pas eu de forte présence de l'allemand pendant les dix premières années de sa vie), une langue que je pratique activement depuis mon enfance, avec des personnes qui me sont chères, une langue dans laquelle j'ai vu d'innombrables longs métrages, documentaires et discussions – et un débat télévisé me plaît plus en allemand qu'en italien. On pourra en fin de compte le mettre dans la catégorie que l'on voudra, l'allemand fait lui aussi partie de moi, et c'est cela qui importe.

Pour les autres langues, le lien est différent, et moins fort, et la connaissance que j'ai d'elles est plus faible, me permet moins d'aisance. Malgré tout, j'ai de la peine à les considérer comme des «langues étrangères».

À quelques nuances près, et en tenant compte de ce que mon frère se servirait peut-être d'autres termes et d'autres images, je pense que le tableau ci-dessus vaut également pour lui.

6 Binationalité

Nos parents nous ont élevés dans la conscience et une certaine fierté de nos deux origines – sans nous cacher, bien au contraire, ce qui les dérange en Pologne et en Suisse.

Il y a eu une brève période, au début de notre scolarité, où mon frère et moi avons couru un certain risque à propos de la moitié polonaise de nos racines. Il y a en Suisse, et dans notre région en particulier, un nombre relativement important d'immigrés des pays dits d'ex-Yougoslavie dont, pour différentes raisons, sociales et autres, l'intégration ne va pas sans quelque difficulté. À l'école, «Slavo» était une insulte et un terme de mépris. J'ai été très surpris et assez choqué quand des camarades ont commencé à se servir de ce mot, dans ce sens, vis-à-vis de moi. J'ai demandé des explications à mes parents, et entre autres ce que j'avais à voir avec des camarades (yougo)slaves, moi qui n'avais aucune connaissance des régions et langues concernées. Mes parents ont réagi en me donnant des explications différencierées quant à la parenté linguistique, mais aussi l'éloignement entre les langues slaves, quant aux achèvements liés à la Pologne et aux connationaux dont on peut être fiers (Maria Skłodowska-Curie!), et, dans la mesure du possible, quant aux aspects sociaux concernés. Notre mère m'a en outre donné le conseil pratique de répliquer, y compris par l'absurde, et, effectivement, je suis parvenu à arrêter une évolution qui aurait pu avoir quelques conséquences négatives pour mon sentiment de moi-même.

Dans l'ensemble, mon frère et moi ne cachons ni ne mettons en avant notre binationalité. Nous nous sentons bien avec chacune de nos origines, ou plutôt avec notre origine composite. De fait, nous sommes Polonais, mais Polonais de l'extérieur. Et quant à la Suisse, nous avons un nom alémanique, des prénoms italiens (que nos parents ont choisis pour qu'ils soient facilement prononçables par nos deux parentés), nous sommes nés en territoire romanche, nous habitons dans les Valli, donc à la fois dans les Grisons et en Suisse italienne, nous faisons partie des privilégiés qui parlent les quatre langues nationales; mais nous ne sommes certainement pas des Romanches, nous ne sommes pas non plus des Romands comme notre père, et nous ne sommes ni des Grisons, ni des Suisses italiens. En fin de compte, nous sommes nous, en sommes satisfaits, et ne nous posons guère de questions à ce sujet.

7 Conclusion

Comme nos parents n'avaient pas fixé d'objectif définitif détaillé, et ont simplement voulu «faire au mieux», la question de savoir dans quelle mesure des objectifs initiaux ont pu être atteint ne se pose pas, et c'est très bien ainsi. Nos parents et nous ne sommes pas des robots programmables.

Pour ma part – mais je pense que mon frère partage plus ou moins mon sentiment –, je ne peux cacher, aujourd’hui que je suis adulte, que j’aimerais être plus sûr dans ma langue maternelle polonaise, et que, a posteriori, je regrette un peu que nous n’ayons pas eu, mon frère et moi, (encore) plus de discipline, et notre mère, (encore) plus de patience; et que nous n’ayons pas eu de meilleur matériel à disposition.

Pour ce qui est du romanche, même si ce n’est pas une langue très utile dans le monde actuel, je serais heureux de la maîtriser encore mieux, parce que c’est bel et bien une de mes langues, et justement aussi parce que nous ne sommes pas nombreux à le parler.

Il est dommage par ailleurs que tous les efforts que mon frère et moi – et notre père – avons faits pour acquérir le portugais n’aient pas porté de meilleurs fruits. Il serait bien que cet échec relatif puisse d’une quelconque façon servir pour aider à créer de meilleures conditions pour des projets comparables au nôtre.

Enfin, je regrette parfois de ne pas avoir mieux profité, d’une part, des possibilités de lecture que nous avons eues en français, et, d’autre part, de l’offre de notre père de nous donner une culture générale plus vaste que ce que l’école nous assurait. En théorie, ce regret a des justifications. Mais, en pratique, je me rends compte que ce que nous avons fait tous les quatre ensemble est à peu près ce que nous pouvions faire raisonnablement sans que l’effort constant ne devienne insupportable pour tous. Je n’aurais eu davantage qu’au prix, en toute fin de compte, d’une partie de mon enfance et de mon adolescence. Or, j’ai eu une enfance et une adolescence heureuses, riches, respectées, soutenues, et avec la liberté qui me convenait. La conscience de ce bien dissipe rapidement les quelques accès de regret que je peux avoir.

Je ressens par ailleurs fortement mon insuffisance et mon insécurité en matière de style et de capacité à rédiger. Mais ici, c’est le système scolaire grison et tessinois, et suisse en général, qui est en cause (à entendre mon parrain professeur d’université et bien d’autres personnes de différents pays et milieux, à voir les résultats chez mes camarades d’autrefois et d’aujourd’hui, et chez les correspondants que mon frère et moi avons dans différents pays, cette lacune n’est en rien spécifique à la Suisse).

En face de ces imperfections, de ces manques tout relatifs – comment espérer obtenir partout le meilleur?! –, les achèvements sont, maintenant que j’y pense plus précisément pour ce témoignage, assez impressionnantes.

À côté de la maîtrise de l’italien que l’école m’a assurée, et malgré la tendance réductrice que le système scolaire a en matière de diversité et richesse linguistiques, contre son effet de «monolinguisation» des jeunes bilingues ou multilingues qui passent par lui, j’ai une maîtrise du français égale à celle de l’italien, égale, donc, à celle que les autres francophones ont atteinte après treize ou quinze ans d’école française (elle aussi réductrice et «monolinguisante»). Je possède le romanche un peu comme un fils de Romanches qui n’aurait eu que peu d’école romanche. J’ai une maîtrise de l’allemand bien supérieure à celle que l’école a assurée à mes anciens camarades, un sentiment de la langue sur la base duquel je pourrai(s) arriver pratiquement au niveau de «Muttersprachler» que l’école italienne m’a attribué de façon exagérée. J’ai en castillan une base qui ne demande elle aussi qu’à se développer. J’ai la base d’anglais que le gymnase m’a assurée. Et, même si je ressens des manques parce que c’est là ma langue maternelle au sens précis du mot, j’ai en polonais une maîtrise naturelle et différenciée, à l’écrit comme à l’oral, telle que, à moins d’être un génie, un non polonophone étudiant le polonais n’atteindra pas de toute sa vie. Et je suis un de ceux qui parlent de manière naturelle ce romanche qui, même réduit à ce qu’il est, est ce que la Suisse a de plus particulier dans le domaine linguistique.

Par mes différentes langues, j’ai, enfin, des «chez-moi» dans les trois principales familles de langues européennes.

Dans l'ensemble, avec un léger moins en allemand et peut-être en romanche, mais un grand plus en castillan, ce tableau vaut aussi pour mon frère.

En d'autres termes, là où l'école grisonne, puis tessinoise, nous aurait assuré, à mon frère et à moi, une langue première et vaillie que vaillie des bases de, respectivement, trois et deux langues étrangères, en nous laissant des ruines de nos deux langues maternelles, nous avons (ou en tout cas j'ai en ce qui me concerne) cinq «chez-nous» linguistiques, auxquels s'ajoutent ce que j'appellerai pour simplifier trois langues étrangères.

Je crois que, au vu de ce résultat, le projet formulé par nos parents s'est réalisé. Et il est d'autant plus un succès qu'il s'est réalisé par un effort qui n'a absolument pas été excessif ou insupportable, un effort qui, sans rien nous prendre de notre enfance et de notre adolescence, a été si constant et discipliné qu'il en était naturel, naturel au point, justement, que ce n'est que maintenant, en rédigeant ce témoignage, que j'en ai pris toute la mesure, avec un certain étonnement.

Ce succès, et la manière dont il a été obtenu, donne également la démonstration que nos parents voulaient apporter: même en travaillant en amateur, on peut combattre les effets réducteurs du système scolaire en matière de bilinguisme et de plurilinguisme, et, corollaire, la société peut et doit s'arranger pour élaborer un système scolaire qui ne commence pas par négliger et ruiner les bilinguismes ou plurilinguismes individuels avant d'essayer de construire, de manière pitoyablement inefficace, une maîtrise acceptable en seulement deux langues qualifiées d'étrangères, choisies dans un éventail croupion qui comprend toujours l'anglais.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Ícaro non vola

Fabio Chiocchetti, Vich/Vigo di Fassa

*Tem que viver a vida
um dia após o outro,
no final tudo dará certo.*

(Lédice Correia Santos)

Sette anni dopo, al Pelourinho

Ícaro non vola, e forse non volerà mai. Dopo un paio d'anni di galera, oggi ha ripreso la sua vita di "malandragem" al Pelourinho, abbordando turisti sprovvveduti con il suo solito fare misurato e circospetto, come un animale della foresta in cerca di preda, consapevole di essere lui stesso una preda.

Non l'avevo più rivisto dal tempo dei fatti. Avevo chiesto in giro notizie di lui, ogni volta che tornavo a Bahía, portando con me una copia del libro, la copia destinata a lui, il protagonista. Non mi era più capitato di incontrarlo, in nessuno dei viaggi successivi.

È stata la prima persona che ho incontrato risalendo Rua Portas do Carmo, appena sceso in strada diretto al Terreiro de Jesus, quella domenica pomeriggio dello scorso novembre, venendo da una settimana trascorsa a Recife. Mi aveva fermato con i soliti pretesti, forse mi aveva anche parlato in italiano, ma probabilmente non mi aveva riconosciuto.

Aveva i crespi capelli corti pesantemente ossigenati, un look del tutto inedito. Per il resto i soliti bermuda e maglietta, ma meno puliti rispetto al primo incontro, sette anni addietro: corporatura più robusta, non più un adolescente gracile e malnutrito, ormai un giovane uomo di 26 anni. Lo riconobbi subito, gli mancavano del tutto i due incisivi superiori, al mio ricordo tranciati a metà in una rissa: «Você é Ícaro, né?...». Rimase sopreso dal fatto che conoscessi il suo nome. Mi guardò per un momento senza parole. «Cê lembra?...». «Lembro...» mormorò dopo un attimo di incertezza, «o italiano, o meu amigo...». E via a precisare reciprocamente i dettagli del primo incontro e del rocambolesco rincorrersi di fatti che ne era seguito: il furto, la denuncia alla polizia, il contatto con i presunti ladri, il millantato recupero dell'oggetto, l'estorsione...

Ora ricordava tutto benissimo. Naturalmente spergiurò che i "ladri" avevano già venduto la macchina fotografica, e lui era tornato per restituirmi i soldi, ma io non c'ero più, e che

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)

Fabio Chiocchetti, Direttore dell'Istitut Cultural Ladin "Majon di Faschein" a Vich/Vigo di Fassa.

La storia di Ícaro, e del mio primo incontro con lui e con il Brasile, è narrata nel volumetto uscito nel gennaio del 2004 per i tipi di Nicolodi editore in Rovereto con il titolo "Il volo di Ícaro – Storie di ordinaria marginalità a Salvador da Bahía". Questo breve racconto, scritto al ritorno dal mio ultimo viaggio in quella magica città, ne costituisce l'inatteso epilogo, suggerito di un'avventura umana e letteraria che mi ha straordinariamente arricchito, aprendomi la via verso nuove visioni del mondo. Dedico queste pagine con grande piacere a Dieter Kattenbusch, al quale mi lega un'amicizia che risale ai primissimi anni '80, quando io avevo appena iniziato il mio lavoro all'Istitut Cultural Ladin e lui si affacciava alle valli ladine, insieme con il prof. Hans Goebl e con il collega Thomas Stehl, per svolgere una "Tiefbohrung" preordinata alle inchieste dell'ALD-I ("Atlant Linguistich dl Ladin Dolomitich y di dialec víjins"), cui il Festeggiato in seguito avrebbe contribuito in modo continuativo e rilevante. Questa dedica va dunque al di là dei rispettivi interessi (professionali e non) per il ladino e per le minoranze linguistiche, e si proietta oltre i confini della nostra vecchia e cara Europa sull'onda di una comune fascinazione per l'America Latina e per la sua gente, che ci ha portati entrambi, per vie e destinazioni diverse, a fare l'esperienza indimenticabile di "un'altra vacanza" (cf. Dieter Kattenbusch, "CALI – Tagebuch eines anderen Urlaubs", Berlin 1997).

poi li aveva spesi per comprarsi da mangiare... La stessa versione che diede alla polizia quando fu beccato. Stranamente non disse nulla a questo proposito. Temevo serbasse rancore, ma evidentemente gli era andata bene: dopotutto non l'avevo denunciato e lui la coscienza pulita forse non ce l'aveva proprio. Credo che i due anni di prigione li avesse avuti per ben altre bricconate...

Gli dissi che avevo raccontato tutta la sua storia in un libro, che lui, Ícaro, era diventato "famoso" in Italia. Sapeva del libro, ne aveva avuto notizia dalla Delegata della Polizia con la quale aveva avuto contatti per qualche tempo, ma poi Zélia si era trasferita ed evidentemente non aveva fatto in tempo a fargli avere la copia che le avevo mandato per lui.

Si mostrava fiero di tanto onore, felice di tanta considerazione. Ricominciò a chiamarmi "amigo" e a raccontarmi tutte le sue storie di bravo ragazzo, povero ma pieno di voglia di fare. Adesso voleva comprare una cassetta termica, non ricordo il nome in portoghese, quei rudimentali contenitori in polistirolo che usano i venditori ambulanti di acqua minerale. Non ce lo vedeva proprio Ícaro andare in giro sotto il sole a vendere le bottigliette "um real, um real!"...

Insomma aveva bisogno di 30 reais. Finì che gliene diedi 15, credo, e protestò pure perché non gli avevo dato l'intera somma. Ci dimmisi appuntamento per il giorno dopo, all'ingresso dell'hotel Pelourinho (si era subito informato se ero alloggiato nello "stesso" albergo...), gli avrei dato la copia del libro, con tanto di "*dedicatória*"...

Così avvenne. Sembrava commosso nel leggere il suo nome sulla copertina "Il volo di Ícaro", *O vôo do Ícaro*, tradussi. Collegò subito il senso del titolo al contenuto del racconto mitologico che egli stesso mi aveva citato quando mi incontrò la prima volta. Era sveglio, il ragazzo, ma confessò che il libro non avrebbe potuto leggerlo: le sue conoscenze di italiano erano più limitate di quanto non volesse far credere, o forse non aveva dimestichezza con la lettura. Lo avrebbe portato a sua madre, o a sua nonna, e intanto mi chiese i soldi per l'*onibus*... Cavolo, non perde tempo questo qui. Ovviamente non aveva comprato la cassa termica, i soldi che gli avevo dato non erano abbastanza, e quindi se li era mangiati in altro modo. Nulla di nuovo. Solo che da quel giorno Ícaro si fece sempre più insistente. Mi cercava in albergo a tutte le ore, importunava il personale della reception. La direttrice mi fece capire che la sua presenza non era gradita. Mi fece chiamare una mattina mentre facevo colazione. Scesi, mi sedetti con lui sui gradini dell'atrio, e gli feci il discorsetto: «Senti Ícaro, ci siamo incontrati di nuovo, ti ho consegnato il libro, è arrivato a destinazione: l'avevo scritto per te, sperando che qualcosa potesse cambiare. La storia è finita, il finale è nelle tue mani, ora vai per la tua strada. Non puoi continuare a vivere chiedendo denaro agli altri. Io non te ne darò più. È finita».

«Ma io sono tuo amico».

«Ícaro, tu sei amico del mio denaro, l'amicizia è un'altra cosa...»

Si adirò, come non lo avevo mai visto fare.

«Eu vou botar o seu livro no fogo!...»

Va' Ícaro, va' a buttare il mio libro nel fuoco, così come stai bruciando la tua vita e la tua gioventù. Non che non mi aspettassi questa reazione. Ormai, dopo i miei ripetuti viaggi in Brasile ero talmente disincantato che una simile conclusione della vicenda era largamente nelle previsioni. Non mi illudevo da tempo sulla possibilità di riscatto di simili personaggi, ne avevo visti tanti, e tanti mi avevano messo in guardia dai facili sentimentalismi. "È un problema sociale", aveva detto la poliziotta. Già, figuriamoci se un raccontino, per quanto ben scritto e ben stampato, può risolvere un problema sociale, o anche solo cambiare le sorti di un ragazzo cresciuto in una favela di Bahía.

Ciò nonostante, mi prese una strana malinconia nel vederlo andar via così. Davvero una

storia era finita, la mia storia, quella iniziata con quel primo viaggio, con quel primo incontro, un innamoramento per una terra e per un popolo carico di fascino e di magia: la musica, la bellezza, la sensualità, la voglia di vivere, ma anche la violenza, la lotta per sopravvivere, il cinismo... Una bella storia, dopo tutto.

Lo incrociai più volte al Pelourinho, mi passava accanto con faccia truce, oppure mi lanciava invettive di lontano. Lédice, cui ovviamente avevo raccontato l'accaduto, mi disse semplicemente di stare in guardia, senza nemmeno farmi pesare la cosa con commenti del tipo "te l'avevo detto io!"... Ci furono momenti in cui temetti davvero che potesse o volesse vendicarsi e tirarmi qualche brutto tiro. Ricordo però che una volta, forse meno incline al rancore, mentre passavo mi salutò dicendo sommessamente: «Você é meu amigo, um turista bom...».

Ma ormai avevo deciso di non dargli più confidenza. E poi, durante quel soggiorno, tutto sembrava congiurare e indurre al disincanto. Elena, la "garota de programa" di pelle scura, non bellissima ma allegra e simpatica, quella che mi aveva abbordato già il primo anno parlando in un italiano diventato abbastanza fluente a forza di "fidanzati" italiani, si era comportata malissimo nei miei confronti: al mio ennesimo cortese rifiuto, incattivita come non l'avevo vista mai, non si era accontentata della consumazione ma mi aveva praticamente estorto i soli 20 reais che in quel momento avevo in tasca con minacce di una perfidia assoluta. Il giorno di Yansã, Santa Barbara, festa alla quale non avrei rinunciato per nulla al mondo (messa, processione e concerto in Largo do Pelourinho, con tutta la gente vestita di bianco e rosso, me compreso), i soliti ignoti approfittando della calca e della mia dabbenaggine mi avevano fregato il portafoglio, cosicché mi toccò tornare ancora una volta alla Deltur a far denuncia: la sede della polizia turistica non aveva esercitato su di me lo stesso fascino della prima volta, e non successe niente di importante. Del resto la presenza al Pelourinho della Polizia mi era sembrata molto ridotta rispetto al passato, mentre il degrado era cresciuto. Non c'era più quella folla variopinta di personaggi stravaganti, ma molte facce accigliate e torve. Non c'era più il ragazzino ricciuluto e sorridente che si esibiva in giochi con le sue noci di cocco, le *vendedoras de rua* mi sembravano meno allegre e disposte al dialogo. La "Cantina da Lua" era diventato un postaccio, *caipirinha* imbevibile e cibo da dimenticare, meglio i succhi da un real nel *lanchonete* sull'altro lato del Terreiro. Il *Candomblé* cui avevo assistito, roba da turisti, e non era nemmeno quello in onore di Yansã, come mi avevano assicurato. Una *baiana*, di quelle in costume che presidiano i negozi per attirare clienti, mi apostrofò duramente perché avevo osato fare una foto senza pagare.

E a proposito di negozi: dove erano finite le gioiellerie e le boutiques? Molte erano chiuse, o rimpiazzate da mercerie dozzinali. Anche le bottegucce di artigianato e oggetti d'arte sembravano più spoglie e sfornite. Mi accontentai di frequentare qualche volta la bottega di strumenti musicali di Mestre Bimba, costruttore di tamburi e maestro di Capoeira, il quale mi raccontò che il turismo al Pelourinho era sensibilmente calato negli ultimi anni, mentre la delinquenza aumentava di giorno in giorno. Non sapeva dirmi se la latitanza della Polizia fosse la causa o la conseguenza di questa mutata situazione. Il problema della violenza era ogni giorno l'argomento di prima pagina sui principali quotidiani del paese: da lì seppi che Salvador da Bahía aveva raggiunto il terzo posto nella graduatoria delle città più violente del Brasile, oltre 800 omicidi all'anno: nel 2002 era al quindicesimo posto.

E a proposito di musica, anche questa mi sembrò molto meno suggestiva che in passato: i gruppi di *batucada* poveri e approssimativi, ben lontani dai fasti di Olodum e Ilê Aiyê, le feste serali imbruttite e caotiche, specie la *Terça da Bença*, tanto alcool e troppo volume: nuove tendenze!... Per fortuna scovai un gruppo di *Choro* tradizionale che si esibiva settimanalmente al Teatro "Vila Velha", dove tra l'altro non c'erano turisti.

In più occasioni percepii un senso di malessere e di insicurezza che non avevo provato nei precedenti viaggi. Naturalmente non mi successe nulla di male (a parte il furto con

destrezza), ma nemmeno incontri con persone interessanti. Seppi che Careca aveva perduto il taxi e si arrangiava alla bell'e meglio. Non mi riuscì di incontrarlo, e non rividi perciò nemmeno la mia *Mãe de Santos*. Non rivedi Ilma, né Jozi, il mio maestro di *violão*, e nemmeno il genovese Evenzio, cognato di Lédice, sempre piazzato di solito al caffè del francese. Nemmeno il caffè sembrava lo stesso. Persino in hotel, dove da anni ero un cliente abituale, al momento della partenza mi trattarono senza alcun riguardo...

Avevo la sensazione che non sarei più tornato, o almeno non subito, non con la stessa urgenza che avevo percepito altre volte. O quantomeno non là, nello stesso posto, non nella "stessa storia". Quella storia era finita. L'innamoramento era finito. Il Pelourinho era cambiato, o forse semplicemente ero cambiato io: la città era la stessa, era proprio così, solo che io finalmente la vedeva come era veramente, senza più la lente deformante dell'incantamento. La realtà si era presa la sua rivincita sulla letteratura, e si faceva beffe di quella sua pretesa insana: l'illusione di poter non solo "cogliere" la realtà, ma di poterla persino cambiare.

Anzi no. O meglio, questo era davvero il precipitato delle mie sensazioni alla fine di quel viaggio, ma quella magica città, *San Salvador da Bahía de todos os Santos*, mi avrebbe riservato un'ultima sorpresa, un ultimo prodigo. È vero, avevo perduto di vista molti dei personaggi equivoci che popolavano il sottobosco delle serate al Pelourinho, ai quali a parere di Lédice davo anche troppa confidenza, e verso i quali mi spingeva uno strano interesse "antropologico", non nel senso accademico del termine, ma nel senso di De André: "se non sono gigli / sono sempre figli / vittime di questo mondo". Ragazze di programma, musicisti di strada, danzatori di Capoeira, viados *trança-cabelos*, artisti dalle dubbie qualità che fino ad allora costituivano le componenti abituali di un panorama che mi era divenuto familiare, erano quasi spariti dalla città, insieme ai "turisti fai da te". O forse si erano semplicemente trasferiti in altre zone della città, più "vocate" alle loro varie attività. Anche *meninos de rua* e i venditori di collanine sembravano diminuiti nel numero, e accresciuti in petulanza.

Non avevo più rivisto Sara, la giovane ragazza di programma con cui avevo trascorso l'ultima serata prima della partenza nel viaggio precedente. L'avevo notata da un po', silenziosa e discreta, poco appariscente rispetto alle compagne più chiassose. Quella sera era sola, me l'ero trovata a fianco durante un concerto in piazza Quincas Berro d'Agua, mi aveva salutato come si fa con un conoscente abituale, le avevo offerto da bere e lei mi aveva spiegato con semplicità e chiarezza la sua visione della vita: una figlia piccola a casa, nessun marito, 24 anni e la consapevolezza di una donna matura, cui non erano date molte possibilità. Mi aveva portato in un *botequim* dalle parti di Praça da Sé a bere Whisky e Cola, parlandomi di ogni cosa fino a tardi, compagnia piacevolissima, finché mi riaccompagnò all'albergo, stringendomi al braccio. Là, senza nulla chiedere, aveva atteso la mia decisione. Le allungai 50 reais per il taxi augurandole buona fortuna, e ci salutammo affettuosamente, da buoni amici. Confesso che in seguito ripensai a quell'incontro con un po' di rimpianto...

Sparita dalla circolazione anche Paula, che in realtà era un viado. Faceva parte della compagnia che fino all'anno precedente frequentava la piazza specie in occasione dei concerti. Ciarliera, elegante ma non sfacciata, viso angelico e fisico perfetto, modi gentili, ma non affettati né volgari, come invece accade spesso di vedere in simili personaggi. Mi aveva preso in simpatia e quella sera mi stava raccontando la storia penosa di un suo presunto aborto. Quando le dissi che la cosa era impossibile per questioni anatomiche si era imbronciata in modo deliziosamente infantile: «*Não seja triste não, você é uma criatura maravilhosa!*...», le avevo detto, e lei si era subito rinfrancata ed aveva ripreso a raccontarmi allegramente le storie più stravaganti. In realtà non se la passava molto bene. Un giorno l'avevo incontrata disperata (si fa per dire) con una scarpa in mano: le si era rotto un tacco, e non poteva mica andare al lavoro scalza! L'avevo accompagnata ad un taxi (solo 10 reais) per poter tornare a casa, giù al Porto de Barra, per cambiare le scarpe. Anche lei mi si era affezionata. Elena mi disse che successivamente aveva ripreso a tirare

crack, era stata male e aveva lasciato la città. Povera "Princesa"...

Avevo appena intravisto William, il *menino da rua* incontrato alcuni anni prima, a causa del quale (non mi vergogno a dirlo) avevo pianto. Ora era cresciuto, la malformazione al ginocchio era divenuta più appariscente, lo sguardo incupito. Un altro Ícaro. Solo qualche anno prima era uno strano ragazzino sorridente, di otto o nove anni, riccioli biondi: sangue di *gringo* nelle vene! concepito chissà in qual modo... Si aggirava scalzo e lacero per il Pelourinho come un animale braccato chiedendo con insistenza i soldi per mangiare. Mi aveva proprio seccato, quella volta, mentre stavo cercando di telefonare a Lédice da un *orelhão* in Terreiro de Jesus, e si sa come funzionano talvolta i telefoni in Brasile... Spazientito per conto mio, l'avevo mandato via in malo modo. Lui si era seduto sui gradini del Museo da Facultade e piangeva dirottamente: «*Tou com fome!* Ho fame! Nessuno mi aiuta...». Mi sentivo una merda per come mi ero comportato: mi sedetti accanto a lui e gli avevo parlato. Poi l'avevo accompagnato ad un *lanchonete* di Rua Portas do Carmo per farlo mangiare. Lui mi guardava con occhi riconoscenti e mi ringraziava ad ogni boccone. Quella volta doveva aver davvero fame, ma seppi in seguito che la maggior parte del denaro che "guadagnava" lo spendeva in altro modo. Ripresi la mia strada, ma al ricordo di quella scena e del mio comportamento mi venne un groppo in gola che mi fece scoppiare in lacrime, lì per strada... Ne parlai a Lédice e a padre Alfredo, con cui avevo giusto appuntamento giù a Barra, pensavo addirittura ad un'adozione a distanza. Padre Alfredo, che da anni operava con marginali e i *professionais do sexo*, mi spiegò quali e quante situazioni diverse potevano celarsi dietro a quell'episodio. Prima bisognava verificare esattamente lo stato delle cose, quindi ci eravamo accordati: io avrei dovuto "convocare" il ragazzino in un luogo certo, dove si sarebbe recata in incognito una sua assistente. Il luogo prescelto era il caffè di George, il francese, all'angolo del Cruzeiro de San Francisco, dove passavo spesso qualche oretta in compagnia di Evenzio, il cognato italiano di Lédice.

Nei giorni seguenti lo avevo incontrato, William, mi si era avvicinato zoppicando: aveva una brutta ferita ad un piede, ancora sanguinante, pareva infetta. Io ed Evenzio gli facemmo una ramanzina coi fiocchi, che non si andava in giro scalzi per la città, che doveva portare i sandaletti. Lo mandammo di filato al *Ponto da Saúde* che stava proprio dietro a farsi medicare (per essere più sicuri lo facemmo accompagnare da un tipo del posto), dicendo che avremmo comperato per lui i *sandálias*. Il francese, da trent'anni sposato in città con una baiana, si mostrò scettico: entro sera il ragazzino avrebbe rivenduto i sandali per comprarsi tutt'altra roba. Ciò nonostante acquistammo un paio di infradito a buon mercato e quando William fu di ritorno con il piede bell'e medicato, sfoggiando una *camiseta* di bucato, glieli facemmo indossare, dandogli appuntamento per il giorno dopo alla stessa ora, nello stesso luogo. Inutile dire che all'appuntamento il ragazzino non si fece vedere: aveva mangiato la foglia, e all'assistente sociale non rimase che tornarsene al suo lavoro. Dopo qualche giorno lo incontrai di nuovo, lacero e scalzo: il francese aveva azzeccato le previsioni. Padre Alfredo tornò a spiegarmi che non era facile recuperare questi ragazzini, spesso erano loro che non avevano nessuna intenzione di farsi aiutare, bisognava avere pazienza.

Una sera stavo cenando in Rua das Laranjeiras, ascoltando un magnifico duo di anziani suonatori di *Choro*, William mi si era ancora avvicinato, guardingo come non mai. Si era seduto un po' discosto sull'orlo del marciapiede e subito un cameriere era accorso per cacciarlo via. Io lo avevo fermato, dicendo che il ragazzino stava con me, non dava fastidio. William non mi sembrò del tutto tranquillizzato. Poco dopo un agente in borghese, con un grosso distintivo appuntato sulla camicia, si era avvicinato con fare noncurante e poi con mossa fulminea aveva agguantato il ragazzino trascinandolo via, senza degnare della minima attenzione le mie timide proteste, mentre quello si divincolava piangendo disperatamente. Fu ancora il paziente cameriere a spiegarmi la cosa. William era un recidivo, da tempo nel giro della droga e per questo sotto stretta sorveglianza. Gli avrebbero dato una lezioncina, ossia una carica di legnate, l'avrebbero cacciato per un po' di tempo in una "Casa do Menor", ossia un riformatorio, tenuto là per qualche settimana,

qualche mese, poi lui sarebbe uscito e avrebbe ripreso la vita di sempre. Non c'era speranza. Era una piaga sociale, la delinquenza minorile...

Avevo chiesto ad Elena notizie anche di Mónica, la ragazza *delgadinha* e riccioluta che avevo conosciuto in uno dei precedenti viaggi. «Quella con cui scopavi due anni fa?» mi disse con una punta di irritazione Elena. «Negli ultimi tempi si faceva di fumo ed altre schifezze, poi credo sia tornata nell'*interior*. È sparita dalla circolazione da tempo». Non ci avevo scopato, ma eravamo usciti insieme più di una volta, una passeggiata lungo mare, una visitina allo Shopping Barra, un concerto di samba-reggae, una *cervejinha*, una *caipirinha*... Mi aveva raccontato un sacco di storie inverosimili, della sua infanzia infelice, dei suoi amori altrettanto infelici, la vecchia nonna ammalata, i genitori poveri nel *sertão*... Recitava la parte della ragazza perbene e sfortunata, Ícaro in gonnella: «Non sono una ragazza di programma!» aveva protestato, lei lavorava, lavorava come *trançacabelos*, ma intanto io non l'avevo mai vista all'opera. Ci stavo bene insieme, ma non credevo una parola a quello che mi raccontava. Con me faceva già la fidanzatina: «Oh, meu amor!...». Poi quando capiva che le sue lusinghe non avevano grande effetto assumeva un'aria contrita e sconsolata: «Ninguém me ama, ninguém me quer, ninguém gosta de mim...». Io le dicevo: «Ma perché non lasci perdere i turisti più vecchi di te, ti cerchi davvero un lavoro e un fidanzato della tua età, e la smetti con questa vita?». Lei continuava a negare, naturalmente... e riprendeva l'elenco delle sue necessità: l'affitto della camera in città, il materasso da cambiare, le medicine per la nonna, la cassetta con il necessario per fare le treccine afro in piazza... E poi: «Non vuoi fare un piccolo regalo alla tua *enamorada*? Um presente?...». Ogni tanto le allungavo 50 reais.

Quando ci salutammo, il giorno prima della mia partenza, fu molto carina. Mi ringraziò per come l'avevo aiutata, per come l'avevo trattata: ero stato gentile con lei, anche se non... Io le augurai buona fortuna. Le dissi che presto avrebbe trovato un bravo giovane che le avrebbe voluto bene, me lo sentivo. L'indomani avevo il volo a mezzanotte, perciò passai ancora la giornata a fare le ultime compere, poi nel tardo pomeriggio, mentre aspettavo di prendere il taxi per l'aeroporto, mi concedetti un'ultima *caipirinha* al bar di rua Maciel de Baixo, dove di solito c'era musica dal vivo. La vidi in lontananza scendere dal Cruzeiro a passi incerti sul rozzo selciato per via dei tacchi alti, insieme ad un'amica, entrambe truccatissime e tirate da grandi occasioni: erano palesemente in battuta di caccia. Non si aspettava di incontrarmi, era certa che fossi già partito. Sarebbe passata davanti al tavolino dove ero seduto: appena mi scorse girò goffamente su se stessa e scappò di corsa, seguita dall'amica. Non voleva che la vedessi conciata in quel modo...

Ciò nonostante l'avrei rivista volentieri, tornando a Bahía, ma sembrava che di tutti i personaggi che avevano popolato i miei precedenti viaggi non vi fosse più traccia al Pelourinho. Quelli che avevo rivisto avevano rivelato la loro vera natura. E nessun altro incontro degno di nota. Tutto convergeva nel farmi considerare conclusa quella vicenda all'insegna della disillusione, del crudo realismo.

Eppure qualcosa di sorprendente accadde. Mi trovavo sulla terrazza di un baretto sul lungomare di Barra, uno degli ultimi giorni della mia permanenza, immerso esattamente in questo tipo di pensieri. Anzi cercavo nella memoria il nome di quella ragazza conosciuta qualche anno prima, che ora mi sfuggiva. In quel preciso istante dietro di me udii una voce nota, timbro e cantilena inconfondibile: «Mónica!?...». Il nome mi era tornato alla mente prima ancora di voltarmi per cercare con gli occhi la sua figura. «Mónica! É você? !...». Era lei, davvero. Il sorriso, lo sguardo sognante, appena un po' più pienotta nel volto e nel fisico. Mi riconobbe, era sorpresa, e contenta di vedermi. In breve mi raccontò le sue ultime vicende. In effetti per un periodo era stata male, aveva fatto una vita disgraziata, fra alcool, fumo e tutto il resto: «Eu fiz muitas coisas ruím, tava louca...». Era arrivata vicina a rischiare la pelle, poi la svolta: aveva conosciuto un bravo ragazzo, si erano messi insieme, si erano sposati, ora avevano due figli, uno naturale ed uno adottato, e gestivano la *pousada* che stava proprio lì, sopra il bar dove mi ero seduto e dove stavo prendendo un succo di *açaí*. Cose che possono succedere solo a Bahía. Lei ormai usciva poco, non

beveva più, al massimo una *cervezinha*, accudiva i figli e dava una mano a tenere la *pousada*. Non erano ricchi, ma tutto sommato non se la passavano male, non le mancava niente, stava bene.

Le dissi: «Ricordi quello che ti dicevo? Che avresti trovato *um rapaz bom*, un bravo ragazzo che ti avrebbe voluto bene?». Ricordava, certo. Mi ringraziò ancora: «Você foi muito bom comigo, me ajudou...».

Anche questo episodio in fondo contribuiva a segnare il compimento di quella mia esperienza brasiliiana iniziata avventurosamente sette anni prima. Però qui la conclusione non era di segno negativo. A differenza di Ícaro, Mónica in qualche modo era riuscita a tirarsi fuori dalla palude. L'illusione creata dalla scrittura letteraria era presto caduta lasciando il posto al disincanto, ma ora la realtà stessa rispondeva a tono, affermando una nuova possibilità: le cose potevano cambiare, c'era sempre una speranza di riscatto. E mi piaceva pensare che là dove la parola scritta aveva fallito, poteva aver contribuito al cambiamento la parola detta: non tanto quella di una predizione un po' di circostanza, quanto il messaggio positivo che scaturiva dalla coerenza tra parole e comportamenti.

Mi trovavo ancora a divincolarmi tra stereotipi di segno opposto coi quali avevo dovuto fare i conti più di una volta durante tutti quei viaggi, buonismo e luoghi comuni. Per quanti sforzi uno possa compiere, nessuno ne è del tutto esente. E la realtà, appena credi di averla colta, si rovescia nel suo contrario.

Mónica si congedò molto cordialmente, ma prima di andar via mi chiese: «Non hai portato un regalo per me?» – «Quale regalo?» – «*Um presente, não sei, um perfume, uma camiseta...*». Ma benedetta ragazza, come potevo sapere che ti avrei incontrata di nuovo?... Magari la prossima volta, *a próxima vez, né, menina?*

Moena, 17 ottobre 2010.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Über Exkursionen. Erinnerungen und Überlegungen

Georg Kremnitz, Wien

Vor mir liegt ein unscheinbares, maschinegeschriebenes und kopiertes, von nur einer Klammer notdürftig zusammengehaltenes Konvolut mit dem Titel *Deutsch-Französisches Austauschtreffen/Languedoc-Roussillon/Rencontre Franco-Allemande* 3.–17.10.1976/Protokolle und Referate/Protocoles et Rapports/Münster, Romanisches Seminar, Dezember 1976. Man sieht ihm sein Alter an, die Seitenzahlen sind von Hand oben eingefügt. Immerhin umfasst der Rechenschaftsbericht dieser ersten Exkursion, die ich mit meinem Freund und Kollegen Peter Ronge veranstaltet habe, 141 Seiten. Dabei verband sich seine Erfahrung in Exkursionen mit meiner damaligen Unbekümmertheit, seine Kenntnisse der Möglichkeiten zum Einwerben von Drittmitteln mit meiner Vertrautheit mit dem Umfeld in der besuchten Region.¹ Die Exkursion fand unmittelbar vor Beginn des Wintersemesters statt, um den Studienbetrieb nicht zu beeinträchtigen, aber möglichst alle wichtigen Gesprächspartner vor Ort anzutreffen. Für mich war es der erste Versuch auf diesem Gebiet. Den vermutlich letzten habe ich, zusammen mit einem anderen (ursprünglichen) Münsteraner, nämlich Peter Cichon, der zuerst mein Schüler war, bevor er mir zum lieben Kollegen (und Freund allemal) wurde, hier in Wien im vergangenen Frühjahr glücklich zu Ende gebracht.

1 Erinnerungen

Das wäre noch kein Grund, in diesem Band darüber zu reden. Die Teilnehmerliste der damaligen Reise nennt allerdings, Seite vier, auch als einen der wenigen männlichen Teilnehmer einen gewissen Dieter Kattenbusch, damals Student in mittleren Semestern. Ich kannte ihn deshalb schon etwas besser, weil er ungefähr ein Jahr zuvor der erste (und bald einzige) Teilnehmer an meiner ersten Münsteraner Einführung in das moderne Okzitanisch war. Die freundliche Aufforderung, etwas für Dieter zu schreiben, die mich vor kurzem erreichte, führte meine Gedanken rasch auf diese Anfänge unserer nun seit mehr als

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

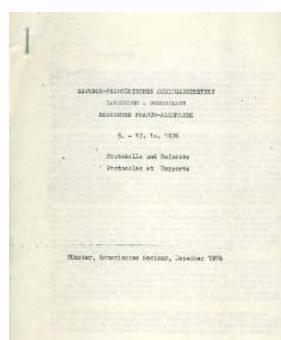
[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



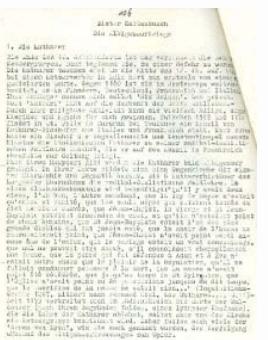
Georg Kremnitz, o. Univ.-Prof. Dr., geb. 1945, seit 1986 o. Univ.-Professor an der Universität Wien. 1971–73 Lektor für Deutsch an der Université de Bordeaux III, 1974–86 Akademischer Rat bzw. Oberrat an der WWU Münster, dort war Dieter Kattenbusch sein Student.

Abb. 1: Titelblatt des Exkursionsberichts



dreieinhalb Jahrzehnten dauernden Freundschaft zurück und brachte mich auf den Gedanken, ihm zu *diesem* Thema einige Seiten zu schreiben. Ich möchte den folgenden kurzen Beitrag in zwei Teile gliedern: Zunächst mit einigen Erinnerungen die Exkursion von 1976 Revue passieren lassen und ein paar Worte über andere Exkursionen anfügen, um dann einige Gedanken über den Sinn solcher Unternehmungen auszubreiten, die vielleicht in der heutigen Zeit der bloßen Rentabilisierung von Studien ein wenig unzeitgemäß sein mögen. Ich bin mir aber sicher, dass Dieter viele Dinge ganz ähnlich sieht wie ich, und kann sie ihm deshalb vortragen.

Abb. 2: Die Abhandlung Dieter Kattenbuschs



Wir sind damals mit 36 Teilnehmerinnen und 5 Teilnehmern aufgebrochen, zu denen noch die beiden Lehrenden, die Partnerin von Peter Ronge und unser unvergleichlicher Busfahrer Theo Winterhalder kamen, zusammen also 45 Personen. Allerdings musste ein Teilnehmer wegen eines plötzlichen Todesfalls in der Familie schon am ersten Abend überstürzt die Rückreise antreten. Natürlich wäre die Reise ohne eine Unterstützung des Deutsch-Französischen Jugendwerks und der Universität Münster nicht möglich gewesen;² wir hatten zu diesem Zweck sogar eine Partnerschaft mit den Okzitanisch-Studenten der Universität Montpellier III

gebildet (unter Leitung von Robert Lafont), aber die okzitanischen Studierenden haben sich nie so stark für Westfalen und seine Mettenden interessiert, dass sie tatsächlich einen Gegenbesuch gemacht hätten (immerhin sind manche ihrer Lehrer mehr als einmal nach Münster gekommen). Wir hatten uns und die Studierenden gut vorbereitet, denn das Unternehmen situierte sich natürlich auch im gesellschaftlichen Kontext der Jahre nach 1968 und im Rahmen der französischen Regionalisierungsdebatte, die damals hohe Wellen schlug. Es ist am einfachsten, ich zitiere einige Passagen aus der „Vorbemerkung“ von Ronge und mir vom 15. Dezember 1976 (Seite 1, zwei Tippfehler werden stillschweigend korrigiert):

Die vorliegende Broschüre berichtet über ein didaktisch-politisches Experiment, das am Romanischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster mit drei abgestimmten Lehrveranstaltungen im Sommersemester 1976 und mit der detaillierten materiellen und inhaltlichen Vorbereitung eines themenorientierten Treffens von 41 Studierenden in der Region Languedoc-Roussillon eingeleitet und in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit Lehrenden und Lernenden der Universität Montpellier als Schwerpunkt sowie Referenten und Gesprächspartnern in vielen anderen Orten durchgeführt wurde.

Der experimentelle Charakter in didaktischer Hinsicht lag in der engen thematischen und methodischen Verbindung zwischen zwei Seminaren und einem Sprachkurs einerseits und einem Aufenthalt in der Region, deren wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Probleme zuvor thematisiert worden waren. Bei diesem Aufenthalt handelte es sich indes nicht um eine klassische „Exkursion“ mit nur komplementärer, illustrativer Funktion, sondern um ein Treffen mit fachlich vorgebildeten Lehrenden und Lernenden einer Hochschule sowie kompetenten

Gesprächspartnern im außerakademischen Bereich, das als vertiefende Begegnung auf fortlaufenden Gedankenaustausch der Teilnehmer in beiden Ländern über Regionalismus als internationalen Problemkomplex angelegt war.

Das politische Experiment lag in der in dieser Hinsicht sehr heterogenen Zusammensetzung der Teilnehmergruppen aus Münster und in der Zielregion, darüber hinaus vor allem auch in der Berücksichtigung eines möglichst umfassenden Spektrums politischer und ideologischer Standpunkte bei den Referenten und Gesprächspartnern, da es nicht Absicht der Veranstalter sein konnte und durfte, die Vielfalt der Standpunkte zu ‚zensieren‘ oder die Teilnehmer durch einseitige Auswahl festzulegen.

Neben dem eher fachgebundenen Aspekt einer ‚landeskundlichen‘ Lehrveranstaltung bot sich den Veranstaltern die Gelegenheit, mit den Teilnehmern beiderseits der Staatsgrenzen – künftigen Lehrern und deshalb wichtigen Multiplikatoren – auf Schwierigkeiten und Lösungsinitiativen im Bereich der europäischen Integrationsbewegung einzugehen, und dies eben nicht im abstrakten Diskurs, sondern im konkreten Austausch mit unmittelbar Betroffenen. [...]

Wie die etwas umständlich formulierte Vorbemerkung zeigt, hatten wir große Ansprüche und Hoffnungen. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer mussten zwei Arbeitsaufgaben erledigen, nämlich das Protokoll eines Reisetages (8–59) und eine inhaltliche Abhandlung (61–140) schreiben. Unser Partner in Montpellier war Robert Lafont (1923–2009), der erste Inhaber des Lehrstuhls für Okzitanische Sprache und Literatur an dieser Universität sowie der führende Kopf des Okzitanismus und einer der wichtigsten Teilnehmer an der Regionalismus-Debatte der Zeit.³ Vor allem Lafont konnte bewirken, dass die Gruppe interessante Gesprächspartner fand. Wenn ich mir heute das Programm anschau, dann bin ich von seiner Dichte beeindruckt, aber auch von der Bereitschaft der Studierenden, das alles auf sich zu nehmen. Viele von ihnen haben sich im Lauf der Zeit solide Kenntnisse über die Zusammenhänge angeeignet. Vielleicht ist es sinnvoll, das Programm in einem kurzen Abriss wiederzugeben (ich fasse aus der Broschüre, 5–6, zusammen und ergänze einiges zum besseren Verständnis):

- **3./4. Oktober 1976:** Reisetage, von Münster über Breisach und Lyon nach Montpellier.
- **5. Oktober:** Vormittag *Conférence-débat* «Situation de l’Occitanie à l’heure actuelle» von Gaston Bazalgues (geb. 1938, Mitarbeiter von Lafont und damals wichtiger Exponent des autonomistischen Okzitanismus, Autor eines erfolgreichen okzitanischen Sprachkurses *L’Occitan lèu-lèu e plan*, dessen erste Auflage 1975 erschien). Fahrt nach Nîmes, wo Lafont selbst am Nachmittag eine Diskussion zum Thema „Problèmes économiques et politiques du Languedoc“ leitet und der deutschen Gruppe dann die Stadt zeigt (eine der eindrucksvollsten Stadtführungen, die ich erlebt habe).
- **6. Oktober:** Vormittag (Montpellier) Diskussion über «La vie culturelle occitane actuelle» mit der Dichterin Roseline Roche (Feijoo, geb. 1946), Léon Cordes (Theaterautor, 1913–1987), Dominique Feijoo (okzitanischer Aktivist), Robert Lafont, Jean Larzac (eigentlich Jean Rouquette, Geistlicher und Okzitanist, Verfasser verschiedener Werke zur okzitanischen Kultur, geb. 1938), Yves Rouquette (Bruder des vorigen, Schriftsteller, geb. 1936). In dieser denkwürdigen Debatte stoßen die beiden Flügel des damaligen Okzitanismus aufeinander, einer um die Brüder Rouquette, den man als „nationalistisch“ bezeichnen könnte, und einer um Lafont, der als „autonomistisch“ zu umschreiben wäre; es war meines Wissens die letzte

geplante Gegenüberstellung, an der Lafont und die Brüder Rouquette gemeinsam teilnahmen. Es gibt eine Transkription dieser Debatte von Ulrike Brummert (heute Professorin an der Universität Chemnitz) und Dieter Kattenbusch, die leider nie veröffentlicht werden konnte. Am Nachmittag Präsentation der Trobadore durch Léon Cordes, der kurz zuvor einen Band mit neuokzitanischen Nachdichtungen von Trobadortexten veröffentlicht hatte.⁴

- **7. Oktober:** Gemeinsame Fahrt mit den okzitanischen Partnern in die Camargue (anstatt eines ursprünglich geplanten Treffens mit den Schauspielern der damals berühmten Gruppe *Teatre de la Carrièra*, die engagiertes okzitanistisches [Straßen-]Theater machte).
- **8. Oktober:** Vormittag in Montpellier: Referat von Madame Maurin, einer Historikerin der Universität, über die Probleme des Weinbaus von 1789 bis 1914. Am Nachmittag zunächst Referat von M. Canizarès, dem Leiter des Jugendhauses, in dem die Gruppe untergebracht ist, über die Geschichte und den Urbanismus in Montpellier, danach Besuch bei der Redaktion der Wochenzeitung *Sud*, die wenige Monate zuvor entstanden war als Versuch, die einseitige Berichterstattung der lokalen und regionalen Presse zu durchbrechen. Leider ging dem Experiment nach einigen Jahren die Luft aus; ich erinnere mich noch immer mit Freude an diese kluge und kritische Zeitung.
- **9. Oktober:** Fahrt nach Sète, wo uns Gaston Bazalgues erwartet; ein pensionierter Lehrer führt uns sehr kompetent durch die Stadt, bevor wir von Bürgermeister Gilbert Martelli (PCF) empfangen werden, einem hohen Würdenträger der Kommunistischen Partei, der schon seit Langem im Amt ist⁵ und die Stadt vorzüglich verwaltet. Er stellt sich den Fragen der Studierenden und beantwortet alle Fragen sehr offen, aber auch sehr geschickt. Nachmittags werden die Studierenden zunächst mit dem Schiff über die Austernbänke des *Etang de Thau* gefahren, etliche haben Angst vor den frischen Austern, sodass die anderen sich eben opfern müssen. Gegen Abend trifft die Gruppe noch mit Vertretern einer Gruppe zusammen, die sich dort um den Naturschutz kümmert.
- **10. Oktober:** Fahrt über das Cap d'Agde, wo die Gruppe picknickt, nach Valros, wo Jean Huillet⁶, einer der milititesten Führer des MIVOC (*Mouvement d'Intervention Viticole Occitan*), einer Organisation der Winzer, die damals verzweifelt um ihre wirtschaftliche Existenz kämpfen, über die aktuellen Probleme der Winzer im Languedoc spricht. Danach kann die Gruppe die *Cave Coopérative* des Orts besuchen, mit ihrem Präsidenten sprechen und wird schließlich mit Dank für das gezeigte Interesse und einem 32-Liter-Kanister Wein entlassen.
- **11. Oktober:** Fahrt nach Béziers, wo die Gruppe von François Pic, dem Leiter des CIDO (*Centre International de Documentation Occitane*)⁷, empfangen wird (Pic, geb. 1954, war später viele Jahre lang Generalsekretär der *Association Internationale d'Etudes Occitanes*; er ist der Spezialist für bibliographische Fragen und die Geschichte des Buches im okzitanischen Bereich). Nach einem kurzen Stadtrundgang besichtigt die Gruppe den CIDO, wo Pic, Yves Rouquette und Dr. Sirc, der zuständige Vizebürgermeister, auf alle Fragen antworten. Am Nachmittag wird Ensérune besichtigt, eine keltiberische Ausgrabungsstätte bei Nissan-les-Ensérune am *Canal du Midi*, danach trifft die Gruppe eine Reihe von Okzitanischlehrern am *Lycée Henri IV* in Béziers, um sich von ihnen über ihre Möglichkeiten und Probleme informieren zu lassen. Der Tag schließt mit einer öffentlichen Veranstaltung *Allemagne – Occitanie* im *Palais de Congrès* von Béziers, während derer Yves Rouquette und Antoinette Dard Referate über die Katharer und den Katharismus halten.⁸ Dazwischen singt Maria Roanet einige Trobadortexte in ihren eigenen Vertonungen (sie ist die Frau von Yves Rouquette, die zunächst als Interpretin und Liedermacherin seit dem Beginn der 1970er Jahre Erfolge hat und dann auch mit autobiographischen

Texten zunächst auf Okzitanisch, später auf Französisch hervortritt).

- **12. Oktober:** Der Bus fährt nach Perpignan, dort spricht der Soziolinguist Domènec J. Bernardó (geb. 1946, Mitglied des *Grup Català de Sociolingüística*) am späten Vormittag über «La situation culturelle et linguistique du Roussillon»¹⁰, am Nachmittag der Geograph Joan Bécat über die wirtschaftliche Situation des Roussillon. Der (kurze) Aufenthalt in Perpignan lag uns beiden, Peter Ronge und mir, am Herzen, denn wir wollten den Kontrast der *beiden* dominierten Sprachen und Kulturen wenigstens in aller Kürze zeigen.
- **13. Oktober:** Weiterfahrt nach Toulouse, wo wir am späten Nachmittag ankommen. Dieser Aufenthalt ist für mich auch schmerzlich, denn eigentlich hatte ich Ismaël Girard (1898–1976), den Mitgründer der Zeitschrift *Oc* (1923/24) und des *Institut d'Estudis Occitans* (1945), neben Lafont sicher die wichtigste Persönlichkeit des Okzitanismus im 20. Jahrhundert, dazu überreden können, uns aus seinen Erfahrungen zu berichten (worin er vor größerem Publikum nur sehr selten einwilligte). Indes war er kurz vor unserer Ankunft plötzlich gestorben; daher springt Pierre Lagarde (1920–1994), der langjährige Vizepräsident des IEO, ein und spricht über den Okzitanismus seit 1945.
- **14. Oktober:** Am Vormittag werden wir von einem stellvertretenden Bürgermeister von Toulouse, M. Farré, empfangen, der uns mit seinen Mitarbeitern über die Probleme des Urbanismus der Stadt informiert, und uns danach in der berühmten *Salle des Illustres* im Namen der Stadt empfängt;¹¹ nachmittags werden wir zuerst theoretisch und dann auch praktisch in die ZUP (*Zone d'urbanisation prioritaire*) des Mirail (wo auch eine der Tolosaner Universitäten untergebracht ist) eingeführt.
- **15. Oktober:** Der Bus bringt uns über Albi, wo es einen kurzen Aufenthalt gibt, und Millau auf das Larzac, jene Hochebene, deren Bauern – alles Schafzüchter, deren Schafe die Milch für den berühmten *Roquefort* liefern – seit Jahren gegen eine Ausweitung des dortigen Militärlagers kämpfen, die sie ihrer Existenzgrundlage berauben würde. Die Diskussionen mit den Bauern sind sehr lebhaft und interessiert und enden damit, dass die anwesenden Mitglieder der Fachschaft Romanistik alle Reiseteilnehmer dazu bringen können, dass gemeinsam eine Parzelle Larzac gekauft wird, um die Enteignung zu erschweren (falls es in Münster noch eine Fachschaft Romanistik gibt, müsste sie eigentlich die entsprechenden Eigentumsdokumente noch haben). So endet der inhaltliche Teil der Reise mit der Konfrontation mit einer der international bekanntesten Auseinandersetzungen der Zeit zwischen einem Staat und seinen Bürgern;¹² das ist wirklich ein guter Abschluss.
- **16./17. Oktober:** Rückfahrt nach Münster, über Nîmes, Lyon und Breisach.

Vielleicht kann die Aufzählung ein wenig in die damalige Stimmung einführen und auch in den von uns vertretenen Anspruch. Ich bilde mir immer noch ein, dass die Exkursion einer der Anlässe für eine ganze Reihe von Qualifikationsarbeiten geworden ist und auch sonst bisweilen recht nachhaltige Folgen hatte. Immerhin hatte die inhaltliche Vorbereitung fast ein Jahr früher begonnen.

Zusammen mit Peter Ronge habe ich von Münster aus noch weitere Exkursionen organisiert, 1978 (zusammen mit den damals in Wuppertal tätigen Kollegen Jürgen Meisel und Hartmut Stenzel) und 1982 wieder nach Okzitanien, 1983 bin ich bei der von Peter Ronge allein verantworteten Reise in die Bretagne mitgefahren.¹³ Als ich nach Wien kam, wollte ich daran anknüpfen, leider waren die organisatorischen und finanziellen Bedingungen weit weniger günstig. Das schlug sich dann in unzureichendem Interesse (weil zu wenig abschätzbarer Kosten) der potentiellen Teilnehmer nieder. Deshalb kam eine in der ersten Hälfte der 1990er Jahre geplante Reise nach Okzitanien nicht zustande; allerdings haben wir (Peter Cichon und ich) in diesen Jahren mehrfach „inoffizielle“ Reisen gemacht, sind einfach mit zwei oder drei Wagen zur okzitanischen Sommeruniversität in Nîmes gefahren, oder 1996 zum AIEO-Kongress in Toulouse.

Natürlich verliefen diese Reisen ganz anders: zeitlich kürzer, ohne formal vorbereitetes Programm (außer eben der Teilnahme an den Veranstaltungen), aber damit eben auch ohne große organisatorische Last. Für das Jahr 1998 haben wir dann eine Exkursion nach Martinique vorbereitet, wieder mit einem recht genau ausgearbeiteten Programm, die auf der einen Seite auch ertragreich war.¹⁴ Auf der anderen Seite war die Teilnehmerzahl gering (15, mehr waren nicht finanziert), und einige der Teilnehmerinnen (es waren nur Frauen) gaben doch recht deutlich zu erkennen, dass für sie der Urlaubswert der Reise gegenüber dem Erkenntnisinteresse deutlich im Vordergrund stand. Vor allem deshalb blieb ich in den folgenden Jahren recht zurückhaltend gegenüber weiteren Anregungen, und Peter Cichon organisierte daher zusammen mit Zohra Bouchentouf-Siagh Reisen nach Dakar und nach Tunesien.

Ich habe mich dann nach langem Zögern überreden lassen, nochmals eine Reise nach Martinique mit ihm zu organisieren (wobei er den größten Teil der praktischen Organisation übernommen hat). Zu unserer Freude schlossen sich spontan zwei liebe Kollegen, Zohra Bouchentouf-Siagh und Jörg Türschmann, der Reise an, und auch bei der Auswahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten wir Glück: Alle waren menschlich sehr sympathisch und an der Sache interessiert, nur eben manchmal ein wenig naiv (oder sehe ich das nur aus der Warte meines Alters so?). Im Unterschied zu früheren Reisen hatten wir dieses Mal weniger voraus organisiert und geplant. Zum Teil hatte das den Grund, dass die mir bekannten Gesprächspartner aus früheren Jahren meist nicht mehr im Amt waren und nicht alle der heute Tätigen sich sehr für eine Studiengruppe aus Wien interessierten. Wird die Wichtigkeit von solchen Begegnungen von den heutigen Multiplikatoren geringer eingeschätzt oder ist manches Schweigen einfach auf die Überbeanspruchung zurückzuführen? Trifft die erste Alternative zu, so dürfte sie auf einer heftigen Fehleinschätzung beruhen. Ich habe wieder die Erfahrung gemacht, dass dort, wo Persönlichkeiten der Gruppe ein wenig Zeit gewidmet haben, der Eindruck seitens der Teilnehmer sehr nachhaltig war, und sie auch Probleme und Positionen zu verstehen begannen, die ihnen zuvor überhaupt nicht vertraut waren;¹⁵ auch jetzt dürfte sich der Ertrag der Reise in einer Anzahl von Qualifikationsarbeiten niederschlagen. Das zweite Argument für die zurückhaltendere Planung lag darin, dass den Studierenden so mehr Möglichkeiten zu eigenen Initiativen gegeben werden sollten.

2 Überlegungen

Natürlich sind Exkursionen aufwendige und letztlich auch teure Formen von Lehre. Deshalb werden sie ja gewöhnlich nur von relativ wenigen Studienrichtungen regelmäßig gemacht (und in allen anderen nur von manchen Lehrenden organisiert, die mitunter von ihren Kollegen mitleidig belächelt, mitunter allerdings auch beneidet werden) – zugegebenermaßen bieten sich auch nicht alle Studien in gleicher Weise dafür an. Welche Gründe lassen sich anführen, um solche Lehrveranstaltungen zu rechtfertigen?

Wissenschaftliche Argumente

In vielen Fällen besteht die wissenschaftliche Arbeit für Studierende im Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten, die nur schwer in Zusammenhänge einzuordnen sind, zumal im Zuge immer weiterer Spezialisierung nahezu aller Disziplinen (manche entgehen zwar teilweise diesem Schicksal, verschwinden aber dann bisweilen vollständig aus den Universitäten), die die Kenntnis eines synthetischen Überblicks als immer weniger wichtig erscheinen lassen. Die Universität produziert auf diese Weise Absolventen, die gute Spezialisten auf bestimmten Teilgebieten einer Disziplin sind, denen aber weitgehend der Überblick über das eigene Fach und seine Entwicklung, oder gar über noch weitere Zusammenhänge fehlt. Nun wird man die gute, alte Allgemeinbildung nicht wieder herbeizaubern können, so lange in unseren Gesellschaften kein Konsens darüber besteht, welches Wissen sie als für alle wichtig empfinden – möglicherweise ist ein solcher

Konsens angesichts der riesig gewachsenen Wissensbestände auch gar nicht mehr möglich. Dass allerdings Absolventen eines Faches, das sie schließlich studiert haben, dieses in seinen Umrissen nicht mehr überblicken, halte ich für bedenklich, denn es bedeutet nicht zuletzt, dass sie ihr eigenes Tun nicht mehr in einen größeren Kontext einordnen können. Das vergrößert die Gefahr von Fehlleistungen, es führt aber auch zu einer stärkeren Manipulierbarkeit der Personen, die in Grenzfällen durchaus beunruhigende Formen annehmen kann. Das böse Wort „ich habe ja nur meine Pflicht getan“ kommt einem vor diesem Hintergrund leicht in Erinnerung. Natürlich wird angesichts solcher Verhältnisse leicht die Motivation der Studierenden beeinträchtigt, die vor allem auf eine Qualifikation hin, aber kaum (mehr) mit einem inhaltlichen Ziel studieren.

Eine gut geplante Exkursion macht Wissenschaft und wissenschaftliches Erkenntnisinteresse¹⁶ greifbar und erlebbar, da eben nicht mehr Detailverständnis gefragt ist, sondern sich die Frage stellt, wie einzelne Beobachtungen sich miteinander verknüpfen lassen und einzuordnen sind. Da zeigt sich, dass bestimmte Meinungen nicht abstrakt vertreten werden (oft versteht der Zuhörer im Hörsaal gar nicht, warum jemand eine bestimmte Idee haben kann), sondern in konkreten Zusammenhängen stehen. Sie können deshalb noch immer schwer rezipierbar sein, aber wenn die Hintergründe klarer sind, können Studierende gewöhnlich leichter nachvollziehen, wie es dazu kommt. Außerdem werden die Studierenden damit vertraut(er) gemacht, dass unterschiedliche Personen unterschiedliche Meinungen vertreten und dass sie *selbst* daraus für sich die Schlüsse ziehen müssen (zwar werden sie auch im Hörsaal im günstigsten Fall mit unterschiedlichen Positionen vertraut gemacht, aber das Spiel ist insofern verfälscht, als eine Position, die des Lehrenden, gewöhnlich die besseren Argumente für sich hat). Gerade dadurch stehen sie nicht mehr einem monolithischen Berg von „Lernstoff“ gegenüber, sondern einer zerklüfteten und widersprüchlichen Landschaft unterschiedlicher Meinungen.

Meist bieten Exkursionen den Studierenden auch Gelegenheit, selbst, gewöhnlich in bescheidenem Rahmen, wissenschaftlich tätig zu werden (das ist besonders wichtig in solchen Disziplinen, die wenig mit praktischen Übungen und Laboratorien zu tun haben). Sie müssen sich begrenzte Projekte überlegen und umsetzen und werden auf diese Weise selbstständiger. Im Falle eines Falles sind dann Lehrende dabei, die ihnen bei unvorhergesehenen Problemen helfen können. Das spielt sich indes auf einer ganz anderen Ebene als die „übliche“ Interaktion ab.

In meinen Augen besteht der wissenschaftliche Gewinn für die Studierenden vor allem in zwei Tatsachen: zum Einen im Erwerb einer größeren Selbstständigkeit und zum Anderen in der Erkenntnis von der Bedeutung von Zusammenhängen. Gewöhnlich kommt es dann auch zu erstaunlichen Wissenszuwächsen, die manchmal sogar für die Lebenswelten der Betroffenen Konsequenzen haben können – bisweilen werden überkommene und unhinterfragte Ansichten zur Disposition gestellt, Vorurteile fallen, die Evidenz des Lebens fordert neue Antworten. Letztlich wird die althergebrachte Landeskunde erst in dieser Synthese zur Landeswissenschaft.

Auch Lehrende können aus Exkursionen gewaltige wissenschaftliche Gewinne ziehen. Für sie tun sich (bisweilen) neue Zusammenhänge auf, entstehen Verbindungen von Phänomenen, die zu ganz neuen Fragestellungen führen können. Die Situation so fern vom Alltag kann befruchtend wirken und auch Forscher auf neue Gedanken bringen.

Didaktische Argumente

Aus dem Gesagten geht hervor, dass die wissenschaftlichen Argumente weithin mit den didaktischen in Zusammenhang stehen. Eine Exkursion stärkt (gewöhnlich) die Motivation der Studierenden, die nun sehen, dass ihre Studien ihnen einen Weg weisen, dass sie damit Werkzeug zum Verständnis und zur Interpretation der Realität an die Hand

bekommen. Ihr Tun bekommt einen Sinn. Die Motivation weist ihnen an vielen Stellen Alternativen zu den eigenen Erfahrungen auf, die für sie bedeutsam werden können. Man sollte vielleicht meinen, dass diesem Argument in einer Zeit, in der fast jede/r Studierende schon große Reisen gemacht und ferne Länder gesehen hat, keine so große Bedeutung mehr beigegeben zu werden braucht. Indes, es scheint, dass diese weiten Reisen vielfach (natürlich nicht immer!) sich ohne große Zuwächse an Offenheit abspielen. Unsere Studierenden unterscheiden sich da nicht wesentlich von anderen Reisenden, die in ihren Fernreisen oft letztlich nur die Bestätigung ihrer Vorurteile suchen; wäre dem nicht so, dann dürften fremdenfeindliche Parteien in Europa nicht solchen Zulauf haben.¹⁷ Ich könnte jetzt auf den zitierten Text von Peter Ronge und mir aus dem Jahre 1976 zurückgreifen und predigen, dass die europäische Konstruktion nur gelingen kann, wenn die Europäer sich gegenseitig wahrnehmen.¹⁸ In dieser Hinsicht unterscheiden Exkursionen sich meist von anderen Auslandsreisen: Die Gruppe und das zu absolvierende Programm, der direkte und oft enge Kontakt mit Einheimischen bringen die Einzelnen dazu, sich kritischer und offener mit der anderen Realität auseinanderzusetzen. Daher können Exkursionen stärker vorurteilbrechend sein als andere Formen von Reisen.¹⁹

Relationelle Argumente

Exkursionen führen gewöhnlich auch zu einer massiven Veränderung der persönlichen Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden, aber auch zwischen den Lernenden untereinander. Natürlich geht Distanz verloren, damit aber auch Scheu und Hemmung. Wenn man den ganzen Tag etwas miteinander unternimmt, dann entwickelt sich notwendig eine gewisse Vertrautheit, man kann den/die Andere/n besser einschätzen. Damit geht Furcht verloren – etwa bei mündlichen Prüfungen, aber auch in allen anderen Situationen, und es entsteht oft etwas wie Vertrautheit, die eine ganz neue Basis für den Kontakt und die Zusammenarbeit bilden kann. Immer wieder einmal kommt es bei Exkursionen zu außergewöhnlichen Situationen, da ist mitunter Tatkräft und kühles Blut gefragt. Was tun, wenn der Bus nicht mehr vor noch zurück kann, weil die Einbahnstraße mit parkenden Autos zugestellt ist? Man schiebt die Autos mittels Schaukeln so lange zur Seite, bis der Bus durchkommt (bei dieser Übung ist es hilfreich, wenn es ein paar starke männliche Exkursionsteilnehmer gibt). Wenn der Nebel so dicht wird, dass der Busfahrer die Straße nicht mehr erkennen kann? Einer steigt aus und gibt dem Fahrer auf wenige Zentimeter Entfernung Zeichen. Usw. Es ist wohl kein Zufall, dass wir als Veranstalter mit einigen der Busfahrer noch über Jahre hin Kontakt hatten.

Natürlich entspricht eine so entspannte Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden dem sich an den Hochschulen wieder breitmachenden Autoritarismus nur wenig und den Vorstellungen der Verbreitung von E-Learning mit möglichst wenig persönlichen Kontakten gar nicht. Das E-Learning kann Stoff vermitteln, was nützlich sein kann, Bildung und geistige Selbständigkeit indes werden auf anderen Wegen erworben.

Das wichtigste Argument fehlt allerdings noch: Es macht einfach einen riesigen Spaß, eine Exkursion zu organisieren, wenn man die entsprechenden Teilnehmer/innen hat (wofür man bis zu einem gewissen Grad sorgen kann) und nicht gar zu sehr um die Mittel kämpfen muss. Wahrscheinlich könnten die verschiedenen Wissenschaftsverwaltungen ihre Erfolgsquoten massiv steigern, wenn sie die Mittel für mehr Exkursionen zur Verfügung stellten. Allerdings sollten diese auf freiwilliger Basis stattfinden: Nichts ist so ernüchternd wie ein Lehrender, der wider seinen Willen eine Reise organisieren muss, und nichts ist so frustrierend wie ein/e Studierende/r, der daran teilnehmen muss, weil es Pflicht ist.

Wien, 12. August 2011

Anmerkungen

¹ Mein Interesse an Exkursionen lässt sich mit meiner mehrfachen Teilnahme an einem deutsch-französischen Schüleraustausch meines Gymnasiums mit dem *Lycée Henri IV* in Béziers erklären. Ich habe heute noch den Eindruck, dass ich während dieser, insgesamt sechs oder sieben Wochen dauernden Aufenthalte wirklich Französisch gelernt habe. Leider war es mir nie vergönnt, als Student an einer Exkursion teilzunehmen (wahrscheinlich aufgrund meiner zu häufigen Universitätswechsel).

² Eine (vereinfachte) von Peter Ronge zusammengestellte Kostenaufstellung findet sich auf Seite 3.

³ Zu Lafont vgl. u.a. Danielle Julien/Claire Torreilles/François Pic (éds.) (2005): *Robert Lafont. Le roman de la langue*, Toulouse (mit einer bis 2005 exhaustiven Bibliographie); sowie die Doppelnummer der Zeitschrift *Lenga e País d'Òc*, no. 50–51, *Per Robèrt Lafont*, April 2011, die im Übrigen denselben Titel führt wie die 1990 in Montpellier und Nîmes erschienene Festschrift zu seinen Ehren. Ganz neu: Gérard Tautil (2011): *Robert Lafont et l'occitanisme politique*, Eglise-Neuve-d'Issac.

⁴ Léon Cordes (1975): *Troubadours aujourd'hui*, Raphèle-les-Arles.

⁵ Mir lag damals viel an diesem Zusammentreffen, denn es herrschte ja noch immer Kalter Krieg, und es schien mir wichtig, dass die braven Westfälinnen und Westfalen einmal einen kommunistischen Bürgermeister sahen, zudem noch einen der gebildetsten, um sich ein wenig von den Vorurteilen zu befreien, die ihnen eingeprägt worden waren. Deshalb bin ich auch immer, wenn es möglich war, mit anderen Exkursionen nach Sète zurückgekehrt.

⁶ Er wird später lange Jahre als Abgeordneter im Europäischen Parlament sitzen. Vgl. Jean Huillet (2004): *De que fasèm. Un regard militant sur la viticulture*, Pézenas.

⁷ Der CIDO ist inzwischen vom CIRDOC abgelöst worden, der heute in neuen Räumen in Béziers die wohl vollständigste Dokumentation der modernen okzitanischen Kultur besitzt.

⁸ Vgl. zu den Katharern immer noch die Synthese von Michel Roquebert (1999): *Histoire des Cathares. Hérésie, croisade, inquisition du XIe au XIVe siècle*, Paris. In den aktuellen Forschungsstand über den Katharismus führt ein Anne Brenon (2007): *Les Cathares*, Paris. Als Einführung kann auf Deutsch noch immer die Darstellung des leider nicht mehr unter uns weilenden Lothar Baier (1984): *Die große Ketzerei. Verfolgung und Ausrottung der Katharer durch Kirche und Wissenschaft*, Berlin (Nachdruck) empfohlen werden. Stärker forschungsorientiert: Jörg Oberste (2003): *Der „Kreuzzug“ gegen die Albigenser. Ketzerei und Machtpolitik im Mittelalter*, Darmstadt. Der Aufsatz über die Albigenserkriege in unserem Konvolut stammt übrigens von Dieter Kattenbusch (106–108).

⁹ Vgl. Maria Roanet (1975): *Dins de patetas rojas ...*, Toulouse; Dies. (1990): *Nous les filles*, Paris.

¹⁰ Das Protokoll dieses Vortrages stammt von Dieter Kattenbusch.

¹¹ Kurze Zeit zuvor war Robert Lafont der Ossian-Preis der Stiftung F.V.S. verliehen worden; die damalige politisch rechte Stadtverwaltung von Toulouse weigerte sich, diesen Saal für die Verleihung zur Verfügung zu stellen. Ich weiß nicht, wie sehr es dem Beigeordneten gefiel, dass ich auf – allerdings dezente Art – auf diesen Unterschied in der Behandlung hinwies.

¹² Erst 1981 beendete der neu gewählte Präsident François Mitterrand den Kampf; als eine seiner ersten Amtshandlungen verkündete er den Verzicht auf die Ausdehnung. Immerhin hatte es ungefähr elf Jahre gebraucht, um zu diesem Ziel zu gelangen. Diese Auseinandersetzung steht auch im Hintergrund des großen Romans von Robert Lafont, *La Festa*, dessen erste zwei Bände 1983/84 erschienen, der letzte, der eine andere Perspektive einnimmt, 1996 (Ed. Obradors/Fédérop/Le chemin Vert).

¹³ Auch von diesen Reisen gibt es Rechenschaftsberichte.

¹⁴ Die Ergebnisse sind in der Doppelnummer 12/13, 1998/99 der Zeitschrift *Quo vadis, Romania?* (Wien) mit dem Titel *Martinique: Sprachen und Gesellschaft/Martinique: langues et société* festgehalten. Leider sind die Beiträge qualitativ sehr unterschiedlich.

¹⁵ Der Rechenschaftsbericht ist in Vorbereitung.

¹⁶ Es fällt mir immer mehr auf, dass das Wort *Erkenntnisinteresse* fast völlig aus den Studienhilfen verschwunden ist, die oft für teures Geld angeboten werden, um den Studierenden dabei zur Seite zu stehen, ihre Qualifikationsarbeiten vorzubereiten. Es wird ersetzt durch den fast schwachsinnigen Begriff der „Forschungsfrage“, aus dem jeder Gedanke an weitere Zusammenhänge oder gar an kritisches Potential getilgt ist. Vor Forschungsfragen braucht der heutige Kapitalismus keine Angst zu haben, Erkenntnisinteresse kann mitunter beunruhigende Formen annehmen.

¹⁷ Ich erinnere mich noch heute an den *surveillant général* der Privatschule in Sainte-Foy-la-Grande (Dordogne), in der ich ab Herbst 1970 ein Jahr lang mehr die Ehre als das Vergnügen hatte, Deutsch zu unterrichten. Er hatte das Ende des Zweiten Weltkrieges als Zwangsarbeiter in Berlin miterlebt und hat mir aus erster Hand von der russischen Eroberung der Stadt berichtet. Er belächelte indes seine französischen Landsleute, die im Berlin des Krieges den Satz prägten: „Ils [les Allemands] peuvent pas parler français comme tout le monde?“ Er wäre noch heute entsprechend auf viele (nicht nur) Europäer anwendbar.

¹⁸ Peter Ronge hatte den Zweiten Weltkrieg mit all seinen Schrecken noch als Kind miterlebt. Deshalb war und ist ihm das Zusammenwachsen der Europäer (in seinem Fall vor allem der Deutschen und Franzosen) ein solch lebenslanges Anliegen geblieben. Für uns Ältere ist es oft schwer verständlich, dass dieser elementare Enthusiasmus, ein gemeinsames, solidarisches und friedliches Europa aufzubauen, sich heute in der politischen Klasse ebenso verloren hat wie bei vielen Bürgern.

¹⁹ Das müssen nicht immer große Dinge sein. Es war durchaus ein Stück Öffnung, als 1976 einige der Studierenden, die noch nie Austern – und schon gar nicht solche direkt aus der See – gegessen hatten, sich dazu durchringen konnten, und genauso haben sich 2011 einige an die ihnen völlig fremde, scharfe kreolische Blutwurst (*boudin*) gewagt, andere eben nicht. Einst hatte der Herausgeber und Chefredakteur der *Stuttgarter Zeitung*, der lateinisch schreibende Dichter Sebastian Blau, mit bürgerlichem Namen Josef Eberle (1901–1986), ein sehr probates Verfahren, seine Nachwuchsredakteure für die Lokalredaktion [das war im klassischen Journalismus immer der Königsweg zum Fortkommen] auszuwählen: An einem Tag in der Woche gab es in der Kantine unter anderem Kutteln, und Eberle schaute nur, wer von den Jungen davon aß. Die waren gut für den Lokalteil. Der Erfolg gab ihm gewöhnlich Recht.



Über Böcke und Böcke. Eine kleine etymologische Studie zu Rumänisch *țap*

Maren Huberty, Berlin

In den einsprachigen rumänischen Wörterbüchern ist das Wort *țap* mit folgenden Bedeutungen verzeichnet: (1) ‚Ziegenbock‘, (2) ‚Bierglas‘ sowie ‚Inhalt eines Bierglases‘ und (3) ‚Sternenkonstellation beim Übergang zur Wintersonnenwende‘ [Verweis auf das Sternzeichen Steinbock, Anm. d. Verf.].

ȚAP, *tapi*, s.m. 1. Masculul caprei domestice, al caprei negre și al căprioarei. [...] 2. Pahar special de bere, cu toartă, având capacitate de 300 ml; conținutul unui astfel de pahar. 3. (Art.) Numele unei constelații în care intră Soarele la solstițiul de iarnă. – Cf. alb. cap, ejap, scr. cap (DEX¹ 1998, DEX² 2009, s.v.).¹

In der überarbeiteten Ausgabe von 2009 bleibt der Eintrag unverändert. Das digitale Wörterbuch *DEX-online* nimmt mit Verweis auf eine Neufassung des *DEX* zwei weitere Einträge auf. Das bisher grundsätzlich als polysem lemmatisierte *țap* wird nun unter zwei homonymen Lemmata registriert, wobei die Bedeutungen (1) und (3) unter *țap¹* und die Bedeutung (2) unter *țap²* verzeichnet werden:

ȚAP¹ ~i m. 1) Mascul al caprei. [...] 2) art. Constelație în care intră Soarele la solstițiul de iarnă. /Cuv. autoht.
ȚAP² ~uri n. 1) Cană de sticlă (cu o capacitate de 300 ml) din care se bea bere.
2) Conținutul unei astfel de căni. /Cuv. autoht.
(NODEX 2002, s.v.)

Auffällig ist zum einen, dass mit der Differenzierung in Homonyme auch eine Veränderung des Genus erfolgt, *țap²* ‚Bierglas‘ wird nun in die Kategorie der Neutra überführt (Pluralbildung auf *-uri*). Andererseits werden beide Lexeme auf ein gemeinsames Erbwort zurückgeführt. Es ist jedoch unbestritten, dass *țap²* bzw. weiter oben Bedeutung (2) nicht auf das autochthone Wort zurückgeht, sondern eine spätere Entlehnung ist. Die fehlerhafte etymologische Angabe geht offensichtlich auf Ciorănescu zurück:

tap (-pi), s. m. – 1. Macho cabrío. – 2. Constelación del Capricornio. – 3. Caña para cerveza. – 4. (Mold.). Una de las chitas de más peso. – 5. Apodo de los griegos. – 6. (Germ.). Cura. – Mr. Cap. Origen oscuro. [...] El uso 3 es trad. moderna de al. *Bock*. Cf. también Rohlfs, *ZRPh*, XLV, 664; Rosetti, II 123; Pușcariu, *Lr*, 180. (DER 1966, s.v.)

Ciorănescu gibt nach „origen obscuro“ eine gründliche Zusammenfassung diverser Hypothesen zum Etymon von *țap* (1), so könne es sich beispielsweise um eine

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Maren Huberty, Dr. phil., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin. Studium an der Universitatea Timișoara (Rumänien), seit 1983 an der HU, dort 1987 Promotion, seit 1991 geschäftsführende Mitarbeiterin am Institut für Romanistik.

unmittelbare Fortsetzung eines illyrisch-thrakischen Substratwortes handeln oder um eine spätere expressive Neuschöpfung. Für die Bedeutung (2) „Bierglas“ (3. bei Ciorănescu) nimmt er jedoch eine Lehnübersetzung aus dem Deutschen an und verweist diesbezüglich speziell auf Arbeiten von Rohlfs, Rosetti und Pușcariu. Der Verweis auf Rohlfs ist in diesem Fall völlig unhaltbar, denn in seinem Aufsatz „Über Hacken und Böcke“ diskutiert Rohlfs (1925) gerade nicht die Herkunft der später hinzugekommenen Bedeutung „Bierglas“, sondern den wortgeschichtlichen Zusammenhang von *zapp-* „(Ziegen-)Bock“ und *zapp-* „Hacke“. Selbiges trifft auf die angeführten Belege von Rosetti und Pușcariu zu, die hier die Annahme eines illyrischen Etymons für *țap* (1) besprechen. Dass es sich bei *țap* (2) „Bierglas“ um eine Lehnübersetzung aus dem Deutschen handele, wird von Pușcariu erst an anderer Stelle, nämlich im Rahmen des rumänisch-deutschen Sprach- und Kulturkontakte besprochen:

De origine germană e și [...] *halbă* [...], iar tradus din germ. „Bock“ *țapul* (de bere).

(Pușcariu [1940] ²1976: 271)
Deutschens Ursprungs sind auch [...] *halbă* „Halbe (Bier)“, [...] und aus dem Deutschens übersetzt ist *țap* „¼ Liter Bier“ (wörtlich: „Bock“).
(Pușcariu [1943] ²1997: 342)

Generell wird in der rumänischen etymologischen Forschung die Annahme vertreten, dass *țap* (2) „Bierglas“ eine Entlehnung aus dem Deutschen ist. So schreibt Graur in seiner Darlegung des Konzepts zur *etimologie multiplă* (Mehrfachentlehnung)²:

Cuvântul românesc *țap* are o origine veche, care nu e prea ușor de determinat (tracă sau iliră). El desemnează un anumit animal cu însuși precise. La un moment dat, acestui cuvânt i se mai adaugă, sub influența unui model german, înțelesul de „pahar de anumite dimensiuni și forme, în care se servește berea“. Deci astăzi cuvântul nostru *țap* nu mai are numai originea veche, ci vine, în același timp, prin anumite trăsături ale sale, dela germ. *Bock* (Graur 1950: 24). [Das rumänische Wort *țap* hat einen alten Ursprung, der nicht so einfach zu bestimmen ist (thrakisch oder illyrisch). Es bezeichnet ein bestimmtes Tier mit genauen Eigenschaften. Zu einem gegebenen Zeitpunkt wird diesem Wort durch deutschen Einfluss die Bedeutung „Glas in bestimmten Maßen und Formen, in dem Bier serviert wird“ hinzugefügt. Folglich hat unser Wort *țap* heute nicht mehr nur die alte Herkunft, sondern stammt gleichzeitig, aufgrund bestimmter Merkmale, vom deutschen *Bock* ab.] (Übersetzung der Verf.)

Ebenso verzeichnet Sala in seiner Enzyklopädie zur rumänischen Sprache unter dem Eintrag *etimologie multiplă*:

E.m. este invocată și pentru cuvintele care au un sens obținut prin calc semantic (*țap* în sensul „pahar în care se servește berea“ explicitat prin germ. *Bock* „țap (de bere)“) (Sala 2001: 203).
[Etimologic] m[ultiplă] ist angezeigt auch für Wörter, die eine Bedeutung aufgrund einer Lehnbedeutung erhalten haben (*țap* in der Bedeutung „Glas, in dem Bier serviert wird“ nach deutsch *Bock* „țap de bere“).] (Übersetzung der Verf.)

Die rumänischen Linguisten gehen also davon aus, dass *țap* (2) „Bierglas“ durch Lehnbedeutung bzw. *calque sémantique* entstanden ist, und zwar analog zum deutschen Homonymenpaar *Bock*¹ „(Ziegen-)bock“ und *Bock*² „Bockbier“. Allerdings geht Graur (und vor ihm schon Pușcariu) auch im Deutschen von den Bedeutungen (1) „(Ziegen-)Bock“ und (2) „Bierglas“ aus, wobei seiner Meinung nach Bedeutung (2) durch das falsche Verständnis eines Eigennamens zustande gekommen sei:

Țap și-a cîstigat locul în categoria a două atunci cînd, după model german (iar în limba germană printr-un accident, gresita înțelegere a unui nume propriu), a inceput să figureze pe paharele de bere (Graur 1954: 120).

Das deutsche Wort *Bockbier* ist nun in der Tat durch lautliche Umdeutung eines Eigennamens entstanden:

Bockbier n. ein Starkbier, dessen Bezeichnung von der niedersächsischen Stadt *Einbeck*, früher *Eimbeck*, herzuleiten und zunächst *Eimbeckisch*, *Eimbeckisch Bier* (16. Jh.) genannt wird [...], das seit Anfang des 17. Jhs. auch in Bayern gebraut und mit Vokalwechsel e zu o in der zweiten Silbe

ampokhisch pier (München 1630), *Aimbock*, *Oambock* genannt wird. Im 19. Jh. kommt die Kurzform *Bock* m. auf, die als *un bock* ‚ein Glas Bier‘ ins Französische entlehnt wird (EWD 1989: 195).

Die Etymologie geht bereits auf Kluge (6¹⁸⁹⁹, s.v.) zurück, der zur Wortgeschichte weiterhin anmerkt: „An der Entstehung der Benennung mag mitgewirkt haben, dass auch Schöps (in Schlesien), Stähr und Geiß (auch Ente) Bezeichnungen für Bierarten waren (in Breslau gab es Anfang des 18. Jhs. Lämmelbier).“

*Bock*² bezeichnet also im Deutschen eine besondere Biersorte (Starkbier) und nicht das Gefäß, das diese Biersorte enthält. Eine Bedeutung ‚Bierglas‘ ist für das Deutsche zu keinem Zeitpunkt belegt. Das rumänische *țap*² könnte demnach durch einen sogenannten *faux calque sémantique* oder durch Metonymie entstanden sein. Letzteres würde eine Lexikalisierung der Metonymie *Bock*² ‚Bockbier‘ > *Bock*² ‚Bierglas‘ in den in Rumänien gesprochenen deutschen Mundarten voraussetzen. Das ist jedoch eher unwahrscheinlich, da dort bereits das Wort *Seidel* ‚Bierkrug, Bierglas‘, – ein altes, in Deutschland und Österreich-Ungarn verwendetes Flüssigkeitsmaß – gebräuchlich war. So zählen Lăzărescu/Scheuringer *Seidel* zu den „österreichisch-rumäniendeutsche[n] lexikalische[n] Gemeinsamkeiten“ (Lăzărescu/Scheuringer 2007, s.v.). Eine direkte Entlehnung von *țap*² ‚Bierglas‘ aus dem Deutschen ist m.E. in Frage zu stellen.

Der älteste lexikographische Eintrag für *țap*² ist im Rumänisch-deutschen Wörterbuch von Tiktin zu finden:

țap sm. [...] 4. (Wirtshaussprache) Bock m (= ¼ Liter Bier) (Tiktin 1925, s.v.).

Allerdings werden keine Belegstellen angeführt. Vermutlich haben sich alle nachfolgenden Wörterbücher an diesem Eintrag orientiert. Die von Miron bzw. Miron und Lüder überarbeitete 2. und 3. Auflage von Tiktins Wörterbuch korrigiert dann die Übersetzung *Bock* zu *Seidel* ‚Biermaß: 300 ml‘ (Tiktin/Miron: 2¹⁹⁸⁹, 3²⁰⁰⁵; s.v.). Das neue zweisprachige Wörterbuch der Rumänischen Akademie *Dicționar German-Român* lemmatisiert (neben *Seidel*) nun analog zu den deutschen einsprachigen Wörterbüchern sehr konsequent die Homonyme *Bock*¹ und *Bock*² ‚Bockbier‘, allerdings wird unter *Bock*¹ wiederum die Übersetzung *țap* (de bere) verzeichnet, was in sich widersprüchlich ist (DGR 2007, s.v.). Wenn ein bierdurstiger Rumäne in Deutschland ein *Bock* bestellte, so würde er in manchen Lokalen, je nach Region, wohl leer ausgehen.

Beim Gebrauch von *un bock* (siehe oben, EWD 1989, auch Kluge 6¹⁸⁹⁹; s.v.) in Frankreich könnte eventuell ähnliches passieren, allerdings aus anderen Gründen. *Un bock* ist im Französischen ein Archaismus:

Bock, n.m. est emprunté (1862) à l’allemand *Bock* „bière de Bavière, fortement alcoolisée“ forme apocopée pour *Bockbier*. Le sens d’emprunt „bière de Bavière“ a été surplancé par l’acception métonymique de „verre de bière à anse contenant environ un quart de litre“ (1866) puis par opposition à *demi*, „verre de bière d’une capacité moindre“, dans les consommations de café. Le mot a vielli après 1945, remplacé dans l’usage courant par *une bière*, *demi* restant usuel (DHLF 1992, s.v.).

Als erster Beleg wird im Allgemeinen das Auftreten von *bock* im *Journal* von Edmond und Jules de Goncourt gewertet: „en buvant un bock au grand-balcon“ (TLF 1975, s.v.). Bei der Entlehnung ins Französische erfolgte wohl zunächst eine Bedeutungserweiterung ‚Starkbier‘ > ‚Bier‘:

J'aurais été, comme cela eût été très bien pour moi, professeur de philosophie dans une petite ville de province, que tous les soirs j'aurais été jouer aux cartes et boire des bocks au café (Proust, *Jean Santeuil*, siehe GrRob 2001, s.v.).

Für die Verbreitung von *bock* im französischen Sprachgebrauch sorgte nicht zuletzt die Novelle *Garçon, un bock!* von Maupassant, in der der Autor darüber hinaus *bock* auch

noch als Derivationsbasis nutzt und das Wort *bockeur* kreiert:

D'un coup d'oeil j'avais reconnu un bockeur, un de ces habitués de brasserie qui arrivent le matin, quand on ouvre, [...] (GrRob 2001, s.v.).

Der sich dann vorrangig etablierende metonymische Gebrauch dient vor allem zur Differenzierung von Flüssigkeitsmaßen,

[...] nous nous asseyions côté à côté sur la banquette, tout le monde nous regardait d'un air de connivence, il commandait un bock et, pour moi, un galopin de bière, je me sentais aimé (Sartre, *Les Mots*, siehe GrRob 2001, s.v.).

wobei die Unterscheidung der Quantitäten nicht mehr eindeutig bleibt:

I 1. Vx. Pot à bière contenant environ un quart de litre. → **chope**. [...] – Contenu de bière de ce pot.
[...]
2. Verre à bière à pied, unité minimale de consommation au café (par oppos. au demi* de forme cylindrique, sans pied, et de contenance plus importante, mais bien inférieure au demi-litre). Un bock vide. [...] – Remarque: Le mot, très usuel jusqu'en 1940, a vissi (DcultLF 2005, s.v.).

Betrachtet man nun die Verwendung von rumänisch *țap*² und französisch *bock*, so fallen die sehr ähnlichen Bedeutungsdefinitionen auf: „Bierglas (mit Henkel), das ca. ¼ Liter/300 ml fasst“, die jeweils semantisch in Opposition zum Halblitermaß rum. *o halbă* und frz. *une demie* stehen. Ebenfalls identisch ist der metonymische Gebrauch für den Inhalt des Glases, womit jedoch Bier im allgemeinen Sinne gemeint ist und nicht das spezielle Starkbier *Bock*. Natürlich können unabhängige parallele Entwicklungen einer direkten Entlehnung aus dem Deutschen ins Rumänische und Französische angenommen werden. Für rum. *țap*² erscheint jedoch eine indirekte Entlehnung über das Französische plausibler, insbesondere vor dem Hintergrund einer verstärkten Aufnahme französischer Lehnwörter in der Zeit nach 1830 zur Etablierung des modernen rumänischen Wortschatzes. Im Gegensatz zu rum. *țap* (*de bere*) hat frz. *bock* zu weiteren Wortbildungen geführt. So sind zwar *bock* selbst und *bockeur* heute als Archaismen zu betrachten, *sous-bock* „Bierdeckel“ jedoch zeichnet sich durch eine große Frequenz im heutigen Sprachgebrauch aus. Rumänisch *țap*² „Bierglas“ steht da relativ isoliert. Der Anschluss der neuen Bedeutung „Bierglas“ an *țap* „Bock“ ist im Rumänischen eher volksetymologisch zu erklären, aufgrund der Gleichheit der *signifiants* von franz. *bock* mit dem deutschen Homonymenpaar *Bock* „(Ziegen-)bock“ und *Bock* „Bockbier“. Wortgeschichtlich wäre außerdem ein Zusammenhang zu Ungarisch *csapolt sör* „Bier vom Fass“ < *csap* „Zapfhahn“ zu überlegen.

Anmerkungen

¹ So auch DLR (1965, s.v.), DLRM (1958, s.v.) und Șăineanu (2¹996, s.v.).

² Zum Konzept der *etimologie multiplă* siehe auch Huberty/Sinner (2010).

Literatur

DER = Ciorănescu, Alejandro (1966): *Diccionario etimológico rumano*, Tenerife.

DCULTLF = Rey, Alain (éd.) (2005): *Dictionnaire culturel en langue française*, Paris.

DEX¹ = Academia Română/Institutul de Lingvistică „Iorgu Iordan“ (ed.) (4¹998): *Dictionarul explicativ al limbii române*, București.

DEX² = Academia Română/Institutul de Lingvistică „Iorgu Iordan – Al. Rosetti“ (ed.) (2009): *Dictionarul explicativ al limbii române*. Ed. a 2-a revăzută, București.

DEX-ONLINE = <http://dexonline.ro/>

- DGR = Academia Română/Institutul de Lingvistică „Iorgu Iordan și Al. Rosetti“ (ed.)
 (32007): *Dicționar German-Român*, București.
- DHLF = Rey, Alain (éd.) (1992): *Dictionnaire historique de la langue française*, Paris.
- DLR = Academia Republicii Socialiste Române (ed.) (1965–): *Dictionarul limbii romîne*, București.
- DLRM = Academia Republicii Populare Romîne (ed.) (1958): *Dictionarul limbii romîne moderne*, București.
- EWD = Pfeifer, Wolfgang et al. (Hg.) (1989): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, Berlin.
- Graur, Alexandru (1950): „Etimologie multiplă“, in: *Studii și cercetări lingvistice* (Institutul de lingvistică, Academia Republicii Populare Române) 1, 22–34.
- (1954): *Încercare asupra fondului principal lexical al limbii române*, București.
- GrRob = Rey, Alain (éd.) (2001): *Le Grand Robert de la langue française*. Deuxième édition, dirigée par Alain Rey, Paris.
- Huberty, Maren/Sinner, Carsten (2010): Multiple Etymologie. Konzept – Prinzip – Ergebnis etymologischer Forschung, in: Reinke, Kristin/Sinner, Carsten (Hg.) (2010): *Sprache als Spiegel der Gesellschaft. Festschrift für Johannes Klare zum 80. Geburtstag*, München: 78–100.
- Kluge, Friedrich (61899): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Straßburg.
- Lăzărescu, Ioan/Scheuringer, Hermann (2007): *Limba germană din Austria. Un dicționar german-român/Österreichisches Deutsch. Ein deutsch-rumänisches Wörterbuch*, București.
- NODEX = Litera Internațional (2002): *Noul dicționar explicativ al limbii române*. Ed. a 2-a revăzută, București (nach dex-online).
- Pușcariu, Sextil ([1940] 21997): *Limba română*. Vol. I. Privire generală, București.
- ([1943] 21997): *Die rumänische Sprache*, Bukarest.
- Rohlf, Gerhard (1925): Über Hacken und Böcke, in: *Zeitschrift für romanische Philologie* 45, 662–675.
- Şăineanu, Lazăr ([1896] 21995–1996): *Dicționarul universal al limbii române*, Mydo Center.
- Sala, Marius (2001): Etimologie multiplă, in: Marius Sala (Hg.) (2001): *Encyclopédia limbii române*, București, 203–204.
- TLF = *Trésor de la langue française: dictionnaire de la langue du XIXe et du XXe siècle (1789–1960)*, Paris 1975.
- Tiktin, Hariton (1925): *Rumänisch-deutsches Wörterbuch*. Band 3: P–Z, București.
- /Paul Miron (1989): *Rumänisch-deutsches Wörterbuch*. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage von Paul Miron. Band 3: P–Z, Wiesbaden.
- /— (2005): *Rumänisch-deutsches Wörterbuch*. 3., überarbeitete und ergänzte Auflage von Paul Miron und Elsa Lüder. Band 3: P–Z, Wiesbaden.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Warum Rumänisch?

Jochen Schmidt, Berlin

(Der Beitrag von Jochen Schmidt war zugleich der Gastvortrag bei der Überreichung der digitalen Festschrift. Einen Mitschnitt des Vortrags können Sie hier anhören [Anm. d. Hg.]):

[Vortrag herunterladen \(MP3, 18 MB\)](#)

1996 bekam ich an der Humboldt-Universität eine Stelle als studentische Hilfskraft bei Professor Kattenbusch. Das Bewerbungsgespräch fand in einem leeren Raum mit schwarzem Bakelit-Telefon statt, seinem provisorischen Büro. Er litt noch unter dem Ost-Berliner Braunkohledunst, der mir bis dahin gar nicht aufgefallen war. Ich hatte noch nie ein monatliches Einkommen gehabt, und jetzt gleich für zwei Jahre, das bedeutete ja finanzielle Sicherheit bis fast zur Rente. Andererseits hatte ich auch noch nie regelmäßig arbeiten müssen und dafür auch gar keine Zeit. Im Winter ging die meiste Zeit fürs Heizen meines Kohleofens drauf, und im Sommer musste man ja die Welt sehen. Schließlich war die Wende noch nicht lange her, und da ich seitdem studierte, blieben nur die Semesterferien für Weltreisen. Hatte man Geld, hatte man keine Zeit, hatte man Zeit, hatte man kein Geld, dieses ökonomische Grundgesetz hatte wahrscheinlich schon Marx irgendwo beschrieben.

Professor Kattenbusch interessierte sich für Dialekte und Minderheitensprachen, das schien mir ein guter Weg. Man musste sich ja spezialisieren in dieser Welt, Experten waren gefragt. Ich musste mir irgendeine romanische Minderheit suchen, die bisher übersehen worden war, und dann würde ich mein Leben lang davon zehren. Professor Kattenbusch versuchte dann auch immer wieder, mich für Feldforschung auf eine Karibikinsel zu schicken, wo ein legendärer bretonischer Pirat eine Population begründet hatte, und einen einzigartigen Kreol-Sprachmix zwischen altem Französisch, Englisch und den Sprachen der einheimischen Bevölkerung. Aber es zog mich nicht in die Karibik. Was ich noch nicht wusste, war, dass ich mich für Osteuropa zu interessieren begann. Die DDR hatte ja 19 Jahre lang erfolgreich verhindert, dass es dazu kommen könnte, aber nun lernte ich die ersten Westdeutschen kennen, die freiwillig Russisch lernten. Das öffnete mir die Augen.

Ein anderes Projekt war, mich nach Sizilien zu schicken, ins Osteuropa Italiens. Dort gab es sogar noch albanische Sprachinseln. Frühere Romanisten haben dort mit der Vespa lange Reisen unternommen und Dialektforschungen betrieben. Inzwischen war aber eigentlich alles Wichtige erforscht, man konnte immer irgendwo nachschlagen. Außerdem war nicht zu sehen, wie man sich aus der Kenntnis sizilianischer Dialekte eine Existenz aufbauen könnte. Unsere Ellenbogengesellschaft hatte ihre eigene Einstellung zu den

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



*Jochen Schmidt,
Autor, Journalist,
Vortragskünstler.
1996–2000
studentische Hilfskraft
am Lehrstuhl von
Dieter Kattenbusch,
dabei Mitarbeit am
Projekt VIVALDI.*

Geisteswissenschaften. Wenn ich meinem Bruder von meiner Begeisterung fürs Altfranzösische erzählte, sagte er: „Können die Franzosen das nicht selbst erforschen?“

Ich begann zu bedauern, dass ich mein Studium so falsch angegangen war, inzwischen war ich mit Mitte 20 für größere Sprünge schon zu alt. Man müsste die Romanistikstudenten im ersten Studienjahr in vier Länder der Romania schicken, jeweils drei Monate, das reicht, um eine Sprache zu lernen. Danach könnte das Studium beginnen. Ich war entschlossen, alle romanischen Sprachen halbwegs zu beherrschen, bevor ich mich der Prüfung stellen würde. Ich hätte es als peinlich empfunden, dem Prüfer in irgendeiner Frage unterlegen zu sein. Die Ansprüche waren hoch, ich hatte immer noch die Hausarbeit eines Studenten vor Augen, in der Professor Kattenbusch ein überflüssiges Leerzeichen angestrichen hatte.

Professor Kattenbusch schenkte uns immer Exemplare seiner Publikationen, die er in großen Kisten im Büro lagerte. Im Laufe seiner Forscherbiographie arbeitete man sich an immer spezielleren Fragen ab, man promoviert über das Ladinische und habilitiert sich über das Sella-Ladinische. Aber ich hatte doch noch nicht mal den groben Überblick. Und ich interessierte mich ja nicht nur für die romanischen Sprachen, sondern auch für Literatur, Kino und fußballhistorische Forschungen. Und nebenbei gab es ja auch noch ein äußerst aufreibendes Privatleben mit einer Nicht-Romanistin. Man hätte eigentlich in der Uni wohnen müssen, um Zeit zu sparen, aber ich war auch nicht in der Lage, mir eine andere Wohnung zu suchen, dafür war der Tag einfach zu kurz. Außerdem hätte ich dann meinen DDR-Mietvertrag aufgeben müssen, und das wäre mir in der gegenwärtigen politischen Situation unklug erschienen. So blieb es bei den täglichen Fahrradfahrten vom Prenzlauer Berg zur Humboldt-Uni, selten war ich pünktlich, Unfälle waren an der Tagesordnung, die neuen Fahrzeuge passten noch nicht zu den alten Verkehrsregeln. Eine Ortlieb-Tasche hatte ich noch nicht, ich schnallte meine tschechische Ledertasche, die ich schon in der Schule benutzt hatte, umständlich mit Fahrradspinnen am Gepäckträger fest, die Tasche war oft so voll, dass ich sie kaum zubekam.

Abb. 1: Berge in Ladinien



Wir bereiteten dann eine Exkursion nach Südtirol vor, ins Gadertal, wir würden dort eine romanische Minderheit besuchen, die seit der Römerzeit immer noch ihre Sprache sprach. Das mussten ja störrische Menschen sein, ganze 30.000 gab es noch von ihnen. Was ich mir erst langsam bewusst machte: Ich gehörte inzwischen schon selbst zu einer Minderheit, als Ost-Berliner im Prenzlauer Berg, als geborener Berliner in Berlin, als Student der HU, der noch in der DDR immatrikuliert worden war, und als Romanistik-Student, der sich für sein Fach interessierte.

Im Büro nahmen wir Sprachunterricht bei Professor Kattenbusch, während Studenten anklopften, die mit rhetorischem Geschick ihre Prüfungsfragen herausbekommen wollten. Eine neue Generation.

Wir fuhren mit dem Nachtzug, ich sah zum ersten Mal München, wenn auch nur den Hauptbahnhof. In Bozen gefiel mir ein Triumphbogen auf der Piazza della Vittoria, ich wusste nicht, dass er auf Mussolini zurückging. Ich fotografierte ihn vor dem Hintergrund des Gebirges, in schwarz-weiß, mit der Practica MTL3 von meinem Vater, neuerdings bildete ich mir ein, hochwertige Fotografien anfertigen zu müssen. Ich hatte mir eine rote Glühbirne und einen Apparat zum Entwickeln der Bilder gekauft, es wurde auch Zeit, denn die Digitalfotografie stand kurz vor ihrem Durchbruch.

Ich hatte noch nie so saubere Dörfer wie in Südtirol gesehen, die Äpfel wurden anscheinend noch am Baum einzeln poliert, und die Tiere trugen in den Ställen Hausschuhe. Wir wohnten in einer Pension in den Bergen, der Professor ging jeden Tag laufen, zu meiner 10-km-Zeit

Abb. 2:
Triumphbogen
auf der Piazza
della Vittoria,
Bozen

von 45 Minuten sagte er, das sei ja nicht sehr schnell. Die weiblichen Exkursionsteilnehmer wollten immer unter Sonnenschirmen sitzen und Espresso trinken. Der schmeckte besser als in Berlin der bittere Bürokaffee aus der Kaffeemaschine, der morgens gebrüht und bis abends warmgehalten wurde.



Abb 3: Heuträger



Im Bus hörten wir alte Frauen Ladinisch sprechen, aus der Theorie wurde Praxis, wir waren so euphorisch, als wären wir zum ersten Mal einem vergessenen Indiovolk begegnet. Wir machten eine Wanderung, auf der wir alle Blasen bekamen, und die in nichts zu unseren dialektologischen Kenntnissen beitrug. Wir besuchten ein Institut, in dem man Wort für Wort das Wörterbuch durchging und nach Kompromissen für eine gemeinsame Sprachvariante für die ladinischen Dialekte suchte. Das Ladinische war zwischen verschiedenen Tälern zersplittert, Fassatal, Grödnertal, Gadertal. Überall schenkte man uns eigene Übersetzungen von „Der Kleine Prinz“, in jeder Varietät des Ladinischen eine. Wenn eine Gruppe

das „e“ etwas offener aussprach als die andere, waren beide der Meinung, gar nicht die gleiche Sprache zu sprechen. Ich kannte das aus Ost-Berlin, wo ich mich zunehmend an den sich durchsetzenden Sprachgewohnheiten der aus dem Westen Zugereisten störte, die kleinen Unterschiede sind oft viel auffallender als die großen.

Auf einer Alm trugen alte Frauen riesige Heubündel auf dem Rücken. Man musste regelmäßig mit speziellen Schubkarren die Erde wieder den Berg hochbewegen, weil sie vom Ackerbau mit der Zeit immer runterrutschte. Während die Felder der abgewickelten Brandenburger LPGs aus Verlegenheit mit Raps und Sonnenblumen bepflanzt wurden und ABM-Kräfte mit Händeklatschen die Krähen verscheuchten. Zufällig gerieten wir in eine Prozession, ein Engel wurde von Menschen in schwarzen Anzügen herumgetragen, hier war ja wirklich noch Mittelalter. Ich machte das Pressefoto des Jahres von einem weiß gekleideten Mädchen mit Brille, aber leider mit einer MTL3.

Ich blieb weitere zwei Jahre bei Professor Kattenbusch, das Ziel, die Rente, rückte in noch greifbarere Nähe. Ich schrieb keine Arbeit über das Ladinische und auch keine über Sprachvergleich anhand von Medikamentenbeipackzetteln. Dafür versuchte ich, meine 10-km-Zeit zu verbessern, im Geist rannte ich immer gegen Professor Kattenbusch. Ich bereitete mich auch auf meinen ersten Marathon vor, damals war das noch kein Lifestyle-Phänomen. Die Arbeit im Büro veränderte sich, das Internet setzte sich durch. Man suchte noch mit so etwas wie Lycos oder Altavista nach Dingen, die Romanisten interessieren könnten, oder, mit weniger Erfolg, nach Nacktbildern von Winona Ryder. Unser Computer hatte zwei Gigabyte Speicherplatz, inzwischen würde er in jedes Handy passen.

Abb 4: Prozession



Abb 5: Mädchen im weißen Kleid

Ich machte einen Russischkurs in Moskau und lernte dort eine Bulgarin kennen. Ich folgte ihr nach Bulgarien und lernte, so gut ich konnte, Bulgarisch. In diesem Land war meine Vergangenheit noch lebendig. Das Bulgarische, so hätte Goethe gesagt, erschien mir als eine lustige Abart des Russischen. Ich machte zwei Polnischkurse in Krakau, ein alter Traum, etwas vom Geheimnis dieser Zischlautsprache zu lüften. Es war wie in der Romanistik: Die slawischen Sprachen waren wie Geschwister, und jede hatte ihre eigenen



Nachbarsprachen, die man besser mitlernte, wenn man die Feinheiten des Wortschatzes verstehen wollte.

Ich ging zwei Monate nach Sarajevo und paukte das

dortige, mit türkischen Begriffen gewürzte Serbokroatisch, jetzt fehlten mir nur noch Slowenisch, Tschechisch und Slowakisch. Ich holte das Latinum nach, wie sollte man sonst Romanist sein? Das Graecum ergab sich aus den Fragen, die die Balkansprachen aufwarfen. Beides wäre im Westen sicher Abiturstoff gewesen. Ich machte einen zweiten Russischkurs in Moskau, dann einen in Kaliningrad, wo ich das Geburtshaus meiner Mutter aufsuchte, und einen in Minsk, es gab ja auch noch Weißrussisch! Immer noch war ich dem Institut eine Magisterarbeit schuldig.

Aber das waren alles erst die Grundlagen für ein Romanistikstudium, so empfand ich das. Man musste ein guter Slawist sein, um sich ans Rumänische zu wagen. In Jena gibt es in jedem Frühjahr einen Rumänisch-Intensivkurs, ich nahm sechs Mal teil, und ich beneidete die Studenten dort, die eine mehrstöckige Präsenzbibliothek mit Blick in den Wald hatten, während wir in Berlin noch mit einer Art Kammer begonnen hatten, in der man Zettel ausfüllte, um Bücher zu bestellen, von denen man drei Tage später erfuhr, dass sie gar nicht da waren. Wenn ich in Jena mit dem Studium begonnen hätte, rechnete ich mir aus, dann wäre ich längst promoviert. Außerdem konnte man nur hier Rumänisch lernen, während die Rumänistik in Berlin immer mehr verkümmerte. Und Rumänisch war die Krönung von allem, die einzige romanische Sprache in Osteuropa, mit einem bis zu 50 Prozent starken Anteil an slawischem Wortschatz.

Warum Rumänisch? Das wird man eigentlich immer gefragt, wenn man sagt, dass man Rumänisch lernt. Ich wundere mich immer über eine solche Frage. Ich frage mich ja auch nicht, warum ich sprechen gelernt habe, ich nehme an, es hat mir Spaß gemacht. Ich würde auch gerne lernen, einen Hundeschlitten zu steuern, oder wie die Namen aller US-Bundesstaaten lauten, oder wie man Schweinefleisch pökelt. Ist Rumänisch wichtiger? Ich könnte jetzt sagen, dass es ein lateinisches Wort gibt, das sich in allen romanischen Sprachen nur noch im Rumänischen erhalten hat: *ligula*, der Löffel, heißt dort *lingură*. Die Rumänen haben das Wort „Löffel“ gerettet! Und nur auf Rumänisch ist der Tag weiblich: *o zi*, wie im Latein. Aber das macht Rumänischsprechen noch nicht nützlicher als Hundeschlittensteuern. Ich lasse Rumänisch auch nicht, weil ich es brauche. Dann hätte ich gar keine Lust dazu. Dinge, die ich machen muss, treffen bei mir auf unüberwindliche innere Widerstände. Mein Geist muss sich frei bewegen können, wie ein Kind, das über eine Straße schlendert und die Schultasche auf dem Boden hinter sich herzieht. So lasse ich jeden Morgen den täglichen Wikipedia-Artikel, weil ich ihn nicht brauche. Mal was über Genetik, mal was über malaysische Geschichte, aber möglichst nutzlos. Wobei man ja nie weiß! Man muss nur an den Ukrainer denken, der von sowjetischen Partisanen angeklagt wurde, ein faschistischer Spion zu sein. Er behauptete, sich als Mathematiker nicht für Politik zu interessieren. Zum Test ließen sie ihn die Euler-Form des Rests der Taylor-Reihe bilden. Weil ihm das gelang, blieb er am Leben, später wurde er Nobelpreisträger für Physik. Dass man ausgerechnet Taylor-Reihen studiert haben muss, um später nicht erschossen zu werden, würde keiner ahnen, und es funktioniert auch sicher nicht immer. Wobei auch hier die Frage ist, ob sich der Aufwand lohnt. Ich denke, ich würde lieber sterben, als Taylor-Reihen zu lernen, das weiß ich, weil ich es fürs Grundstudium Informatik hatte tun müssen. Ich kann also guten Gewissens sagen: Das Leben ist es nicht wert, dafür seine Zeit mit Taylor-Reihen zu verschwenden.

Es gibt ja überhaupt nur drei Gründe, warum man

Abb 6: Auf Wanderschaft



sich als Mann im Leben anstrengen muss: Ruhm, Geld und Frauen. Lerne ich deshalb Rumänisch? Es gibt sehr reiche Rumänen, die mit Models verheiratet sind, jeder Rumäne kennt sie, jeden Tag schreibt die Zeitung über sie, denn die Zeitung gehört ihnen ja. Aber sie können zum Teil schlechter Rumänisch als ich, jedenfalls Grammatik und Orthographie. Es sind ja meistens Kriminelle ohne Schulabschluss, aus dem Bodybuilder-Milieu, die irgendwann für einen Dollar einen ehemaligen

Staatsbetrieb gekauft haben und jetzt als Chef einer selbstgegründeten Partei in die Politik streben. Man braucht also nicht sehr gut Rumänisch sprechen zu können, um an Geld und Frauen zu kommen. Bei Russisch kann man sich immerhin noch ausmalen, doch noch einmal in russische Kriegsgefangenschaft zu geraten und sich nur durch seine Sprachkenntnisse beim Lagerkommandanten zu empfehlen. Aber Rumänisch?

Eigentlich lerne ich es ja nicht, ich kann es schon, ich muss nur den Trick herausbekommen. Wie Französisch hat sich Rumänisch aus dem Latein entwickelt. Man muss also nur Latein sprechen und sich dabei vorstellen, man sei mehrere Generationen rumänischer Schafhirten. Rumänisch zu lernen hilft mir, mein Französisch besser zu verstehen. Es ist wie ein benachbarter Berg, von dem aus ich es betrachten kann. Sprache ist ja ein politischer Begriff, eigentlich gibt es nur Dialekte. Man kann von Portugal über Spanien, Frankreich, die Schweiz, Italien bis nach Rumänien wandern und sich überall in derselben Sprache unterhalten, wenn man sie immer etwas anders ausspricht. Aber ich lerne nicht Rumänisch, um nach Rumänien zu reisen. Ich will es auch nicht sprechen können, das wäre sinnlos wie Zirkusakrobatik. Ich will es lernen, nicht sprechen. Das ist ein grundlegender Mangel aller Sprachkurse, sie zwingen mich, 20 anderen Ausländern in einer Sprache, die wir alle nicht beherrschen, zu erklären, wie man zum Bahnhof kommt, oder was man für typisch an seinem Heimatland hält. Das könnte ich auch auf Deutsch nicht. Das Schönste am Altgriechisch-Kurs war, dass man nicht sprechen musste.

Ich muss immer wieder nach Rumänien reisen, um die Sprache zu lernen, zuhause erlahmt mein Interesse an Sprachen sofort. Während ich dort so sammelwütig werde, dass ich mich über jeden rumänischen Satz freue und sie alle abschreiben möchte. Ich möchte dann, dass man von morgens bis abends auf mich einredet, deshalb habe ich die ganze Zeit meine Kopfhörer auf und höre Nachrichten. Ich glaube, Schliemann hat auch auf diese Weise Sprachen gelernt, allerdings hatte er kein Radio, sondern hat einen Diener angestellt, der ihm wochenlang hinterherlief und vorlas. Neulich habe ich in einem Münchner Hotel eine Stunde lang Al Arabiya geguckt, obwohl ich nur manchmal „sifri“ und „hamsa“ verstanden habe, „null“ und „fünf“. Trotzdem hatte ich das Gefühl, nur noch ein paar Tage weiterzusehen zu müssen, bis der Knoten platzt, und ich Arabisch kann. Wenn man die Sprache dann tatsächlich lernt, stellt sich das als Illusion heraus, aber man hat weiterhin das Gefühl, dass nur noch diese drei unbekannten Wörter aus dem einen Zeitungsartikel fehlen, dann müsste man so weit sein. Aber schon kommen drei andere. Die Sprache spielt mit einem Katz und Maus. Aber nie so, dass man die Lust verliert. Man wird ja auch weiterhin Kreuzworträtsel lösen, obwohl man genau weiß, dass man nie alle lösen können wird, die es gibt, auch nicht, wenn die Gattin hilft. Genauso wenig angelt man, um alle Fische zu fangen.

Es gibt eigentlich gar keine Rumänen, sondern Moldauer, Walachen und Siebenbürgen, die in einer historisch glücklichen Stunde zu einem Staat vereint wurden. Für andere war die Stunde weniger glücklich, sonst wären die Siebenbürgen eine ungarische, die Moldauer eine ukrainische und die Walachen eine bulgarische Minderheit. Irgendwann haben die rumänischen Intellektuellen beschlossen, dass Rumänien der legitime Erbe des alten Rom ist. Die Daker hätten die Bedeutung Roms damals erkannt und sich den Römern freiwillig unterworfen, weil sie vom selben Holz waren. Deshalb gibt es Rumänen, die Decebal heißen, nach dem damaligen Dakerkönig, und andere, die Trajan heißen, nach dem

römischen Kaiser. Noch andere heißen mit Vornamen Ovidiu, Remus, Vergil oder Vespasian. Ein Historiker aus dem 19. Jahrhundert hat in seiner Geschichte Rumäniens die Jahre ab der Gründung Roms gezählt und nicht ab der Geburt Christi.

Das ist alles hochinteressant, aber nicht der Grund, warum ich Rumänisch lerne. Hochinteressante Dinge stehen auch im täglichen Wikipedia-Artikel. Alles Wissen ist ja gleich wissenswert. Rumänisch bestand einmal zur Hälfte aus slawischem Wortschatz. *Vrajitor* ist der Zauberer, während *erač* auf Russisch der Arzt ist. Das zu wissen, verschafft mir eine sinnlose Befriedigung. Es gibt auch Wendungen, wie *habar n-am*, „Ich habe keine Ahnung“. *haber* ist bekanntlich türkisch für „Information“, kommt aber vom arabischen und heißt dort ebenfalls „Information“ oder „Nachricht“. Auch deshalb habe ich mit Arabisch angefangen, um die arabischen Wörter im Rumänischen wirklich zu verstehen.

Natürlich möchte ich auch noch Türkisch, Neugriechisch und mindestens eine skandinavische Sprache lernen. Ich kann schon einen schwedischen Satz: „*Ettusen Skåningar behöver opereras mot fetma varje år*“. Das war die Schlagzeile der ersten schwedischen Zeitung, die ich mir in Malmö gekauft habe: „Eintausend Schonen müssen jedes Jahr gegen Fettsucht operiert werden.“ Während mich fast alle Formulierungen, die ich in deutschen Zeitungen lese, abstoßen, fasziniert mich im Ausland solch eine Mitteilung.

Wegen meiner Unfähigkeit, mich mit nützlichen Themen zu identifizieren, würde ich Professor Kattenbusch gerne für ein ganz und gar überflüssiges Projekt begeistern. Ich würde gerne eine Kunstsprache entwickeln, die das Gegenteil von Esperanto ist, also so kompliziert wie möglich. In der es keine regelmäßigen Verben gibt. In der man nicht nur wie auf Arabisch bei Zahlen von eins bis zehn weibliche Adjektive mit männlichen Substantiven verbindet, sondern in der für jede Zahl eine andere Regel gilt. In der man, je nach Gesprächssituation, „30“ sagen muss, weil es als unhöflich gilt, die Zahl 20 zu benutzen. Es gibt in dieser Sprache Knack-, Schnalz-, Zisch-, Würgelaute und nasale Plosive. Es gibt jeden Laut grundsätzlich stimmhaft, stimmlos, hart, weich, betont und unbetont, und jeder wird anders ausgesprochen, je nachdem, welcher Laut ihm vorangeht oder folgt. So eine Sprache würde ich mir gerne ausdenken und sie anschließend lernen, weil es überhaupt keinen Sinn hat. Aber es wäre ein Beweis für die Schönheit unserer Wissenschaft.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Der Neufahrner Triathlon

Günter Bock, Regensburg

Wo und wann hatte ich Dieter eigentlich kennengelernt? Zum einen bei einem Regensburger politischen Verein, wo er sich als Vorstand zuweilen mit einer aus Berlin zugewanderten streitlustigen Lesbe herumschlagen musste. Auf der anderen Seite erzählte meine damalige Partnerin Dagmar öfters von einem *Dozenten Kattenbusch*. Sie studierte Englisch und Französisch; das Schattentheater der Traumfabrik – und wohl vor allem deren überlaufene Veranstaltungen – hatten es ihr jedoch mehr angetan. Aber das ist eine andere Geschichte ...

Eines Abends saßen wir zusammen mit einem gewissen Alfred in einer Studentenkneipe namens *Oma Plüscher*. Die war hoffnungslos von Juristen und WiWis okkupiert und von uns Geisteswissenschaftlern gemieden. Auch die Weichspülmusik war nicht besonders. Ich habe mich höchstens dreimal da hinein verirrt.

Zu meiner Verwunderung ging es an jenem besagten Abend die ganze Zeit ums Laufen. Alfred war etwas beleibter und sah wirklich nicht wie der ideale Läufer aus. Gegen Ende sagte Dieter zu mir: „Nächsten Mai ist ein Marathon in München. Läufst du mit?“

Ich spielte regelmäßig freitags in der Uni Fußball, oft zwei bis zweieinhalb Stunden. Ich sah mir die beiden an und sagte nach geraumer Bedenkzeit: „Ja“. Diese Entscheidung sollte mein – und eventuell auch Dieters – Leben ziemlich verändern.

Er fuhr mich noch nach Hause. Dies ging jedoch nur bis zu einem Fußgängersteg über einen Donauarm. Obwohl es spät am Abend war und ich nicht situationsgerecht gekleidet, nutzte ich die letzten 500 Meter gleich als Trainingsauftakt.

Kurz darauf flog Tschernobyl in die Luft. Ich hatte leichtsinnigerweise noch im Freien Fußball gespielt. Unsere Umgebung war durch den Regen direkt betroffen. Das bedeutete eine längere Trainingspause, denn die Meldungen der Bayerischen Staatsregierung waren widersprüchlich und man wollte schließlich kein größeres Risiko eingehen; Milchpulver, selbstgezogene Sprossen und Gemüsekonserven überwogen dann im sommerlichen Speiseplan.

* * *

Anfang des Herbsts nahm ich das Lauftraining wieder auf. Langsam steigerte

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Günter Bock,
Organisations-
programmierer und
IT-Berater/Dozent,
geboren 1954 in
Bayreuth.

Aufgewachsen in Fichtelberg,
Gymnasium in Wunsiedel. Lebt seit
Studienbeginn in Regensburg:
Studium
Germanistik/Geschichte/Geographie,
abgeschlossen mit 1. und 2.
Staatsexamen.

Während der frustrierenden
Bundeswehrzeit in Cham/Oberpfalz –
heute bin ich gerichtlich anerkannter
Kriegsdienstverweigerer – habe ich
mit dem Schreiben begonnen. In der
Hauptsache Prosatexte, die meist
durch Alltagserfahrungen initiiert
wurden; da ich auch Rockmusiker bin,
schreibe ich ab und zu einen Songtext.
Bisherige Veröffentlichungen: „Von
Menschen und Tieren, ein Märchen“,
„Harmonie“, „Gleichnis vom
Goldgräber“, „Der Gesell“, alle in:
„Hoffnungsbüumen“, Autoren-
Werkstatt 39, Anthologie, Hrsg. Rita
G. Fischer, Frankfurt/Main 1993
(heute leider vergriffen –
Restexemplare beim Autor erhältlich).
„Das Licht der Kerze (Beitrag zu
„Goethes Farbenlehre“), in: „Träumen
in des Himmels blauer Weite“,
Autoren-Werkstatt 85, Anthologie, Hg.
Rita G. Fischer, Frankfurt/Main 2002.
„Die denkwürdigen Abenteuer des
ehrwürdigen Herrn Josef K.“,
Eigendruck im Selbstverlag,
Regensburg 2005.

Mit diesem kleinen Essay möchte ich
mich bei meinem Sports-,
Geschäftspartner und Freund in allen
Lebenslagen für viele schöne, aber
auch schmerzhafte Erlebnisse, die es
es ohne ihn so nicht gegeben hätte,
herzlich bedanken.

ich die Distanzen. Den Winter über hätte man sich manchmal auch etwas anderes vorstellen können.

Im Frühjahr fuhren Dieter, sein Freund Anton und ich nach München zu meinem ersten Halbmarathon. Es ging drei- oder viermal die gleiche Route um den Feringasee. Das Laufen gelang gut. Doch aufgrund des schönen Wetters hatten sich viele türkische Familien zum Grillen verabredet, und die fettfriedenden Rauchschwaden trieben immer wieder in Richtung der Laufstrecke. Für einen Vegetarier eine starke Zumutung.

Am Wochenende vor unserem Marathontermin schlug Dieters Härtetest voll zu. In drei Etappen rund um Regensburg legten wir an den zwei Tagen fast 45 Kilometer zurück. Am Sonntag war ich vollkommen fertig und musste mich die Woche über bei der Arbeit erholen.

Abb. 1: Marathon in München 1987



Dann kam der große Augenblick. Wir fuhren Samstag schon nach München und übernachteten bei Bekannten von Dieter. Für Abendläufer ist ein Beginn um 9 Uhr ein Gräuel.

Nach dem Start versuchten wir bewusst, langsam zu laufen, d. h. unseren Trainingsschnitt mit fünf Minuten pro Kilometer. Alles klappte sehr gut. Als wir jedoch nach Kilometer 30 in den Englischen Garten kamen, sagte Dieter plötzlich: „Ich bin jetzt platt. Lauf du zu.“

Ich war etwas konsterniert. Ohne meinen Trainer? Ich bemühte mich, gleichmäßig weiterzulaufen. Die nächsten zehn Kilometer waren die härtesten meines bisherigen Lebens. Ich kühlte mit ausgegebenen Schwämmen immer wieder Schläfen und Armgelenke, obwohl es nicht allzu heiß war. Als ich schließlich das Olympiastadion erblickte, fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich hatte sogar noch Kraft für eine beherzte Stadionrunde und lief knapp unter dreieinhalb Stunden durchs Ziel.

Nach dem Duschen ging es mir ziemlich schlecht. Dieter hatte den *toten Punkt* im Englischen Garten schon vorweggenommen. Ich dachte mir: „Jetzt weißt du, wie es ist. Ein Marathon reicht!“ Doch ich sollte rückfällig werden. Und es war schon ein erhabenes Gefühl, Jahre später beim ersten gesamtdeutschen Marathon zusammen mit Dieter durch das Brandenburger Tor laufen zu können.

* * *

Es mag sein, dass die Idee mit dem Radfahren von mir kam. Genau weiß ich es nicht mehr. Mein ehemaliger Mittelhochdeutschdozent, Stefan Weidenkopf (wie ich ein Gerhard-Hahn- und somit Hugo-Kuhn-Schüler), war hierin Meister und brachte mich mit Radsport Menzl in Verbindung. In einem Hinterhof kauften die Rennfahrer ein, da gab es kein Rad von der Stange. In liebevoller Handarbeit wurden individuelle Rennmaschinen zusammengebaut und -geschraubt.

Stefan begleitete mich. Es gab tatsächlich ein reduziertes, schönes weiß-rotes Exemplar

Abb. 2: Marathon in Berlin 1988



für gute alte 900 Deutsche Mark. Da auch der Rahmen auf meine Größe und Beinlänge passte, war ich nach kurzer Bedenkzeit stolzer Besitzer dieses grazilen Gefährts.

Auf unsere halbverrückte Alpenpässetour mit Anton konnte ich mein Schmuckstück jedoch gar nicht mehr mitnehmen: An einem Freitagnachmittag wurde mein Rad von einem kleinen Auto, in dem zwei Frauen – vermutlich angeregt plaudernd – saßen (das stellte sich erst heraus, nachdem ich mich mühsam wieder aufgerappelt hatte), glattweg von hinten überrollt.

Abb. 3: Alpenpässetour 1988: Dieter und Anton beim Frühstück



Als es in der Pfingstwoche los ging, konnte ich mir von einem anderen Trainingspartner Bernhard, der aufgrund zahlreicher sportlicher Ankündigungen, aber auch Rückzüge den Beinamen *der Zauderer* trug, ein Rad ausleihen, da mein neues noch nicht fertig war. Immer im Wechsel fuhren zwei auf den Rädern, der dritte steuerte Dieters Bus. Bisweilen war es schwierig, Dieters Hund *Ira* zu bändigen, insbesondere, wenn sie mitkriegte, dass ihr Herrchen in der Nähe war. Über die Glockner-Hochalpenstraße bei Nieselregen und oben Schneefall, den Brenner und noch einige Pässe mehr landeten wir

schließlich nach einer anstrengenden Apennin-Überquerung in der wunderbaren Stadt Lucca.

Eine Dombesichtigung war unvermeidlich; anschließend gingen wir in eine nahe Bar, um bei *cornetti* und *cappuccini* die weitere Route zu besprechen.

Dabei wurden wir Zeugen einer großartigen Begebenheit. Eine Gruppe betagter Wienerinnen betrat das Lokal. Sie hatten wohl noch alle ein größeres Österreich miterlebt. Zielstrebig steuerten sie auf die ausgestellten Hörnchen zu. Die Anführerin ergriff ohne Begrüßung sofort die Initiative: „Sieß oder sauer?“ fragte sie den *barista*.

Der blickte etwas gelangweilt hinter seinem Tresen hervor und sagte ohne mit der Wimper zu zucken: „Duecento lire“.

Die Dame war mit der Antwort unzufrieden. Zum zweiten Versuch setzte sie mit erhobener Stimme an: „Ich maan – sieß oder sauer?“

Die Szene wiederholte sich. Der *barista* verharrete in seiner Stellung und wiederholte im gleichen Tonfall: „Duecento lire“.

Ich war irritiert. Wir hatten zwei gut Italienisch Sprechende dabei. Wir sollten doch den Damen behilflich sein! Ich blickte Dieter an, dann Anton. Beide waren kurz davor, loszuprusten und konnten sich kaum mehr gerade halten. Was sollte das? Die alten Damen ... Doch langsam begriff ich: Wir waren soeben mitten drin in einem interkulturell besetzten Schauspiel.

Die Dame schien zu resignieren. „I glaab, der versteht uns ned“. Die nächste kam ihr eilends zu Hilfe. Zu groß war der Appetit auf ein *cornetto con* oder *senza cioccolata*. Mit erhobenem Zeigefinger auf ein Objekt der Begierde deutend, herrschte sie den *barista* an: „Sieß oder sauer?“

Abb. 4: Alpenpässetour 1988: Günter Bock mit Leihrennrad



Dieser verlor mit der schwierigen Kundschaft allmählich die Geduld. Sich mit einer Hand hinter dem Ohr kratzend, die andere gestikulierend in der Höhe, antwortete er lauter als zuvor: „Duecento lire“.

Wir waren von der Einmaligkeit und Tragik der Situation überwältigt und mühten uns redlich, Haltung zu bewahren. Die Dame knurrte: „Er versteht uns net“. Sie ergriff die noch vor ihr stehende ehemalige Anführerin am Arm und mit einem „Trottl, bläda“ stürmte die Gruppe aus der Bar, um woanders erneut ihr Glück zu versuchen.

* * *

Irgendwie logisch, dass wir auch mit Triathlon anfingen, genauer gesagt: *Kurztriathlon*. Kurz deshalb, weil ich zwar ein ausdauernder, aber kein schneller Schwimmer bin, denn ich beherrsche trotz Schwimmkurs die Kraultechnik nicht und folglich stieg ich oft als fünft-, viert- oder gar drittletzter aus dem meist zu kaltem Wasser.

Teilnahmemöglichkeiten gab es genug, mit Kallmünz und Neufahrn kleine familiäre Veranstaltungen quasi vor der Haustür. Dieter wuchs immer mehr in die Rolle des *technischen Direktors* hinein. Öfters sagte er: „Ich hab uns übrigens angemeldet bei ... Zum Beispiel einem *Swiss Triathlon*. In die Schweiz fahre ich gerne, dachte ich und hatte keine Vorstellung, was uns blühen sollte.“

An einem Freitag erfolgte die Anreise; wir wohnten in Ilanz bei Dieters Freund Jean-Jacques – der gerade ein Rätoromanisch-Deutsches Wörterbuch verfasste – und seiner Frau, die ursprünglich aus Polen kam. Sie achtete sehr darauf, dass wir Leistungssportler auch immer reichlich und gut zu Essen bekamen.

Am Samstag fuhren wir mit dem Auto die Radstrecke ab. Mir zitterten beim Erkunden der zwei Pässe um Flims und Laax in einer atemberaubend schönen Gebirgslandschaft die Knie. Jetzt ahnten wir, auf was wir uns eingelassen hatten. Zudem hatten unsere Späher Hans und Werner, die gerade in der Gegend Urlaub machten, von sehr kaltem Wasser berichtet, da die Woche zuvor ein Schlechtwettergebiet durchgezogen war.

Mit bangem Erwarten begann der Sonntag. Das Wetter war gut, aber es war nicht übermäßig warm. Ein Witzbold hatte auf einer Schieferplatte die Wassertemperatur mit 18° Celsius angegeben – vielleicht hätten sie sonst nicht starten dürfen. Die gefühlte Temperatur lag ein bis zwei Grad darunter.

Nur mit Badehose und -kappe bekleidet, stürzten wir uns inmitten der Neoprenträger ins Wasser. Aufgrund meiner Brustschwimmtechnik war ich meistens über 25 Minuten in dem kühlen Element unterwegs, das meinen schlanken Körper auszehrte. Schlotternd stieg ich als einer der letzten aus dem Bergsee.

Die steile Auffahrt zur Straße war zu kurz, um warm zu werden. Zu meinem Unglück ging es in großem Tempo mehrere Kilometer bergab. Plötzlich überkamen mich Schüttelfrösche; um Stürze zu vermeiden, musste ich mehrere Male das Tempo radikal reduzieren. Dieter war weit weg, andere Teilnehmer rauschten in schneller Fahrt an mir vorbei.

Endlich kam die Talebene des Vorderrheins, doch gegenüber ging es gleich wieder die kleine Straße den Pass hinauf. Ich konnte mich verpflegen und aufgrund der langsameren Bergfahrt wurde mir ganz langsam wieder warm.

Bergauf holte ich einige andere Bewerber ein. Nach der Passhöhe folgte die nächste

Abb. 5: *Swisstriathlon 1987: Start im kalten Bergsee*



Abfahrt bis zum Talboden, die konnte ich jetzt sogar genießen. Doch unten angekommen, war die Freude vorbei: es ging wieder quälend lang hinauf zum Startplatz. Alle um mich herum stöhnten nun in der Sonnenwärme, etliche gaben auf.

Im Umkleidebereich kamen Hans und Werner auf mich zu. „Der Dieter ist mehr als zehn Minuten voraus!“ riefen sie aufgeregt. „Den holst du heute nicht mehr ein.“

War mir schon klar und auch egal. Ich lief los und versuchte, nach der Radfahrtrapaze allmählich Tritt zu fassen. Die Strecke führte anfangs viel durch Wald und es ging bald besser. Ich wollte nur mehr unbeschadet ins Ziel kommen. Doch kurz davor traute ich meinen Augen nicht: Da lief doch tatsächlich Dieter! An einer kleinen Steigung konnte ich ihn sogar noch überholen.

Bei meinem Zieleinlauf stürzte ich unsere Betreuer erneut in große Aufregung. Wo war Dieter? Ich verstand nicht warum und sank ermattet ins Gras. Erst allmählich wurde mir klar: Die beiden hatten nicht mit mir gerechnet und befürchteten, sie hätten die Zielankunft unseres technischen Direktors verschlafen.

Abb. 6: Swisstriathlon 1987: Im Ziel



Abb. 7: Nach dem Swisstriathlon 1987



Kurz darauf kam Dieter, fluchend; aber die Welt war wieder in Ordnung, als wir die vorbereiteten Radler-Maßen hinunterstürzten. Einen Swiss-Triathlon haben wir nicht mehr gebucht.

* * *

Die nichtchronologische Steigerung sollte ein Pentathlon werden. Was bitte? Der technische Direktor hatte uns angemeldet, und so fuhren wir mit Dieters umgebautem VW-Bus nach Zell am See. Das arme Fahrzeug war vollkommen überladen: Laufschuhe und -klamotten sowieso, Schwimmausrüstung auch. Wir stürzten uns aber ohne Neopren in die Fluten. Dazu kamen die beiden Rennräder und für dieses Ereignis zweimal Alpinski und das dazugehörige Equipment sowie zwei Langlaufausrüstungen.

Es war Schlechtwetter angesagt. Wir fuhren trotzdem mit unserer Equipage aufs Kitzsteinhorn, wo die Skibewerbe stattfanden. (Österreicher lassen das deutsche „Wett-“ hier weg – ein sympathischer Zug.) Zuerst also mein erster Riesenslalom mitten im Sommer! Durch die Wärme bildeten sich bei jedem Tor tiefe Wannen; an ein halbwegs normales Fahren war unter diesen Umständen nicht zu denken. Bezeichnenderweise war hier Dieter sogar etwas schneller als der Grundstufenskilehrer.

Dann kam der Langlauf. Mit meiner geliehenen Ausrüstung musste ich drei Runden drehen. Ich war etwas zu leicht angezogen. Vielleicht war das der Grund, dass ich hier Dieter wieder ein paar Sekunden abnehmen konnte. Aber in der Gesamtzeit war er noch vorne.

Wir fuhren mit der Zahnradbahn – in der Jahre später jenes traurige und tragische Unglück passieren sollte – und unseren Utensilien wieder hinunter und waren träge und ausgelaugt – vielleicht auch wegen der ungewohnten Höhe. Den Rest des Tags schleppten wir uns müde herum.

Am nächsten Morgen war das Wetter viel schlechter. Zudem wehte ein böiger Wind. Ein

ungutes Gefühl kam in mir hoch. Bei der Anfahrt und angesichts des hohen Wellengangs im Zeller See versuchte ich sachte, Dieter für ein Nichtantreten zu gewinnen. Er war unschlüssig. Doch dann gab es einen kleinen Unfall: Beim Einparken mit dem ungewohnten Bus, bei dem sämtliche Scheiben beschlagen waren, touchierte er die Stoßstange des dahinter parkenden Autos. Das setzte sofort Adrenalin in ihm frei und mit rotem Kopf rief er: „Wir starten!“

Dem war nicht viel entgegenzusetzen. (Selbstverständlich befestigte Dieter an dem fremden Auto einen Zettel an der Windschutzscheibe.) Im kalten Wind trafen wir unsere Vorbereitungen, und ich ging schon ausgekühlt ins Wasser. Bis zur Wendeboje konnte ich einigermaßen zügig schwimmen, da der Wind von hinten kam. Doch dann wurde es viel beschwerlicher. Ich spürte, wie die Kälte immer mehr in mich hineinkroch; die kleinen Finger beider Hände wurden klamm. Auch die Ringfinger kamen hinzu.

Abb. 8: Pentathlon 1987: Zieleinlauf in Zell am See



Einige langsame Schwimmer ließen sich durch Bootsbesetzungen aus dem Wasser ziehen. Auch ich überlegte. Doch dann wäre der Bewerb vorbei gewesen. Also strebte ich mit letzter Energie dem rettenden Ufer zu und verschwand erst einmal minutenlang in einem Toilettenhäuschen.

Anschließend legte ich die Radkleidung an und fuhr los. Der Umkleidebereich war menschenleer. Ich hoffte, mich auf der flachen Radstrecke wieder warmzufahren. Doch nach zwei Kilometern kam das Ende.

Ich stellte verwundert fest, dass meine Beine immer träger und schwerer wurden. Und plötzlich überkam mich wieder dieser Schüttelfrost. Die Arme rissen so stark am Lenker, dass ich zu stürzen drohte. Ich blieb kurz stehen und versuchte, wieder loszufahren. Ich kam nicht weit.

Ein holländischer Kollege – er hatte sich aus dem Wasser ziehen lassen – hatte mich beobachtet. Er hieß mich ins Auto setzen und drehte die Heizung voll auf. Mit klappernden Zähnen saß ich im Wagen und konnte nicht einmal richtig sprechen. Mir war klar, dass nichts mehr ging. Ich bat ihn, mich zum Umkleidebereich zurückzufahren. Das war in all den Jahren meine einzige Aufgabe.

Ich zog alles an, was ich dabei hatte. Stopfte sämtliche Streckenverpflegung in mich hinein und trank meine Versorgungsflasche leer. Dann sprang ich lange herum, um wieder einigermaßen warm zu werden. Einigermaßen wiederhergestellt fuhr ich langsam mit dem Rad zum Zielbereich, um Dieter zu beglückwünschen, als er im Nieselregen den Zieleinlauf überquerte. „Nichts wie weg hier!“ oder so ähnlich lautete der Kommentar des neuen Pentathleten.

* * *

Weiter ging es mit dem Bodensee-Triathlon. Wo hatte Dieter das alles nur her? Seine damalige Partnerin Christine hatte immer mich im Verdacht, Dieter zu diesen Eskapaden anzustacheln.

Da es ein *Ultra*-Bewerb war, teilten wir uns – wie die überwiegende Mehrheit der anderen Starter auch – die Distanzen auf. Klar war, dass Dieter die fünf Kilometer quer durch den See schwimmen musste – einen anderen Verrückten hierfür hätten wir nicht gefunden. Klar war auch, dass ich über 30 Kilometer laufen sollte. Es musste also noch ein Radler her.

Bernhard der Zauderer winkte ab. Aber durch seine Vermittlung kamen wir an Ulrich Dotter, einen früheren Vereinsfahrer, der immer noch einen Schnitt von 37/38 Kilometern pro Stunde fahren konnte.

Wir trafen uns in Meersburg, sprachen die Taktik durch. Am nächsten Morgen ging es auf das Südufer des Sees, wo sich Dieter, der bewundernswert trainiert hatte und diesmal mit einem Neoprenanzug ausstaffiert war, mit vielen anderen unter unseren Anfeuerungsrufen in den See stürzte. Bald zog sich das Feld auseinander, das lotsende Schiff begann langsam kleiner zu werden.

Gemächlich fuhren Uli und ich auf die Nordseite hinüber. Der technische Direktor schwamm streng nach seiner Zeitvorgabe und hielt durch. Die meisten Radler waren schon auf der Strecke, als Uli startete. Doch mit seiner Kraft und Routine machte er viele Plätze bei der Rundfahrt um den Bodensee gut.

Dann kam die Reihe an mich. Mit einem mulmigen Gefühl lief ich los, denn ich hatte die letzten Wochen kaum trainieren können. Das hatte ich den beiden anderen bis zuletzt verschwiegen. Der Grund war

folgender: Eines Abends war Pater Alfred Welker, den alle nur *Don Alfredo* nannten¹, in Regensburg zu Gast. Es war heiß, und ich kam zum Vortrag zu spät. Alfred, mit ZZ-Top-Bart², wusste viel und Interessantes aus Cali zu erzählen, und ich stand vielleicht anderthalb Stunden mit Jesuslatschen in einer Ecke des Raums. Am nächsten Morgen konnte ich mit der rechten Ferse nicht mehr auftreten und ein später hinzugezogener Orthopäde erklärte mir, dass ich einen Fersensporn hätte. Ich bekam Schuheinlagen mit einer weichen Einbuchtung unter der rechten Ferse.

Die nächsten zwei Wochen konnte ich nicht trainieren, erst eine Woche vor dem Ultra-Bewerb hatte ich wieder mit kurzem Lauftraining begonnen. Viel kam da nicht mehr zusammen.

Hinzu kam, dass es aufgrund der langen Distanzen schon ziemlich spät war und die Sonne vom Himmel brannte, als ich endlich an die Reihe kam. Die Strecke war zunächst flach. Ich achtete darauf, die lange Strapaze nicht zu schnell anzugehen.

Als ich erwartungsvoll nach einem Wendepunkt Ausschau hielt, tauchte in der Ferne ein imposanter Basaltkegel auf. Schauter interessant aus. Doch plötzlich kam mir in den Sinn: „Die werden doch nicht ...?“

Genauso kam es. Ein bis anderthalb Kilometer quälten wir uns in der Hitze den steilen Berg hinauf. Viele Läufer und Läuferinnen gingen nur noch. Endlich hechelnd oben angekommen, stürzte ich an der Verpflegungsstation zwei bis drei Becher isotonisches Getränk in mich hinein, dann machte ich mich sofort wieder auf den Rückweg.

Trotz der Hitze ging es jetzt etwas besser. Zum einen verschaffte das schnellere Bergablaufen eine gewisse Kühlung, zum anderen kam ein mäßiger Wind auf, der die hohen Temperaturen besser ertragen ließ.

Nach etwa zwei Dritteln der Strecke war ich mir sicher, trotz des wenigen Trainings durchzuhalten. Eine Windböe raubte mein Kappi; da ich noch ein Stirnband gegen den Schweiß dabei hatte, kam zurücklaufen nicht in Frage. Völlig ausgelaugt lief ich ins Stadion ein, wo Dieter und Uli schon sehnsüchtig auf meine Ankunft warteten. Erschöpft sank ich auf das Gras. Einen Ultra-Bewerb haben wir nicht mehr gemacht.

Abb. 9: Im Trio beim Bodensee-Triathlon
1990



* * *

Eine Neuauflage des bewährten Neufahrner Triathlons stand an. Da kannten wir uns aus.

Dieter hatte sich im Vorfeld in nicht geringe Kosten gestürzt und bei Radsport Menzl eine neue Rennmaschine anfertigen lassen. Er strahlte bei jeder Vorführung und hatte dank der technischen und ballistischen Verbesserungen den sicheren Sieg greifbar nahe vor Augen. Doch so leicht gab ich mich nicht geschlagen.

Bei unseren Trainingsfahrten hielt ich mich zurück, klagte über Schlappheit und müde Beine. Dieter schmunzelte. Fuhr ich dagegen mit dem Zauderer aus, fuhr ich, was das Zeug hielt. So ging das vielleicht zwei Wochen lang.

Kurz vor besagtem Termin ließ ich auf mein Rad eine neue Kette aufziehen. Das glitzernde Ding war zumindest ein zusätzlicher psychologischer Vorteil.

Am Bewerbstag fiel ich wie immer beim Schwimmen weit zurück. Auf dem Rennrad gab ich alles und versuchte, den Abstand zu Dieter nicht zu groß werden zu lassen. Da kein Sichtkontakt bestand, fuhr jeder wie üblich sein eigenes Rennen.

Dann kam der Lauf. Ich kannte die Strecke und war gut drauf. Beherzt lief ich los. Ich traute meinen Augen kaum, als nach etwa einer halben Stunde der technische Direktor in der Ferne auszumachen war. Also war der Abstand nicht so groß gewesen, wie zunächst befürchtet.

Ich lief mein Tempo weiter und stellte fest, dass ich ganz langsam zu ihm aufschloss. Schließlich, vor der letzten Anhöhe, war ich mir sicher, dass ich Dieter noch einholen konnte.

Als es dann soweit war, drehte er sich nicht einmal um. Er hatte seinen Trainingspartner wohl an der Schrittzahl erkannt. Kurz bevor ich an ihm vorbeizog, murmelte er: „Meine Taktik geht wohl nicht ganz auf!“

* * *

Im nächsten Jahr hatte Dieter ein Forschungssemester. Er hatte sich zum ersten Mal einen mittleren Triathlon zum Ziel gesetzt und seine Forschungen konzentrierten sich unter anderem auf zwei Trainingseinheiten pro Tag. Das gab es noch nie.

Für mich kam eine mittlere Strecke wegen der leidigen Schwimmerei nicht in Frage. Wir benützten jedoch wiederum den Neufahrner Bewerb, um dem Mittel-Triathleten eine Trainingseinheit aus der Praxis angedeihen zu lassen. Diesmal war er so gut drauf, dass ich ihn beim Laufen nicht mehr einholen konnte; eine Stadionrunde war er am Schluss voraus.

* * *

Viel könnte noch über jenen Dozenten Kattenbusch berichtet werden, doch dann hätte ich ein eigenes Buch schreiben müssen ...

Nach seinem Umzug nach Gießen lief ich mit verminderter Drehzahl etwa ein halbes Jahr weiter. Doch dann fehlten mir Ansporn und Aktivitäten des technischen Direktors. Folglich frönte ich immer mehr meiner anderen, älteren Leidenschaft: dem Bergsteigen mit und ohne Ski sowie dem Gleitschirmfliegen.

Auch in den Bergen ergaben sich wieder viele neue Möglichkeiten einer gemeinsamen spielerisch-sportlichen Betätigung.

Jeweils im August, wenn Dieter in seinem geliebten Seefelder Feriendomizil weilt, unternehmen wir zusammen in den angrenzenden Gebirgen ausgedehnte und interessante Touren.

Momentan befindet sich Dieter etwa in der Mitte einer München-Venedig-Fernwanderung, die er mit Freunden aus *Ossinien*³ abschnittsweise durchführt. Für diesen Sommer – gemeint ist das Jahr 2011 – haben die Tuxer und Zillertaler Berge gerufen.

Für manche Abschnitte klinke ich mich ein, allerdings liegen mir Flachetappen nicht besonders. So habe ich München – Bad Tölz geschwänzt und auch in Venedig werde ich vermutlich nicht mit einlaufen: Dieses zweifelhafte Vergnügen, über eine schier endlos lange Brücke zu laufen, und noch dazu bei Regen und Gegenwind, habe ich schon bei meinem zweiten Marathon – leider ohne Dieter, der gemeldet, aber verhindert war – zur Gänze ausgekostet und vorweggenommen.

Anmerkungen

¹ Dieter hatte einmal einen Arbeitsurlaub bei Alfred Welker in den Slums von Cali/Kolumbien verbracht; siehe Kattenbusch, Dieter: *Cali. Tagebuch eines anderen Urlaubs*, Berlin 1997.

² Für Nur-Klassik-Fans: ein langer rauschender Vollbart, wie er in Bayern und zuweilen auch von texanischen Rockmusikern getragen wird.

³ So nenne ich seit einiger Zeit achtungsvoll das Gebiet der ehemaligen DDR.



Über laufende Forscher

Christophe Schaumburg, Gießen

„Stillstand“: Kenne ich kaum, brauche ich nicht.

So oder so ähnlich könnte der entsprechende Eintrag im *Kleinen Kattenbusch*, dem persönlichen Fremdwörterbuch von Prof. Dr. D. K., lauten.

Über Inhalte seiner Arbeit können die Linguisten besser urteilen. Auf jeden Fall trifft bei ihm laufende Forschung auf den laufenden (auch Rad fahrenden) Forscher, der unter allen Witterungsbedingungen, im ungastlichen deutschen Winter genauso wie in subtropischen Gefilden, wo sonst nur der Schweiß läuft, stets darauf bedacht ist, sein Forscherhirn sportlich mit einer Extraportion Sauerstoff zu versorgen.

So habe ich ihn bereits bei unserer ersten Begegnung vor ... einer unwesentlichen Anzahl an Jahren erlebt, und er hat mich dann auch sehr bald mit dem Laufvirus infiziert – zum Glück in einer milden Form. Herzlichen Dank dafür!

Frei nach La Fontaine möchte ich ihm zurufen:

*Que faisais-tu cet été?
Tu courais?
Eh bien continue (maintenant).*



Christophe
Schaumburg, Lektor
für Französisch an der
Justus-Liebig-
Universität in Gießen.
Freund von Dieter
Kattenbusch.



Abb. 1: Laufender Forscher



VIVALDI zu Besuch in der Familie

Barbara De Angelis und Harald Völker, Zürich

Wer wie die beiden Herausgeber und der mit dieser Festschrift Geehrte in Sachen Dialektaufnahmen herumgekommen ist, für den hat es keinen besonderen Neuigkeitswert, dass sich Dialektaufnahmen zu familiären Großereignissen auswachsen können, bei denen nicht nur gut gegessen und getrunken, sondern auch heftig über Wörter, Lautungen, Konjugationen und Ausdrucksweisen gestritten wird. Das, was am Ende in der wissenschaftlichen Dokumentation publiziert wird, ist nur ein Teil dessen, was während und am Rande einer Dialektaufnahme passiert.

So gibt es zum Beispiel zu jeder Dialektaufnahme eine Vorgeschichte, die erklärt, warum zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort ein Mensch mit Fragebogen auf eine auskunftswillige Person trifft. Im vorliegenden Fall fängt diese Vorgeschichte im Jahr 2000 an, als einer der beiden Autoren dieses Beitrags eine Stelle am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin antritt und in den nachfolgenden Jahren Dieter Kattenbusch kennen und schätzen lernt. Der andere Teil der Autorenschaft besucht bei Dieter Kattenbusch im Wintersemester 2001/2002 als Gasthörerin die *Einführung in die italienische Sprachwissenschaft*. Zu diesem Zeitpunkt kamen sich die Biographien der beiden Autoren bereits gefährlich nahe, kreuzten sich aber noch nicht. Erst im August 2004 begegneten sie sich auf einer Berliner Dachterrassenparty in der Großen Präsidentenstraße, und im August 2005 wurde aus dieser Begegnung eine italienisch-deutsche Ehe.

Als uns die E-Mail zum Festschriftprojekt erreichte, war unsere erste Idee ein kulinarisches Videoprojekt, bei dem noch eine dritte Person beteiligt werden sollte, um z.B. mit der Kamera zu dokumentieren, dass es möglich ist, in Rom die Zutaten für einen Rheinischen Sauerbraten oder Nürnberger Elisenlebkuchen zu besorgen und wie nahe man mit der Zubereitung dem Original kommen kann. Die dritte Person wäre die Cousine der Erstautorin gewesen, die es vor gut einem Jahr u.a. dem Engagement des Geehrten zu verdanken hatte, dass ihr Erasmusaufenthalt an der Humboldt-Universität zu Berlin nicht schon nach wenigen Tagen an für mediterrane Gemüter kaum nachvollziehbaren administrativen Hürden gescheitert ist. Sie hätte Erfahrung gehabt in der filmischen Aufbereitung von Speisen und Gebäck. Dieses Videoprojekt kam wegen jeweils knapper Divergenzen im römisch-helvetisch-berlinerischen Zeit-Raum-Kontinuum leider nicht zustande.

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Barbara De Angelis, Dott.ssa, arbeitet als Onlinetrainerin und Italienischlehrerin u.a. für digital publishing (München) und Lernpodium (Wettingen). 2000 Laureata in lingue e letterature straniere e moderne an der Universität „La Sapienza“ in Rom mit Schwerpunkt Deutsche und Italienische Linguistik und Fremdsprachendidaktik, 2000 Abschluss der Ausbildung als Lehrerin für Italienisch als Fremdsprache am DILIT International House in Rom, 2009 Erwerb des Zertifikats „Live online Trainer“ der LANCELOT School.



Harald Völker, Dr. phil., Universität Zürich (seit 2009). Verantwortlich für die Linguistiksparte der gemeinsam mit der Pädagogischen Hochschule Zürich organisierten Studiengänge zur Lehrpersonenausbildung Französisch Sekundarstufe 1. 2000–2003 Assistent am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin.

Auf der Suche nach einem Ersatzprojekt kam der Zufall zu Hilfe. Bei der Vorbereitung der Einstiegssitzung einer Lehrveranstaltung an der Universität Konstanz zu den italienischen Varietäten erinnerte sich die zweite Hälfte der Autorenschaft an VIVALDI. Und während der Arbeit mit den Studierenden wurde klar, dass es in VIVALDI noch ein Abruzzenloch gibt. Die Idee war geboren, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und den Besuch der Eltern/Schwiegereltern aus Avezzano dazu zu nutzen, dieses Loch ein wenig zu stopfen. Die beiden sprechen *avezzanese* miteinander – und sie sind damit auch in der erweiterten Sippe keine Exoten.

Mit VIVALDI zu Gast in der Familie gibt es eine Menge Gesprächsstoff. Von der ersten misstrauischen Skepsis der Informanten bis hin zu einer Form von Enthusiasmus und Ehrgeiz ist es dabei ein gar nicht so langer Weg. An erster Stelle stehen natürlich die Diskussionen darüber *come si dice*. So wurde zwischen unseren beiden Informanten lange darüber diskutiert, ob das Lexem *carne* (Stimulus 47) auch in der Mundart existiert oder ob es ausschließlich das Wort *ciccia* gibt. Der Schwiegervater war der Meinung, *ciccia* habe auch in der Mundart eine Konnotation, die Schwiegermutter hingegen vertrat die Ansicht, *ciccia* sei in der Mundart das gängige Wort für ‚Fleisch‘ und *carne* nur im Standarditalienischen gebräuchlich. Die Stimuli 100 und 117 waren ebenfalls Thema einer Debatte darüber, ob die Differenzierung *donne* vs. *femmene* in der Mundart gemacht wird oder ob das Wort *donna* nicht ausschließlich der Standardsprache angehört. Auch hier war es die Schwiegermutter, die meinte, *donne* existiere in der Mundart gar nicht, man sage auch in diesem Fall *femmene*. Dazu kommen sehr lustige Momente wie im Fall des Stimulus 337 „*si munge due volte al giorno*“, der wohl insbesondere auf die Umsetzung der Reflexivkonstruktion in der Mundart abzielt, der aber zur spontanen Kurzantwort „*la mucca*“ geführt hat. Wohlgemerkt „*la mucca*“, was neben herzlichem Lachen der ganzen Familie eine ausführliche Diskussion darüber zur Folge hatte, ob die Antwort nicht ohnehin besser „*la vacca*“ gewesen wäre. Ähnliches passierte mit Stimulus 234 „*il santo [del paese] si chiama ...*“, der mit einem knappen „*San Bartolomme*“ beantwortet wurde.

Zum anderen sorgen die einleitenden Fragen zur Person für Gesprächsstoff. In unserem Fall haben diese Fragen dazu geführt, dass eine Reihe von wenig oder nicht bekannten Familienanekdoten und biographischen Episoden ausführlich besprochen und mit weiterführenden Fragen belegt wurden: Militärdienst, die Zeit im Internat, die Ausbildung zur Krankenschwester. Alle für sich Abend füllend und von großem Interesse für Tochter, Schwiegersohn und die Enkel, und manchmal sogar für den Ehepartner. Es sind dies Momente von *oral history*, die die Familienhistoriographie zu prägen vermögen. Insbesondere die italienisch-deutschen Enkel können in solchen Momenten großelterlichen Erzählens wichtige Bausteine für ihre italienische Identität sammeln.

Wenn VIVALDI für eine gewisse Zeit Teil der Familie wird, so hat dies darüber hinaus Auswirkungen auf einer dritten Ebene. Sind nämlich die Informanten in ihrem Leben bislang nicht mit der akademischen Welt in Berührung gekommen, so ist die Enquête zwangsläufig auch ein Erstkontakt mit dieser Welt des Hinterfragens und des Ordnens. Denn die Fragebögen, die wir den Informanten vorlegen, können Neugier und Gegenfragen auslösen: Warum interessiert sich eigentlich jemand dafür, wie wir sprechen? Was ist das für ein Buchstabe (phonetisches Zeichen), den ihr da notiert? Warum ist das Pronomen eigentlich an dieser Stelle und nicht woanders? Sprichst du ‚reine‘ Mundart oder bist du von der Standardsprache beeinflusst? Beeindruckt waren wir insbesondere davon, welchen Ehrgeiz und welche Bewältigungskompetenz das Problem des am Ende zu erzählenden Gleichnisses auslöste. Denn relativ schnell war klar, dass ein spontanes Erzählen mit der standarditalienischen Version als Gedächtnisstütze in der Hand definitiv nicht möglich war. Der Einfluss der Standardvarietät war durchschlagend und nicht ausschaltbar. Spontanes Erzählen ohne die Gedächtnisstütze war aber auch problematisch, denn die Erzählung entfernte sich so regelmäßig spürbar von der Vorlage, dass uns die VIVALDI-Redakteure die Aufnahme wohl postwendend zurückgeschickt hätten. Also machten sich die Schwiegereltern samt Tochter daran, das Gleichnis schriftlich ins *avezzanese* zu übersetzen, und dabei wurde an den Sätzen und Wendungen

mit einer solchen Hingabe gefeilt, dass ein Nobelpreiscomité seine wahre Freude daran gehabt hätte. Die Tochter hat sich vor Erstaunen die Augen gerieben und Seiten an ihren Eltern entdeckt, die sie so nicht gekannt hatte.

Wenn also VIVALDI zu Besuch ist am Familientisch, dann kommt also ganz schön Bewegung in die Soziodynamik der Sippe. Das gilt natürlich in besonderer Weise für den Fall, dass Enquêteure und Informanten miteinander verwandt sind. Doch nicht wesentlich anders dürfte es sein, wenn Familienmitglieder des Informanten bei der Enquête mit dabei sind.

Vor diesem Hintergrund und um im Abruzzenloch ein erstes Fähnchen einzustecken übergeben wir dieser Festschrift neben diesem kurzen Kommentar das Rohmaterial zu Avezzano: die Tondateien, die Fragebögen zu den Informanten und die Übersetzung des Gleichnisses. Wir wünschen dir, lieber Dieter, damit alles Gute zu deinem Geburtstag und VIVALDI ein weiterhin gutes Werden und Vorankommen.

La parabola del figliol prodigo in avezzanese

Your browser does not support the video tag.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Hinter den Kulissen von VIVALDI

Doreen Großmann, Berlin

Einleitung

VIVALDI steht für VIVaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia. Das Projekt ist ein interaktiver Sprachatlas der Dialektlandschaften und Minderheitensprachen Italiens, der im Internet frei zugänglich ist ([VIVALDI-Homepage](#)). Die Hintergründe und die Entstehungsgeschichte von VIVALDI sind in zahlreichen Artikeln beschrieben worden (vgl. Kattenbusch 1995, Müller/Köhler/Kattenbusch 2001, Kattenbusch 2003).¹ Mit der Präsentation im Internet wird die Möglichkeit gegeben, das gesammelte und aufbereitete Sprachmaterial anzuhören und mit den vorgeschlagenen Transkriptionen zu vergleichen. In diesem kleinen Artikel sollen die Arbeitsschritte beschrieben werden, die im Berliner Büro des Instituts für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin ablaufen. Den Arbeitsgängen in der Hauptstadt geht immer die Reise in eine bestimmte Region Italiens voraus, während der die Sprachaufnahmen durchgeführt werden. Es müssen dafür geeignete Informanten sorgfältig ausgewählt sowie ein ruhiger Platz für die Aufnahme gefunden werden. Nach dem Schneiden und Transkribieren der Tondateien wird gegebenenfalls eine Nachaufnahme durchgeführt, und erst danach reist der Enquêteur zum nächsten Ort weiter. Ist eine Aufnahme fertig, wird eine CD mit den geschnittenen und ungeschnittenen Wave-Dateien zur Sicherheit (Stichwort: Datensicherung) per Post nach Berlin geschickt.

Die im Folgenden beschriebenen Arbeitsschritte beginnen nach dem Eintreffen der CD und finden ausschließlich am Computer statt. Das größte Hilfsmittel für die Verarbeitung der Daten ist eine sehr leistungsfähige Excel-Tabelle, die VivTKA (VIVALDI Transkriptionsassistentin, im Folgenden mit TKA bezeichnet). In Müller/Köhler/Kattenbusch (2001: 59ff.) werden die Aufgaben und Funktionen der TKA genau beschrieben und einige Hintergründe zur Programmierung der Tabelle angegeben. Die Excel-Tabelle beinhaltet alle Transkriptionen, sortiert nach Region, Ort und Stimulus, und ermöglicht das Abspielen der Audiodateien mit Hilfe des Audioverarbeitungsprogramms GoldWave. Nach dem Hinzufügen der Transkriptionen eines neuen Ortes werden auf einem anderen Tabellenblatt die Informationen zu Informant und Ort aus dem Fragebogen übertragen. Dem schließt sich das Abspeichern der auf CD vorliegenden Tondateien in einem bestimmten Ordner unter der schon zugeordneten dreistelligen Ortsnummer an. Die Ortsnummer und der Pfad, in dem die Wave-Dateien liegen, müssen genau mit den Angaben in der TKA übereinstimmen, damit die Tondateien von der Tabelle aus abgespielt werden können.

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Doreen Großmann, M.A.,
freiberufliche Artistin.
Studium der Italianistik
und der Germanistischen
Linguistik in Berlin.
2007–2011 studentische
Hilfskraft am Lehrstuhl
von Dieter Kattenbusch,
dabei Mitarbeit im
Projekt VIVALDI.

Es folgt nun die Kontrolle der eingetragenen Daten, indem alle Tondateien noch einmal angehört werden und mit den eingetragenen Transkriptionen verglichen werden. Daraufhin werden neue Karten erstellt bzw. die neuen Ortspunkte in eine bereits vorhandene Karte eingetragen. Sind all diese Arbeitsschritte getan, können die neuen Daten online gestellt werden und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die Vivaldi Transkriptionsassistentin (VivTKA)

Die als Datenbank fungierende Excel-Tabelle steht im Zentrum der Verarbeitung der Tondateien und ihrer Transkriptionen. Sie beinhaltet sämtliche Transkriptionen, die Ortsinformationen, das Transkriptorium und die Tabellen, in denen der Code für die phonetischen Zeichen angegeben wird (s. Abb. 1).

Abb. 1: Excel-Tabelle mit Transkriptionen

Im Tabellenblatt erscheinen die Transkriptionen in verschiedenen Farben, einmal in grün und einmal in rot. Im Kopf der Tabelle steht über den grünen Transkriptionen als Bemerkung „fertig“ und über den roten Transkriptionen „noch korrigieren“. In der Excel-Tabelle laufen im Hintergrund Programme, die die Transkription mit der dazugehörigen Tondatei verknüpfen. Wird keine entsprechende Wave-Datei gefunden, so erscheint der Eintrag in rot. Andernfalls wird die Transkription grün dargestellt. Da die Tondateien erst nach dem Eintragen der Transkriptionen im richtigen Pfad abgespeichert werden, kann diese Funktion zur

Kontrolle der Daten genutzt werden. Erst nach der Kontrolle, d.h. wenn die Daten fertig für den Upload sind, erscheinen sie in grün.

Der erste Arbeitsschritt besteht demnach im Eintragen der neu eingetroffenen Transkriptionen in die Excel-Tabelle. Kommen Daten aus einer noch nicht aufgenommenen Region vor, wird ein neues Tabellenblatt angelegt. Gibt es die Region schon, werden nur neue Orte hinzugefügt, unter denen die Transkriptionen aus dem Fragebogen übertragen werden. Zu jedem Ort werden auf einem anderen Tabellenblatt einige zusätzliche Informationen gespeichert. Dazu gehören zum Beispiel die Koordinaten bei Google Maps, die Wikipedia-Seite des Ortes, eventuell andere Webseiten und Informationen zu Dialekt, Informant und Aufnahmebedingungen (s. Abb. 2). Ein Teil dieser Informationen erscheint dann auf den Webseiten im Internet, sobald eine Region angewählt wurde.

Nachdem die Transkriptionen eingetragen und die Wave-Dateien an entsprechender Stelle gespeichert wurden, beginnt nun ein zweiter wichtiger Arbeitsschritt: die Kontrolle der eingetragenen Daten. Dafür wird von der Excel-Tabelle aus jede einzelne Tondatei mit einem Audioprogramm geöffnet und abgespielt. Zur genaueren Kontrolle kann die Datei mit GoldWave aufgerufen werden (s. Abb. 3). Dieses Programm ermöglicht das wiederholte Anhören einzelner Laute und Wortsegmente.

Das Kontrollhören findet meistens zu zweit statt. Dabei können durchaus Diskussionen über die Charakteristik bestimmter Laute entstehen. Wie Laute wahrgenommen werden, hängt nicht nur vom subjektiven Hörempfinden ab, sondern auch von den technischen Geräten, vor allem von den Lautsprechern, die die Tondatei wiedergeben. Die erste Transkription

Abb. 2: Excel-Tabelle mit Ortsinformationen

geschieht in der Regel in Italien, direkt am Aufnahmeort, d.h. am Laptop und mit Kopfhörer. Die Kontrolle vollzieht sich hingegen in Berlin, wo der Computer mit einem externen Lautsprechersystem verbunden ist. Deshalb können beim Kontrollhören Differenzen zu den eingetragenen Transkriptionen auftreten, die dann zugunsten des frischen Höreindrucks korrigiert werden. Die Kontrolle findet immer am gleichen Rechner mit dem gleichen Lautsprechersystem statt, was die Transkriptionen des Projekts insgesamt vergleichbar macht.

Abb. 3: Kontrolle mit GoldWave



Zum Thema des subjektiven Hörempfindens und der Wirklichkeitsnähe von Transkriptionen sei auf Dieter Kattenbuschs Artikel *Akustische Wirklichkeit und auditive Täuschungen. Wie realistisch kann eine Transkription sein?* aus dem Jahr 2008 verwiesen, in dem u.a. auf die Arbeitsweise der Enquêteure des AIS (Jaberg/Jud 1928–40) eingegangen wird.

Arbeitsschritte außerhalb der Excel-Tabelle

Nach dem Kontrollhören sind die Transkriptionen fertig bearbeitet und können ins Internet gestellt werden. Bevor dies passiert, müssen jedoch noch einige Arbeitsschritte durchlaufen werden.

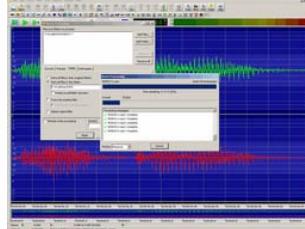
Um möglichst geringen Speicherplatz auf dem Server zu verbrauchen, werden die Tondateien nicht als Wave-, sondern als MP3-Dateien hochgeladen. Die Umwandlung der Daten erfolgt mittels GoldWave (s. Abb. 4).

Jede Karte einer Region basiert auf einer Vektorgraphik, die Italien, unterteilt in politische Regionen, zeigt. Aus dieser Karte wird die gewünschte Region mit Hilfe eines Vektorgraphikprogrammes, z.B. Adobe Illustrator, ausgeschnitten und in den für VIVALDI typischen Farben eingefärbt. Dieses Zwischenprodukt wird nun in das Bildbearbeitungsprogramm PaintShop Pro übertragen, wo mit Hilfe der Ebenenfunktion die unterschiedlichen Bestandteile zugefügt werden (s. Abb. 5). Dazu gehören zum Beispiel das VIVALDI-Logo, die mit einem 3D-Effekt hervorgehobene grüne Fläche der Region, die Ortspunkte und -namen. Gegebenenfalls wird die Graphik Pixel für Pixel nachbearbeitet, damit unerwünschte weiße Pixel, die bei der Übertragung vom Vektorgraphikprogramm nach PaintShop Pro entstehen, das Bild nicht stören.

Der Genauigkeit halber kann auf einer Ebene eine geographische Karte mit angepasstem Maßstab hinterlegt werden, die das Eintragen der Ortspunkte wesentlich erleichtert. Diese Ebene kann anschließend verborgen werden und hat damit keinen Einfluss auf die fertige Graphik. Ist die Bearbeitung der Karte abgeschlossen, wird die Datei in eine GIF-Graphik umgewandelt. Dem GIF-Bild werden nun die Koordinaten entnommen, die einen aktiven Bereich um den Ortspunkt und -namen bilden, der mit dem Erscheinen der Transkription auf der VIVALDI-Website verknüpft wird. Die Koordinaten werden in die Excel-Tabelle im Tabellenblatt Ortsinformationen eingetragen.

Abb. 5: Kartenerstellung mit PaintShop Pro

Abb. 4: Konvertieren der Tondateien



Wurde der Datenbank eine neue Region hinzugefügt, so muss auch die Italienkarte auf der Startseite der VIVALDI-Website aktualisiert



werden. Wie oben beschrieben, wird ausgehend von der Vektorgraphik eine Region ausgeschnitten und in PaintShop Pro übertragen. Dort wird diese in eine schon vorhandene Karte eingefügt, gegebenenfalls nachbearbeitet und als GIF-Datei abgespeichert. Analog zu den Regionenkarten werden auch hier die Koordinaten der neuen Region in die Datenbank eingetragen, damit die Region auf der Startseite ausgewählt und angeklickt werden kann. Die Koordinaten werden aus dem GIF-Bild ermittelt und direkt in die Datenbank eingegeben.

Mit der Vervollständigung der Karten ist es nun möglich, die neuen Daten ins Internet zu stellen. Dazu wird gegebenenfalls eine neue Region in der entsprechenden Datenbanktabelle angelegt.

Die neuen Graphiken und die MP3-Dateien werden auf dem Server gespeichert, damit sie vom Programm eingelesen werden können. Danach wird aus der TKA eine MySQL-Datei erzeugt, die im Folgenden eingespielt werden kann. Wegen der großen Datenmenge wird die MySQL-Datei in der Art bearbeitet, dass nur die neuen Informationen vom Programm eingelesen werden, während anfangs immer der gesamte Datensatz übertragen wurde.

Wurden alle Arbeitsschritte richtig ausgeführt, erscheint nun auf der VIVALDI-Homepage im grünen Balken auf der linken Seite eine neue Region, die nach dem Anklicken Ortsinformationen, eine Karte, Transkriptionen und Tondateien bereitstellt.

Anmerkungen

¹ Sämtliche Artikel, die das Projekt beschreiben, sind auf der [VIVALDI-Homepage](#) in der Rubrik ‚Publikationen‘ zu finden.

Literatur

AIS = Jaberg, Karl/Jud, Jakob (1928–1940): *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, 8 Bde., Zofingen.

Kattenbusch, Dieter (1995): Atlas parlant de l'Italie par régions: VIVALDI, in: *Estudis de lingüística i filologia oferts a Antoni M. Badia i Margarit*, Barcelona, 443–455.

Kattenbusch, Dieter (2008): Akustische Wirklichkeit und auditive Täuschungen. Wie realistisch kann eine Transkription sein?, in: Gabriele Blaikner-Hohenwart u.a. (Hg.), *Ladinometria. Festschrift für Hans Goebel zum 65. Geburtstag*, Bd. 2, Salzburg u.a., 179–187.

Müller, Marcel Lucas/Köhler, Carola/Kattenbusch, Dieter (2001): VIVALDI – ein sprechender Sprachatlas im Internet als Beispiel für die automatisierte, computergestützte Sprachatlasgenerierung und -präsentation, in: *Dialectologia et Geolinguistica* 9, 55–68.



VIVALDI und ich. Ein persönlicher Rückblick

Carola Köhler, Berlin

Zum Sommersemester 1996 wechselte ich von Heidelberg an die Humboldt-Universität zu Berlin, nicht ahnend, dass es in meinem Leben schon bald einen treuen Begleiter geben sollte, dessen Name dem eines italienischen Barockkomponisten zum Verwechseln ähnlich sah. In Heidelberg hatte ich Germanistik, Romanistik und Kunstgeschichte studiert, in Berlin war man differenzierter, so dass ich nun für Neuere deutsche Literatur, Italianistik und ebenfalls Kunstgeschichte eingeschrieben war. Der Namenswechsel brachte das entsprechende Scheinchaos mit sich, ich hatte jetzt an einigen Stellen zu viel, an anderen dafür zu wenig. Unter anderem fehlte mir ein Hauptseminarschein in italienischer Sprachwissenschaft. Sprachwissenschaft war damals nichts, was mich zu Begeisterungsstürmen hingerissen hätte, war ich doch viel zu sehr von meiner intrinsischen literaturwissenschaftlichen Begabung überzeugt. Auch hatten es die bislang von mir besuchten Einführungen und Proseminare nicht vermocht, in mir einen Funken zu entzünden.

Am Institut für Romanistik, das damals noch im geschichtsträchtigen Gebäude Dorotheenstr. 1 residierte, welches ebenso wie viele andere Gebäude in der Umgebung die Narben der Einschusslöcher trug, die es im Kampf um Berlin davongetragen hatte, war die Auswahl an Hauptseminaren in italienischer Sprachwissenschaft recht übersichtlich. Im Vorlesungsverzeichnis entdeckte ich ein Hauptseminar zur italienischen Dialektologie eines Professor Kattenbusch, dessen Name mir allerdings nichts sagte. Da ich aber sowieso keinen der Lehrenden am Institut für Romanistik kannte, nahm ich als Auswahlkriterien Thema und Uhrzeit. Das Seminar begann um zehn, zum Glück. Hätte Dieter Kattenbusch nämlich schon damals die Angewohnheit gehabt, auf die Randzeiten auszuweichen und um acht begonnen, wären wir uns mit Sicherheit nie begegnet. So aber radelte ich jeden Mittwochmorgen von Steglitz über die Großbaustelle Potsdamer Platz nach Mitte und schaffte es meistens sogar, halbwegs pünktlich zu sein.

Das Thema italienische Dialektologie wiederum schien mir eine gewisse Lebensnähe zu besitzen, von der ich mir vorstellte, dass sie mir den Zugang zur wissenschaftlichen Betrachtung erleichtern würde. Mit der Vielfalt der italienischen Dialekte hatte ich mich schließlich während eines Erasmus-Aufenthalts, den ich 1992/93 in Bari verbracht hatte, schon ein bisschen beschäftigt. Mangels vernünftig ausgestatteter Bibliotheken und didaktisch sinnvoller Konzepte in der Hochschulausbildung hatte ich damals meine Studien in den Alltag verlagert und dabei die verschiedenen Haltungen dem Dialekt gegenüber kennengelernt, die unterschiedlich ausgeprägte Dialektkenntnisse mit sich brachten. Während die baresische Mittelstandsfamilie, bei der ich wohnte, froh war, den

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Carola Köhler, M.A., freie Lektorin. Studium der Neueren deutschen Literatur, Italianistik und Kunstgeschichte in Heidelberg, Bari und Berlin. 1996–2000 studentische Hilfskraft, 2001–2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der italienischen Sprachwissenschaft am Lehrstuhl von Dieter Kattenbusch. Während der gesamten Zeit 1996–2007 kontinuierliche Mitarbeit im Projekt VIVALDI, seither sporadisch.

Dialekt ihrer Eltern hinter sich gelassen zu haben, weil das zur Komplettierung ihres sozialen Aufstiegs beitrug, ornamentierten viele der gleichaltrigen Studierenden, mit denen ich mich traf, ihre Rede mit einzelnen dialektalen Wörtern oder Floskeln. Kaum jemand von ihnen war aber in der Lage, ein Gespräch flüssig im Dialekt zu führen. In der Altstadt von Bari hingegen, die räumlich damals vom Rest der Stadt wesentlich stärker als heute separiert war, lebten die Menschen, für die der Dialekt Muttersprache und vorrangiges Kommunikationsmittel war. Zwischen *Bari vecchia* und *Bari per bene* hing der Haussegen allerdings nicht nur in sprachlicher, sondern auch in sozialer Hinsicht schief, wobei sich hier die gegenseitige Beeinflussung gut studieren ließ. Die *baresi per bene* gingen niemals freiwillig in die *città vecchia*, weil sie befürchteten, auf offener Straße ausgeraubt zu werden. Unter anderem deshalb verwendeten sie auch den Dialekt nicht mehr, denn der war für sie eindeutig als Sprache der *malavita* konnotiert und daher mit geringem sozialem Prestige verbunden. Für die *baresi della città vecchia* hingegen war der Dialekt Teil ihrer Identität, häufig stand ihnen auch keine adäquate sprachliche Alternative zur Verfügung. Zwar leugneten sie nicht, dass einige unter ihnen beträchtliche Probleme mit der Staatsgewalt hatten, empfanden es jedoch als Unrecht, pauschal als „unehrenhaft“ abgestempelt zu werden. Von daher pflegten sie den Dialekt als Ausdruck ihrer besonderen Verbundenheit zu ihrer *terra barese* und benutzten ihn gleichzeitig geradezu trotzig, um sich gegen die *baresi per bene* abzugrenzen, was diese wiederum mit hochmütiger Verachtung und sozialer Stigmatisierung quittierten.

Mit diesem Erfahrungswissen ausgestattet, begann ich also, den Erwerb eines Hauptseminarscheins in italienischer Dialektologie zu verfolgen. Allerdings fehlten mir damals nicht nur ein paar Scheine, um an der Uni voranzukommen, sondern ebenfalls welche, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten: Ich brauchte dringend einen Job. Bei einer vorangegangenen Sondierung, die ich vorgenommen hatte, um mich zwischen der HU und der FU zu entscheiden, war mir aufgefallen, dass es an der HU öffentliche Ausschreibungen für Stellen als studentische Hilfskräfte gab. In Heidelberg hatte ich durch großen Zufall solch eine Stelle gehabt, allerdings bei einem Professor für Molekulare Biophysik am Deutschen Krebsforschungszentrum, für den ich vor allem Artikel aus Fachzeitschriften herausgesucht und kopiert hatte. An der Uni selbst hatte es eher mau ausgesehen, die wenigen Stellen, die es dort gab, waren in der Regel, wie es sich für ein feudalrechtlich organisiertes Gemeinwesen gehört, von Professors Gnaden an einige Auserwählte vergeben worden, die es mit dem entsprechenden huldvollen Verhalten dankten. Aus diesem Grund hatten es mir die öffentlichen Ausschreibungen an der HU sofort angetan, zumal daraus ersichtlich war, dass diese Stellen deutlich besser bezahlt wurden als im Süden, während gleichzeitig die Arbeitszeit tarifvertraglich geregelt war und die Stellen zudem für zwei Jahre vergeben wurden. Ich hatte mir also fest vorgenommen, mich auf eine solche Stelle zu bewerben. Am Institut für Germanistik, wo ich im Februar noch jede Menge Aushänge gesehen hatte, herrschte nun im April gähnende Leere. Fast hatte es den Anschein, als wäre die in Heidelberg übliche Praxis der Stellenvergabe in den vergangenen zwei Monaten nach Berlin diffundiert und ich hier nun vom Regen in die Traufe gekommen.

Dann aber kam mir der Zufall (oder war es Vorbestimmung) zuhilfe. Nicht nur ich war neu in der Stadt und kannte kaum jemanden, auch Dieter Kattenbusch war gerade erst von Gießen zugezogen, um hier seine Professur anzutreten. Entsprechend kannte auch er niemanden. Er hatte jedoch zwei Stellen als studentische Hilfskraft zu besetzen, und so scheute er sich nicht, in seinem Hauptseminar ein bisschen Werbung dafür zu machen. Von Dialektaufnahmen war da die Rede und einem sprechenden Sprachatlas; die Erwartungen einiger Mitstudenten, nun selbst als Exploratoren gen Italien zu ziehen, dämpfte er jedoch sofort. Vielmehr sollte es, neben der unvermeidlichen Kopierarbeit, um die Verarbeitung der Sprachdaten gehen. Alles in allem blieb die Aufgabenbeschreibung etwas vage. Ich bewarb mich und wurde tatsächlich zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Professor Kattenbusch schlug mir gleich vor, gemeinsam in die Mensa essen zu gehen, natürlich standesgemäß in die sogenannte Professorenmensa, die damals noch

existierte und sich von der normalen Mensa darin unterschied, dass man hier bedient wurde und Tischdecken auf den Tischen lagen. Auf dem Weg eröffnete er mir, dass er sich eigentlich schon für mich entschieden hätte. Während ich versuchte, neben ihm Schritt zu halten, erklärte er mir, dass ihn mein Lebenslauf beeindruckt hätte, so dass ihm die Wahl nicht schwer gefallen sei. Ich war sehr erstaunt, hatte ich die bunte Vielfalt meines Lebenslaufs bisher eigentlich eher als hinderlich für eine akademische Laufbahn angesehen, aber gleichzeitig freute ich mich, dass die Welt manchmal doch anders funktioniert als erwartet.

Es dauerte ein bisschen, bis alle Formalitäten erledigt waren und ich meine Arbeit aufnehmen konnte. Mit mir begann der einzige männliche Bewerber, Jochen Schmidt, dessen Informatiknebenfachstudium wohl den Ausschlag zu seiner Auswahl gegeben hatte. Professor Kattenbuschs Ziel war es, unabhängig von Fernleihen zu werden, deshalb bestand eine unserer Aufgaben darin, die Fachliteratur in den noch nicht durch ein Verbundsystem miteinander vernetzten Bibliotheken Berlins sowie darüber hinaus ausfindig zu machen. Was nicht in der Institutsbibliothek vorhanden war, musste herangeschafft und kopiert werden. Da die Bibliothek des Instituts für Romanistik sich zu jener Zeit noch nicht von der realsozialistischen Mangelwirtschaft erholt hatte und wahrlich nicht üppig ausgestattet war, gab es jede Menge zu tun. Woche für Woche legten wir Professor Kattenbusch schwere Papierpacken kopierten Materials auf den Tisch, die dieser dann mit nach Hause nahm und dort zu einer Art Hilfsbuch verleimte.

Aber unsere eigentliche Aufgabe stand uns noch bevor: Professor Kattenbusch hatte vor, uns zu Mitstreitern seines Lebenswerks zu machen. Es trug den Namen VIVALDI, was laut seinen Erklärungen ein Akronym war, das wiederum die Weiterentwicklung des vor allem von Italienern fälschlicherweise als Aldi gelesenen Kürzels ALD-I des Schwesterprojekts in Salzburg darstellte. Professor Kattenbusch plante nämlich nichts Geringeres, als in die Fußstapfen der beiden Schweizer Sprachatlasproduzenten Karl Jaberg und Jakob Jud zu treten und einen Sprachatlas der Dialekte und Minderheitensprachen Italiens zu erstellen. Die Rolle der damaligen Exploratoren Paul Scheuermeier, Max Leopold Wagner und Gerhard Rohlfs wollte er auch gleich noch mit ausfüllen. Das Besondere an dem Atlas aber sollte nun sein, dass der sich die technische Entwicklung zunutze machen sollte, um – anders als sein Vorgänger – nicht nur die Trias von geographischer Karte, hochsprachlichem Stimulus und Transkription der dialektalen Antwort abzubilden, sondern diese zur Tetraktyis zu erweitern, indem die dialektale Antwort – das eigentliche Herz bei der Sprachatlasgestaltung – zusätzlich auch als Tondatei zur Verfügung gestellt würde. Statt großformatigen, umständlich zu handhabenden Sprachatlasmöglichkeiten sollte – so die Vorstellung – das gesamte Material elegant auf einer CD gebündelt werden. Entstanden war die Idee eines sogenannten sprechenden Sprachatlases während der Aufnahmen für den ALD, den ladinischen Sprachatlas unter der Leitung von Professor Goebl in Salzburg, zu dessen *équipe d'explorateurs* Dieter Kattenbusch gehört hatte. Als Quelle der Inspiration hatte der Legende zufolge die Jugendzeitschrift *Bravo* gedient, die ihren Heften in den Siebzigern häufig aus einfachem Material hergestellte Schallplatten mitgegeben hatte, auf denen sich die neuesten Hits befanden und die sich, nachdem man sie einige Male abgespielt hatte, schnell bis zur Unbrauchbarkeit abnutzten. Was zeigt, dass nicht alles schlecht ist, was als kommerzielles Produkt daherkommt. Da der technische Fortschritt inzwischen die CD als Medium der Wahl erschienen ließ, hatte sich Dieter Kattenbusch zusammen mit seinem Freund und Kollegen Roland Bauer überlegt, dass es nun an der Zeit wäre, so etwas auch für Italien zu realisieren. Daraufhin hatten sie flugs ein Fragebuch entwickelt und waren nach Sizilien aufgebrochen, um dort die ersten Sprachaufnahmen zu machen.

Zwei wissenschaftliche Artikel, in denen das Projekt vorgestellt wurde, sowie zwei Handvoll Kassetten mit Sprachaufnahmen aus Sizilien, das war der Stand der Dinge, als Dieter Kattenbusch nach Berlin kam und nun die Chance sah, dieses Projekt auf institutionelle Füße zu stellen und voranzutreiben. Wenn es ihm gelänge, jedes Jahr eine Region zu explorieren, so seine Rechnung, müsste er bis zu seiner Pensionierung fertig

sein. Aber erst mal ging es darum, sich das entsprechende informative Know-how zu verschaffen. Dazu schickte Professor Kattenbusch seine beiden frisch gebackenen studentischen Hilfskräfte auf Dienstreise nach Salzburg. Wir sollten uns dort, in der Werkstatt des ALD, mit den Programmen versorgen lassen, die man zur Bearbeitung der Daten und zu ihrer Präsentation auf einer CD benötigte. Im Spätherbst machten wir uns per Nachtzug und mit meinem Laptop mit Schwarzweißdisplay auf den Weg und wurden in Salzburg als erstes gefragt, wo denn die Transkriptionen seien, die man in die Datenbank einzupflegen gedachte. Transkriptionen? Nun, von Transkriptionen wussten wir nichts, und nur langsam begriffen wir, welche Arbeitsschritte wie zu durchlaufen waren, damit am Ende eine akustische Reise durch Italien möglich sein würde. Dass die Transkriptionen nach wie vor ganz traditionell anzufertigen waren, trug zu einer gewissen Desillusionierung über die Möglichkeiten des Computereinsatzes bei. Das ALD-Team klopfte uns aufmunternd auf die Schultern, lud uns nach einer geduldigen Einführung das Laptop mit allen Programmen und Datenbanken voll, die es nutzte und teilweise selbst entwickelt hatte, und wünschte uns gutes Gelingen.

Wieder zurück in Berlin, berichteten wir getreulich, was wir erfahren hatten, und versuchten nachzuvollziehen, wie alles funktionierte, während Professor Kattenbusch erst mal mit dem Anfertigen der Transkriptionen beschäftigt war. Für meinen Hauptseminarschein hatte ich mich mit einem der sizilianischen Dialekte näher beschäftigt und dafür auch die Transkription einer Sprachaufnahme angefertigt. Besonders die Unterscheidung der verschiedenen Öffnungsgrade bei den Vokalen hatte sich mir nicht zur Gänze erschlossen, so dass ich froh war, dass er diese Arbeit nun erst mal allein verrichtete. In der Zwischenzeit versuchte ich vor allem die Datenbank zu verstehen, in die die Transkriptionen dann eingegeben werden mussten. Ich zeigte das alles meinem damaligen Freund, Marcel Lucas Müller, der seit Jahren programmierte, gerade sein Medizinstudium beendet hatte und sich ungeschlüssig war, ob er eher Augenarzt werden oder in Richtung Medizinische Informatik gehen sollte. Er sah sich alles genau an und fragte mich, was wir denn mit dieser zwar ausgezeichneten, aber für unsere Verhältnisse überdimensionierten Datenbank anfangen wollten. Eigentlich waren es ja nicht besonders viele Informationen, die wir zu verarbeiten hatten. Dazu kam als Nachteil die fehlende Kontrollmöglichkeit der Transkriptionen während der Eingabe, da die Datenbank entwickelt worden war, bevor sich die graphische Benutzeroberfläche flächendeckend durchgesetzt hatte. Wegen der vielen benötigten Sonderzeichen wurden die Transkriptionen in einer Art Code eingegeben, der sich aus verschiedenen Schriftarten zusammensetzte. Dieser konnte nicht direkt à la *What you see is what you get*, sondern erst beim Ausdruck visualisiert werden.

An dieser Stelle erwachte der informative Ehrgeiz in Marcel, eine maßgeschneiderte Lösung zu entwickeln, die bedienfreundlich und genau auf unsere Verhältnisse zugeschnitten war. Nach ein paar Programmiernachtschichten präsentierte er mir das Ergebnis, das er VivTKA nannte, Vivaldi-Transkriptionsassistentin, denn das sollte sie für mich, die ich mutmaßlich die Transkriptionen einzugeben hatte, sein. Es war eine Tabelle, in der jedes Tabellenblatt einer Region zugeordnet war. In der ersten Spalte standen die Stimuli, in der ersten Zeile die Orte. Auf diese Weise war es möglich, jede Transkription eindeutig zu identifizieren. Diese wurden nach dem in Salzburg entwickelten Code aus verschiedenen Schriftarten eingegeben, der über ein Makro sofort in die endgültige Transkription umgewandelt wurde, so dass man gleich sehen konnte, ob man sich verschrieben hatte oder nicht. Außerdem war es möglich, über einen Shortcut das Audioverarbeitungsprogramm aufzurufen, so dass man erstens die geschnittene Tondatei sofort kontrollieren, sie zweitens nachbearbeiten und drittens mit der Transkription vergleichen konnte. Somit waren alle notwendigen Informationen zentral zugänglich, zudem konnten jederzeit neue Orte (=Spalten) oder neue Regionen (=Tabellenblätter) hinzugefügt werden. Angereichert war die VivTKA mit verschiedenen Exportfunktionen, wobei Marcel darauf geachtet hatte, dass der Export in die Salzburger Datenbank jederzeit möglich war.

Ich zeigte alles Professor Kattenbusch, den das sehr begeisterte und der sehr erfreut war, auf diese Weise einen weiteren Mitarbeiter für sein Projekt gewonnen zu haben. Jetzt konnte die Arbeit also wirklich losgehen: Tondateien in kleine Schnipsel schneiden, Transkriptionen eintragen und einen Kontrolldurchgang zur Korrektur machen. Damit waren wir erst mal eine ganze Weile beschäftigt. Das Einspielen der Bänder war mühsam, die Leistungsfähigkeit der Computer zur damaligen Zeit begrenzt, nicht das gesamte Band, sondern nur Stückchen für Stückchen konnte eingespielt werden. Auch das Transkribieren, das Eintragen der Transkriptionen und die Kontrolle dauerten. Es ging einige Zeit ins Land, und zwischendurch rückte das Ziel, alle zwanzig Regionen Italiens innerhalb eines überschaubaren Zeitraums zu explorieren, manchmal in weite Ferne. Voller Hochachtung dachten wir immer wieder an die Vorfäder, die unter wesentlich schlechteren Bedingungen Großes geleistet hatten. Aber wir machten weiter. Professor Kattenbusch hatte unsere HiWi-Verträge inzwischen verlängern lassen, so dass wir ihm weitere zwei Jahre bei seinen Bemühungen, der Menschheit einen Dienst zu erweisen, behilflich sein konnten.

Irgendwann hatten wir genug Material zusammen, um in die nächste Phase einzusteigen: die Datenpräsentation. Während wir überlegten, wie wir mit den vorhandenen Mitteln eine CD erstellen sollten, fragte mich Marcel, der sich inzwischen zum Sprachatlasexperten gemausert hatte, ob wir nicht mal daran gedacht hätten, den Sprachatlas im Internet anzusiedeln. Das sei schließlich das Medium der Zukunft und hätte den großen Vorteil, dass es ständig erweiter- und aktualisierbar sei und man von überall auf der Welt darauf zugreifen könne. Er hätte da schon mal was vorbereitet. Ich berichtete alles Professor Kattenbusch und der meinte, natürlich wolle er sich das mal ansehen. Was er dann sah, begeisterte ihn. Marcel hatte es dank eines Java-Applets tatsächlich geschafft, eine Internetanwendung zu entwickeln, bei der zur gleichen Zeit eine Karte, der italienische Stimulus und die Transkription zu sehen und die dialektale Antwort zu hören waren. Das war in jedem Fall ein Novum, denn bei vielen anderen Versuchen, die wir im Internet gesehen hatten, gab es meist einen Haken. Entweder mussten separate Programme installiert werden oder man konnte die Informationen nur nacheinander abrufen. Meist klappte irgendetwas nicht richtig und es war mühsam, sich durch die Seiten zu navigieren. Das einzige Manko am Applet hingegen war die nicht besonders gute Tonqualität, da es nur ein sehr spezielles Format verarbeiten konnte, aber das sollte sich im Lauf der Zeit ändern, die technische Entwicklung arbeitete für uns. Auch der von Professor Kattenbusch bescheiden vorgetragenen Bitte nach einer CD, damit man wenigstens irgendetwas Materielles in Händen hätte statt nur einer Internetadresse, kam Marcel nach, da die gesamte Anwendung so konzipiert war, dass sie auch auf CD gebracht werden konnte.

Wir hatten das Gefühl, einen Meilenstein in der Sprachgeographie gesetzt zu haben. Ein Problem war allerdings inzwischen das geringe Datenmaterial. Seit den Sizilien-Aufnahmen hatte es keine weiteren gegeben, so dass es schwer war, sich vorzustellen, welches Datenreservoir dieser Sprachatlas sein könnte und wie sich damit dann auch arbeiten ließe. Denn das war ja eine Intention des gesamten Unternehmens: belastbares Datenmaterial für wissenschaftliche und didaktische Zwecke bereitzustellen. Also ging Professor Kattenbusch im September 1999 wieder *on tour*, dieses Mal graste er Sardinien ab. Währenddessen fuhr ich mit Marcel zum Romanistentag nach Osnabrück, um VIVALDI der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorzuführen und als Modell für ähnlich gelagerte Projekte vorzustellen. Die Reaktionen waren eher verhalten, zumindest korrespondierten sie nicht mit unserer Begeisterung ob der technischen Revolution, die wir da präsentierten. Vielleicht sind eine studentische Hilfskraft und ein Mediziner in diesem Rahmen auch nicht die geeigneten Personen, um einen wissenschaftlichen Aha-Effekt auszulösen. Aber wir ließen uns davon nicht entmutigen, sondern verstanden das eher als Ansporn, weiterzumachen und die Tragfähigkeit unserer technischen Lösungen unter Beweis zu stellen.

So ging es dann ein paar Jahre. VIVALDI war ein wichtiger Teil meines Lebens geworden.

Ich beendete mein Studium, aus Professor Kattenbusch wurde Dieter, bei dem ich eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin bekam. Ich machte meine erste Sprachaufnahmereise nach Ligurien, der weitere folgen sollten. Ich war weiterhin die Schnittstelle zwischen dem Romanisten und dem Informatiker. Marcel hatte Ideen, die er mit mir besprach und deren Umsetzung ich dann Dieter zeigte, der ein ums andere Mal begeistert war. Und wenn dieser einen Wunsch hatte, teilte er mir den mit und ich gab ihn an Marcel weiter, der dann schaute, was sich machen ließ. Die Tonqualität wurde besser, die Seiten wurden mithilfe einer Datenbank dynamisch, so dass die Transkriptionen nun bei einer Anfrage in Echtzeit erzeugt werden, immer wieder kam auch eine neue Region hinzu. Die VivTKA verrichtete treu ihre Dienste, ab und zu bekam sie eine neue Exportfunktion. Irgendwann trennten sich Marcels und meine Wege. Die Einzelauswahl von Stimulus und Ort, die wir noch zusammen konzipiert hatten, setzte er zuerst beim ALD in Salzburg um, bevor sie auch bei VIVALDI implementiert wurde. Den nächsten Meilenstein jedoch, die Zusammenführung der VIVALDI-Daten mit *Google Maps* zu *VIVALDI Maps*, setzte er wieder in Berlin. Damit ist es möglich, alle dialektalen Antworten auf einen Blick zu erfassen und bequem von einer Region in eine andere zu gelangen. Schaltet man von der Karte auf die Satellitenaufnahme um, lassen sich die topographischen Spezifika erkennen. Mit der Zoomfunktion gelangt man mit wenigen Mausklicks von ganz Italien über die Regionen bis hin zu den einzelnen Orten. Jetzt lässt sich tatsächlich eine virtuelle Reise durch die Dialektlandschaften Italiens unternehmen! Irgendwann war meine Zeit am Institut dann abgelaufen, mein Vertrag endete, so dass Marcel und ich den Stab an Fabio Tosques weitergaben, der sowohl im Feld unterwegs ist als auch die informative Betreuung übernommen hat.

Und heute? Nun, ich wohne schon lange nicht mehr in Steglitz und meine Beziehung zu VIVALDI ist lockerer geworden, wir haben uns voneinander abgenabelt. Ich verfolge weiterhin mit Interesse den Fortgang des Projekts, bin aber nicht mehr über jeden seiner Schritte informiert. Ich freue mich darüber, dass es voran geht und die Italienkarte auf der Einstiegsseite sich immer mehr füllt. Ab und an trage ich gern noch mein Scherlein dazu bei, vielleicht ergibt sich auch mal wieder eine engere Zusammenarbeit. Das ist nicht zuletzt auch eine Frage des Geldes. Als Freiberuflerin sind längere Italienreisen problematischer als damals als wissenschaftliche Mitarbeiterin, als pünktlich jeden Monat das Gehalt auf dem Konto eintraf. Jochen Schmidt ist inzwischen Schriftsteller und betreibt seit vielen Jahren mit einigen anderen die Berliner Lesebühne *Chaussee der Enthusiasten*. Marcel Lucas Müller hat nach seiner Habilitation in Medizinischer Informatik nun doch auch noch einen Facharzt gemacht, allerdings nicht in Augenheilkunde, sondern in Dermatologie. Unsere Anwendungen laufen noch immer, das Durchhalten hat sich ausgezahlt. Die VivTKA ist weiterhin in Gebrauch und hat trotz der gestiegenen Datenmenge ihre Grenzen noch nicht erreicht. Während im Internet jederzeit der aktuelle Stand des Projekts dokumentiert ist, lassen sich über die CDs bzw. inzwischen DVDs bestimmte Zwischenzustände fixieren. Die Zahl der explorierten Regionen ist kräftig angestiegen, so dass sich virtuell immer länger durch die Dialekte und Minderheitensprachen Italiens reisen lässt, wobei die Unterschiede zwischen den norditalienischen auf der einen und den mittel- und süditalienischen Dialekten auf der anderen Seite sehr „ohrenfällig“ werden. Von der Idee über die ersten mageren Anfänge bis zu dem Punkt, an dem das Ganze eine Form gewonnen hat, war es ein langer Weg. Wer heute die [Vivaldi-Homepage](#) aufruft, dem fallen nicht zuerst die Lücken auf, die noch gefüllt werden müssen, sondern der kann auf eine tragfähige Datensammlung zugreifen, die ihresgleichen sucht.

**Lieber Dieter, danke für den langen Atem und viel
Energie für die weitere Wegstrecke!**



Anmerkungen zur sardischen Syntax anhand des *Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia* (VIVALDI)

Guido Mensching, Berlin

1 Einleitung

Der vorliegende Beitrag versteht sich als eine Skizze¹ zu ausgewählten Aspekten der sardischen Syntax aus diatopischer Sicht, die in den Materialien des *Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia* (VIVALDI) erkennbar sind. Hierbei soll auch gezeigt werden, dass die zurzeit vorhandenen sardischen Aufnahmepunkte von VIVALDI die bisherigen Kenntnisse der sardischen Syntax und ihrer Diatopik bestätigen bzw. vermehren können. Mein Versuch, aus den sardischen VIVALDI-Daten syntaktische Erkenntnisse zu extrahieren, brachte schnell eine immense Menge von interessanten Phänomenen zum Vorschein, so dass sich abzeichnete, dass man im Prinzip mühelos ein Buch daraus machen könnte. Daher war eine Auswahl an Phänomenbereichen erforderlich, die die Vielzahl der zukünftig aus diesem Material noch zu gewinnenden syntaktischen Erkenntnissen nur andeuten kann. Hierbei handelt es sich um exemplarische Auszüge aus der Nominalsyntax (Abschn. 2, Possessivadjektive), Verbalsyntax (Abschn. 3, Verwendung bestimmter Tempora und Modi) und Satzsyntax (Abschn. 4, linke Peripherie: Komplementierer, Fokus- und Fragekonstruktionen). Der Artikel endet mit einem abschließenden Abschnitt 5, der die Ergebnisse resümiert. Es seien aber zunächst einige vorbereitende Überlegungen und Informationen vorangestellt.

Die ernsthafte Beschäftigung mit der Syntax des Sardischen beginnt erst Ende der 1980er Jahre mit der Publikation einzelner Beiträge von Michael Allan Jones (1988a, b). 1993 erschien dann *Sardinian Syntax* (Jones 1993), die hauptsächlich dem Ort Lula (sard. Lùvula) gewidmet ist und eine ältere Form des generativen Modells nutzt. Im selben Jahr wurde die Arbeit von La Fauci/Loporcaro (1993) zu Bonorva im Framework der *Relational Grammar* publiziert. Im neuen Jahrtausend findet zum einen hauptsächlich anhand der Syntax der Orte Bono und Buddusò in Bentley (2003, 2004) ein weiteres Grammatik-Framework (die *Role and Reference Grammar*) Anwendung, zum anderen erfolgt in Remberger (2006) die erste kohärente minimalistische Analyse des Sardischen, die nicht auf Daten einzelner Orte beruht, sondern vor allem die in Köln gegründete und seit 2000 an der FU Berlin beheimatete Mailingliste *sa-limba* als Korpus nutzt. Zusammen mit Eva-Maria Remberger hat auch der Verfasser dieses Artikels einige relevante Eigenschaften des linken Satzrandes im neueren generativen Rahmen behandelt

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Guido Mensching,
Prof. Dr., geb. 1963,
seit 2000 o. Professor
für romanische
Sprachwissenschaft an
der Freien Universität
Berlin. Studium
Romanistik (span. und
ital. Philologie) und
Germanistik an der
Universität zu Köln (1984–1989),
Promotion *ibidem* 1992 mit einer
kommentierten Edition eines
altspanischen Medizinwörterbuchs,
Habil. ibidem 1997 zu
Infinitivkonstruktionen in den
romanischen Sprachen im Rahmen der
generativen Syntax. Weiterer
langjähriger Forschungsschwerpunkt
Sardisch. Vorher wiss.
Mitarbeiter/Assistent Univ. zu Köln
(Computerlinguistik).

(Menschling/Remberger 2010a, b). Nunmehr kann zwar gesagt werden, dass die wichtigsten syntaktischen Strukturen des Sardischen deskriptiv erfasst wurden und aus theoretischer Sicht recht gut verstanden sind, allerdings steckt die sprachgeographische Erfassung der Syntax des Sardischen noch in den Kinderschuhen. Im Rahmen des von Padua (Paola Benincà) aus geleiteten *Atlante Sintattico dei dialetti d'Italia* (ASIt; vgl. Benincà/Poletto 2007 u.a.) wurden zu Beginn des neuen Jahrtausends vier sardische Orte experimentell auf schriftlichem Wege syntaktisch exploriert und in einem Workshop, dessen Resultate von Padovan/Penello (2006) publiziert wurden, behandelt. Seit 2009 habe ich selbst in insgesamt fünf Orten mündlich ASIt-Umfragen durchgeführt, deren Auswertung allerdings noch nicht abgeschlossen ist. Das Gesagte lässt sich in **Karte 1** zusammenfassen:

Karte 1: In diversen Studien und Projekten zur sardischen Syntax berücksichtigte Orte



Vor allem aber ist die umfangreiche Arbeit von Manzini/Savoia (2005) zur Syntax der Dialekte Italiens zu erwähnen, die bisher die größte Zahl an sardischen Orten (29 Punkte) umfasst. Da es auch hierbei, wie bei den meisten oben genannten Arbeiten bzw. Projekten, nicht um eine Gesamtdarstellung der erhobenen Daten geht, sondern um eine Beschreibung und Interpretation ausgewählter Phänomene, ist dieses ansonsten beeindruckende Werk aus sprachgeographischer Sicht nur bedingt

zu gebrauchen. Ein erster Versuch, die Ergebnisse aus Manzini/Savoia (2005) bezüglich Sardinien auf Karten darzustellen, liegt mit der Magisterarbeit von Gabriel Kampmann (2010) vor, der sich allerdings mit der Schwierigkeit konfrontiert sah, dass die fehlende Erwähnung eines Ortes bezüglich einer bestimmten syntaktischen Struktur nicht in jedem Fall bedeutet, dass die Struktur an allen anderen Orten nicht vorhanden ist. Es lassen sich also nur Karten erstellen, die für eine Struktur zeigen, wo sie *auf jeden Fall* belegt ist – ein Beispiel ist in **Abschnitt 4.1, Karte 4**, gegeben. Die dort sichtbaren weißen Flächen sind Gebiete, über die man anhand von Manzini/Savoia (2005) bezüglich der jeweils in Frage stehenden Struktur nichts aussagen kann². **Karte 2** zeigt die in Kampmann (2010) berücksichtigten Orte. Auch ist anzumerken, dass Manzini/Savoia (2005) nicht das gesamte Spektrum der sardischen Syntax abdecken, so dass auch die meisten der hier in **Abschn. 2**, **Abschn. 3** und **Abschn. 4** behandelten Phänomenbereiche dort nicht untersucht werden.

Karte 2: Orte aus Kampmann (2010)



Vor den genannten Hintergründen ist es sehr zu begrüßen, dass Dieter Kattenbusch und sein Team in seinem webbasierten Sprachatlas VIVALDI bisher 16 Orte auf Sardinien (vgl. **Karte 3**) in online abrufbaren Tondaten erfasst haben und hierfür auch – der VIVALDI-Systematik folgend – einen kleinen syntaktischen Teil erstellt haben.

Vergleicht man dieses bisher vorliegende VIVALDI-Punktenetz für Sardinien mit der von Kampmann (2010) erstellten **Karte 2**, so lässt sich folgendes festhalten:³

1. Südlich der Grenze zum Sassaresischen konnte neben Ossi (P. 8, ASIt) und Ittiri (P. 13, ASIt u. M&S) noch der logudoresische Ort Ploaghe hinzugefügt werden.

2. Weiter südlich im logudoresischen Sprachgebiet hat VIVALDI auf der Höhe des an der Westküste gelegenen Ortes Bosa (P. 16, M&S) noch den ca. 30 km östlich davon gelegenen Ort Macomer.
3. Südlich von Santu Lussurgiu (P. 28, K), Ardauli (P. 30, M&S), Paulilatino (P. 29, M&S) verläuft eine wichtige Isoglosse, unterhalb derer der campidanesische bestimmte Artikel im Plural *is* (anstelle von log. *sos/sas*) lautet (vgl. Virdis 1988: 908). Die von Manzini/Savoia (2005) erfassten Orte Allai (P. 31) und Sorgono (P. 32) liegen südlich von dieser Linie und zeigen folglich schon den Artikel *is*. VIVALDI rückt im Westen viel näher an die Isoglosse heran, mit den nahe beieinander liegenden Orten Bonarcado (*sos/sas*) und Milis (*is*), zwischen denen diese Isoglosse genau verläuft. Östlich von Sorgono macht die Isoglosse einen „Knick“ nach Süden und erreicht dann südlich von Baunei (P. 25, ASIt) die Ostküste. Kurz vor diesem „Knick“ erfasst VIVALDI den unmittelbar nördlich der Isoglosse gelegenen Ort Fonni. Südlich von Baunei (P. 25, ASIt)⁴ gibt es im Osten keinen von Manzini/Savoia (2005) oder bisher vom ASIt-Projekt erfassten Punkt. VIVALDI hat hier den Ort Arzana berücksichtigt, der unmittelbar südlich der genannten Isoglosse im *is*-Gebiet liegt. Die genannten Orte liegen alle in der sogenannten *zona grigia*, in der sich vor allem zahlreiche phonetische bzw. phonologische Isoglossen, die das Campidanesische vom Logudoresischen trennen, in einem breiten Streifen überkreuzen (vgl. Virdis 1988: 908).⁵ Am südlichen Rand der *zona grigia* befindet sich der sowohl bei Manzini/Savoia (2005) als auch in VIVALDI figurierende Ort Laconi.
4. Im campidanesischen Sprachgebiet kann VIVALDI in der Nähe der von Manzini/Savoia (2005) erfassten Orte Orroli (P. 37) und Donigala (P. 38) östlich davon noch Perdasdefogu beisteuern. Im Südwesten haben Manzini/Savoia nur die Orte Arbus (39) und Siliqua (42), während VIVALDI noch das ungefähr dazwischen liegende Villacidro bietet. Der Ort ist in **Karte 2** (P. 40) deshalb enthalten, weil Kampmann (2010) im Rahmen seiner Arbeit für einige Phänomene einen Sprecher aus Villacidro interviewt hat. Dasselbe gilt für Iglesias (41).
5. Schließlich bietet VIVALDI im extremen Süden noch die bei Manzini/Savoia (2005) nicht erfassten Orte Cagliari und Sant'Antioco, wobei letzterer Ort deshalb interessant ist, weil er neben dem ligurischsprachigen Ort Calasetta liegt und die in den anderen genannten Arbeiten nicht erfasste Region Sulcis repräsentiert.

Karte 3: VIVALDI-Punkte auf Sardinien (Stand 2011)



Neben dem kleinen syntaktischen Teil von VIVALDI, der vierzehn Einzelsätze enthält (vgl. **Anhang I**), sind, wie sich noch zeigen wird, einige interessante Phänomene aus dem phonetischen Teil zu entnehmen. Am meisten für die Syntax bietet das *Gleichnis vom verlorenen Sohn*⁵ (im Folgenden GvS, vgl. **Anhang II**⁶), dessen syntaktische Auswertung daher auch prominent im vorliegenden Beitrag berücksichtigt wird. Das *Gleichnis* ist in **Anhang III** beispielhaft in der Version aus Nuoro, die aus VIVALDI in graphematischer Form transkribiert wurde, enthalten.

Im Folgenden werden nur die sardischen Varietäten im engeren Sinne behandelt, d.h. die Orte Sassari (Sassarese), Tempio Pausania (Gallurese), Alghero (Katalanisch) und Calasetta (Ligurisch) werden nicht berücksichtigt. Die aus den Tonmaterialien entnommenen sardischen Belege werden hier graphematisch wiedergegeben. In Fällen, in denen sich Beispiele auf mehrere Varietäten beziehen, wird die Standardform nach der *Limba Sarda Comuna* (LSC) wiedergegeben und in Kapitälchen dargestellt. Ansonsten werden die lokalen Varietäten graphematisch transkribiert, wobei ich mich auch an den Konventionen der LSC orientiert habe.⁷ Die Darstellung ist vornehmlich deskriptiv und weitestgehend theorieneutral

gehalten.

2 Possessivadjektive

2.1 Grundlagen

Als Beispiel aus dem Bereich der Nominal- bzw. NP-Syntax wurden die Possessivadjektive ausgewählt. Es werden hier zunächst einige grundlegende Regelhaftigkeiten, die unabhängig von der Einteilung Campidanesisch-Logudoresisch zu gelten scheinen, genannt. Danach wird unter 2.2 das Thema der Verwandtschaftsbezeichnungen vertieft. Schließlich werden unter 2.3 einige in den VIVALDI-Daten erkennbare spezifische Besonderheiten des Campidanesischen dargestellt.

Nr. 1 des syntaktischen Teils (*mio figlio*) zeigt durchgehend die im Sardischen obligatorische postnominale Stellung des Possessivadjektivs (vgl. Manzini/Savoia 2005: III, 557–562), die auch anhand des Satzes (*Questo è il nostro cane/il mio cane* im phonetischen Teil exemplifiziert werden kann. Wie im Italienischen fehlt bei Verwandtschaftsbezeichnungen der bestimmte Artikel, wie (1a) vs. (1b) zeigt.

- (1) a. FIGIU MEU/MIU⁸
b. CUSTU EST SU CANE⁹ MEU/MIU/NOSTRU¹⁰

Bezüglich der Koordination mehrerer durch Possessivadjektive modifizierter NPen ist in der Darstellung von Lepori (2001: 167) folgende Anmerkung interessant:

L'aggettivo possessivo non si ripete nella stessa frase quando si riferisce alla stessa persona, animale o cosa: *is denghis e is iscollòrius tuus no m'interessanta* (i tuoi capricci e le tue sciocchezze non mi interessano).

Ein solcher Fall lässt sich in GvS [12] beobachten (*i miei porci e le mie pecore*): Hier wird die von Lepori berichtete Regelhaftigkeit tatsächlich an den meisten Orten, die das Possessivadjektiv in der Übersetzung verwenden, gewählt, und zwar unabhängig davon, ob es sich um logudoresische oder campidanesische Varietäten handelt:

- (2) a. sos porcos e sas alveghes mias (Ploaghe)
b. sos pro ?os e sas ?erve?es meas (Fonni)
c. is procos e is brebeis mias (Laconi)
d. is procus e is brebeis mias (Cagliari)
e. is porcus e berbeis mias (Perdasdefogu)
f. is procus e brebeis mias (Villacidro)

Interessanterweise – mir ist nicht bekannt, dass dies in der Literatur bisher beschrieben wurde – kongruiert das Possessivum mit dem zweiten Nomen im Femininum, obwohl das erste Nomen (*porcu*) maskulin ist.¹¹ In Perdasdefogu und Villacidro (vgl. (2e), (2f)) erscheint – wenn ich richtig höre – der bestimmte Artikel nur vor dem ersten Substantiv, was im Campidanesischen wohl deshalb möglich ist, weil der bestimmte Artikel im Plural für beide Genera dieselbe Form (*is*) zeigt. Nur zwei Orte verhalten sich in Bezug auf das Possessivadjektiv anders:

- (3) a. is porcus mios e is brebeis (Sant'Antioco)
b. sos procos meos e sas arbeghes mias (Bonarcado)

Hierbei folgt (3a) im Prinzip auch Leporis Regel, nur dass das Possessivadjektiv hinter dem ersten Substantiv steht. Allein der Sprecher aus Bonarcado setzt zwei Possessivadjektive.

Ein eigenständiges Possessivpronomen gibt es im Sardischen nicht, so dass *Questo cane è il mio/nostro* aus dem phonetischen Teil dem Italienischen entsprechend wie in (4a) wiedergegeben wird. Villacidro und Perdasdefogu weichen von den anderen Orten (interessanterweise aber nur in der 1. Person Singular) ab: Der Sprecher aus Perdasdefogu setzt hier keinen Artikel (vgl. (4b)), während der Sprecher aus Villacidro eine Konstruktion mit *cosa* (siehe hierzu 2.3) verwendet, vgl. (4c):

- (4) a. CUSTU CANE EST SU MEU/MIU/NOSTRU.
b. Custu caleddu est miu. (Perdasdefogu)
c. Custu cāj est cosa mia. (Villacidro)

Jones (1993: 73) erwähnt die Struktur in (4a) unter dem Stichwort ‚headless NPs‘ (vgl. auch Lepori 2001: 167), nicht aber die in (4b), während Blasco Ferrer (1986: 97) sowohl für Logudoresisch als auch für Campidanesisch beide erwähnt. Ob, und wenn ja in welchen Gebieten, beide Möglichkeiten existieren, bleibt zukünftig durch gezielte Befragungen herauszufinden. Gegen die Annahme, dass die Anwesenheit des Artikels in der italienischen Vorlage das Setzen des Artikels auch im Sardischen begünstigt hat, spricht die Übersetzung von *Datemi quello che è mio* in GvS [3], da hier an den meisten Orten, an denen die Informanten eine analoge Struktur verwenden, der Artikel trotz des Fehlens im Italienischen gesetzt wird:

- (5) a. (TOTU) SU (CHI EST) SU (Macomer, Bonarcado, Nuoro, Laconi, Perdasdefogu,
MEU / MIU Villacidro)
b. *totu su ?i est meu* (Fonni)

2.2 Verwandtschaftsbezeichnungen

Der erste Satz des *Gleichnisses vom verlorenen Sohn* (*Un anno fa mio nonno [...] raccontò a me e a mia sorella [...]*) scheint zunächst das zu Beginn von 2.1 bezüglich der Verwandtschaftsbezeichnungen Gesagte zu bestätigen: Ähnlich wie im Italienischen fehlt hier der bestimmte Artikel, so dass das in VIVALDI in diesem Satz am meisten verbreitete Muster wie unter (6) dargestellt lautet:

- (6) GIA ILL¹² MEU/MIU = SORRE MIA/MEA

Zwei Typen von Abweichungen von der Form in (6) sind zu konstatieren: Für den eigenen Großvater ist die Verwendung des Nomens ohne Artikel und ohne Possessivum in (7a) nach den VIVALDI-Daten in Nuoro, Bonarcado und Milis belegt. Für ‚meine Schwester‘ wählte allein der Sprecher aus Nuoro die Konstruktion Artikel + Nomen (ohne Possessivum), vgl. (7b):

- (7) a. *jaju* (Nuoro) a.' *babbai* (Bonarcado), a." *nonnai* (Milis)
 b. *sa carrale* (Nuoro)

Die Struktur (7a), also das Nomen ohne Artikel und Possessivum, ist – wie aus meinen eigenen ASIt-Umfragen zu schließen ist – vielerorts (zumindest im Zentralsardischen) die präferierte Option für die Bezeichnungen der eigenen Eltern und Großeltern, wie auch von Jones (1993: 56) für Lula bestätigt. Für die von mir befragten Sprecher sind die in (6) und

(7b) verwendeten Formen zumindest stark markiert; die von mir befragte Sprecherin aus Bitti lehnte *sa manedda als ungrammatisch ab. Vgl. auch Secci (2007: 44): *sa *mammai* / **mammai mia* / *sa *mammai mia*; *su *babbai*; **babbai miu*; *su *babbai miu*. Für den eigenen Vater bestätigt GvS [14] die Verwendung ohne Artikel und Possessivum in Nuoro, Milis und Bonarcado (*babbu*) sowie in Fonni, Perdasdefogu und Villacidro (*babbai*¹³); mit Possessivpronomen (BABBU MEU/MIU) erscheint der Ausdruck hingegen in Ploaghe, Laconi, Arzana, Sant'Antioco, Cagliari. Aufgrund der VIVALDI-Daten würde sich ungefähr ein Bild ergeben, in dem der extreme Süden sowie das Logudoresische nördlich von Macomer regelmäßig das Possessivadjektiv verwendet. Allerdings zeigen die ASIt-Daten in Ossi und Ittiri (beide in der Nähe von Ploaghe) ebenfalls die Verwendung ohne Possessivum (bei *babbu*, *mama* und den betreffenden Wörtern für ‚Großmutter‘). Ebenso verwundert, dass der VIVALDI-Sprecher aus Arzana die Struktur ohne Possessivum nicht verwendet, während sie in dem nahegelegenen Baunei von Secci (2007) als regelhaft beschrieben wird. Allerdings zeigen die VIVALDI-Daten in GvS [20] zumindest einen Kontext, in dem die Verwendung mit Possessivum fast überall nicht nur grammatisch ist, sondern sogar die präferierte Option darstellt. Es handelt sich um *No, babbo mio*, das an fast allen Orten¹⁴ als No, BABBU MEU/MIU übersetzt wird. Offenbar ist das Possessivum in der direkten Anrede möglich, wenn es aus affektiven Gründen fokussiert wird.

Die ASIt-Umfragen zeigen auch recht deutlich, dass die in den VIVALDI-Daten von dem Sprecher aus Nuoro gewählte Struktur in (7b) eigentlich nicht für die erste, sondern für die dritte Person üblich ist (zumindest in Dorgali, Bitti und Brunella bedeutet *su frate* durchgehend ‚sein/ihr Bruder‘).¹⁵ Jones (1993: 44) schreibt hierzu:

When the understood possessor is in the third person and anaphoric to some entity prominent in the discourse, typically the subject of the clause, the definite article is normally used without a possessive: *Pretu est andatu chin su frate* ('Peter went with his (Peter's) brother').

Diese Verwendung wird im Gleichnis [3] (*il più giovane andò da suo padre*) bestätigt, wo *suo padre* überall mit SU BABBU übersetzt wird, vgl. ebenso SOS/IS FIGIUS in [4], in beiden Fällen mit Ausnahme von Cagliari.

2.3 Einige Besonderheiten des Campidanesischen

Wie bereits unter 2.2, Satz (4c), hier wiederholt als (8a), angemerkt, verwendet der Sprecher aus Villacidro in der Funktion des *Possessivpronomens* (hier als Prädikatsnomen) die Konstruktion *cosa* + Possessivadjektiv. Aber auch in attributiver Verwendung nennt er neben (1b) dieselbe Konstruktion (vgl. (8b)):

- (8) a. Custu cāi est cosa mia. (Villacidro)
- b. Custu est su cāi cosa mi.

Diese für das Campidanesische bekannte Struktur (vgl. Lepori 2001: 167) wird in GvS [12] von dem Informanten aus Sant'Antioco in der Übersetzung von *nel mio campo (inciu campu cosa mia)*¹⁶ verwendet. In *Datemi quello che è mio* in GvS [3] (vgl. 2.1, Bsp. (5)) benutzt der Informant aus Sant'Antioco die Konstruktion mit *cosa* (vgl. (9b)), während der Informant aus Villacidro die Struktur aus (5a) (hier (9a)) verwendet.

- (9) a. Donai·mi cussu chi est su miu. (Villacidro)
- b. Dona·mi·dda su chi est cosa mia. (Sant'Antioco)

An derselben Stelle ist eine weitere Konstruktion erkennbar, die der Informant aus Cagliari hier verwendet:

- (10) Donai mi su chi est *de mei*. (Cagliari)

Eine Präpositionalphrase mit Personalpronomen anstelle eines Possessivums wird – allerdings für den attributiven Gebrauch – von Lepori (2001: 167) als Strategie zur Vermeidung von Ambiguität angegeben, wie auch bei Jones (1993: 44) für die zentrallogudoresische Varietät von Lula angemerkt ist. Der prädiktative Gebrauch wird von Blasco Ferrer (1986: 96), ebenfalls als Disambiguierungsmöglichkeit, genannt. Folglich sollte im Logudoresischen die Struktur nur in der dritten Person vorkommen, so dass *SU LIBRU SUO IN SU LIBRU DE ISSU/DE ISSA* disambiguiert werden kann. Im Campidanesischen, das an der 2. Person Plural des Personalpronomens Genus markiert, macht auch in diesen Personen die Präpositionalphrase Sinn, was das Beispiel *sa lei de bosatrus* ‚Euer (m.) Gesetz‘ im Ggs. zu *de bosatras* (f.) (Lepori 2001: 167) erklärt. Nach Blasco Ferrer (1986: 96) ist diese Verwendung in der 2. Person Plural im Campidanesischen sogar die Regel. Sie wird so auch in den ASIt-Daten (Satz 99) aus Baunei verwendet. In VIVALDI findet sich – allerdings als Höflichkeitsform (für den Vater) – in GvS [20] ein Beleg in Milis (*fixu de bosaterus*¹⁷; *unu tzeracu de bosaterus*). Interessant ist hierbei, dass dieser genau das Gegenteil von dem belegt, was Lepori (2001: 167) anmerkt. Ihm zufolge sollte das Possessivpronomen *bostu* für die Anrede an eine Person verwendet werden und die PP-Lösung mit dem Personalpronomen für die Anrede an mehrere Personen. Konform zu Leporis Angaben verhalten sich hingegen die Informanten aus Laconi (*fixu 'ostu / unu de is tzeracos bostos*) und Villacidro (*fillu bostu / unu de is servidoris bostus*). Die Sprecher aus Arzana und Perdasdefogu benutzen in der Anrede des Vaters das Possessivum der 3. Person Singular (*FIGIU SUO*), das in Sant'Antioco mit dem speziellen Höflichkeits-Personalpronomen in der 3. Person Singular und der PP-Strategie disambiguiert wird: *fillu de vostei / unu de is serbidoris de vostei*.¹⁸ Im Norden heißt es einheitlich *FIGIU BOSTRU / UNU DE SOS TZERACOS BOSTROS* bzw. *UNU TZERACU BOSTRU*.¹⁹ Es bleibt zu bemerken, dass weder für das Beispiel *unu connoto de tui* („un tuo conoscente“) bei Lepori noch für die Verwendung dieser Struktur in der 1. Person Singular bei dem VIVALDI-Sprecher aus Cagliari in (10) Disambiguierungsgründe in Frage kommen, weil die 1. und 2. Person Singular nicht disambiguiert werden können. Vermutlich handelt es sich eher um eine Fokussierungsstrategie²⁰, wie im Übrigen auch die oben beschriebene Struktur mit *cosa*.²¹

3 Tempora und Modi

3.1 Anmerkungen zum Formeninventar

Bevor unter 3.2 auf die Verwendung von Tempora und Modi in Bedingungssätzen und in 3.3 auf einige Vergangenheitstempora eingegangen wird, sei zunächst die Präsenz bzw. Ausprägung einiger ausgewählter Tempora und Modi an den VIVALDI-Orten behandelt.

Die Sätze 7 und 8 des syntaktischen Teils zeigen das analytische Futur, das überall auf lat. HABERE + AD + Infinitiv zurückgeht, so dass an allen VIVALDI-Orten einheitlich folgendes Muster zu beobachten ist:²²

- (11) a. CRAS AP'A TORRARE (A BENNER) / GHIRARE A DOMO.
b. CANDO AP' (A)²³ ESSER BETZU, M'AP(O) A COMPORARE/PICCARE UNA DOMO [...]

Der Konditional I ist in Satz 11 des syntaktischen Teils enthalten; da es sich hier um einen Bedingungssatz handelt (siehe 3.2), werden an den im Folgenden nicht genannten Orten andere Tempora verwendet. Auch in GvS [8] kann die eine oder andere Konditionalform gefunden werden. Hierbei ist im Norden die bekannte Konstruktion mit Imperfekt-Kurzformen von lat. DEBERE, im Süden, bereits ab Laconi und Arzana in der *zona*

grigia, die Konstruktion mit speziellen Imperfektformen von HABERE + AD deutlich zu erkennen:

- (12) a. dimis trabbagliare (Ploaghe)
 - b. diamus trabballare (Nuoro)
 - c. diat bìvere (Bonarcado)
-
- (13) a. iaus a tribballare (Arzana)
 - b. iat agatai (Laconi, Villacidro)
 - c. iaus a trebballai/trabbalai (Laconi, Villacidro)
 - d. emus a trabballai (Cagliari)
 - e. estus²⁴ a trabballai (Sant'Antioco)

Hierbei zeigen Cagliari und Sant'Antioco in der 1. Person Plural Formen mit *e-* statt *ia-*²⁵. Der Konditional II erscheint in GvS [8] bei einigen anderen Sprechern:

- (14) a. diat aer agatadu (Macomer)
- b. iat essi bìviu (Laconi, Villacidro, Cagliari)
- c. iat essi agatau (Cagliari)

Bezüglich der Fortsetzung des lateinischen Perfekts gibt es auf Sardinien mehrere kleinere Rückzugsgebiete, in denen dieses oder Reste davon noch erhalten sind bzw. in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch erhalten waren. Wagner (1938/39: 14) nennt für das Campidanische das Sulcis, das in VIVALDI durch Sant'Antioco repräsentiert ist. Der Informant verwendet allerdings keine Perfektformen. Zwei andere Gebiete, die Baronia im Nordosten der Insel unterhalb des galluresischen Sprachgebiets sowie die Planargia im Nordwesten unterhalb des westlichen Teils des sassaresischen Sprachgebiets²⁶, sind in VIVALDI nicht erfasst. Nach Wagner (1938/39: 19–21) hat sich darüber hinaus seit dem 16. Jahrhundert eine Perfektform auf *-esi* herausgebildet (in Analogie zu Verben mit *s-* Perfekt), die heute auf das Nordlogudoresische begrenzt ist und an einigen Orten eine Variante auf *-ei* zeigt. Letztere Bildung lässt sich tatsächlich für Ploaghe in VIVALDI im *Gleichnis vom verlorenen Sohn* durchgehend beobachten, vgl. z.B. die Formen 3. Person Singular *conteit* [1], *anditeit* [3],[5], *nazeit* [3], *fatteit* [4], *se leit* [5], *viveit* [6], *ritzeit* [7]; 3. Person Plural *mandighein*, *bufein*, *cantein* [22].

Der Konjunktiv Imperfekt lässt sich am besten in GvS [17] beobachten, in dem Konzessivsatz, der mit ‚obwohl‘ (meistens als MANCARI wiedergegeben) eingeleitet wird. Die aus dem Lateinischen ererbten Formen sind hier nur in Macomer und in Ploaghe zu erkennen. Im Gegensatz zu Macomer hat allerdings der Sprecher aus Ploaghe den Konjunktiv Imperfekt von ESSER, gefolgt von dessen Partizip Perfekt (also im Prinzip den Konjunktiv Plusquamperfekt) verwendet:

- (15) a. mancari sa domo de su babbu esseret meda attesu (Macomer)
- b. mancari sa domo de su babbu ch'esseret istada attesu meda (Ploaghe)

Die VIVALDI-Sprecher aus Nuoro und Fonni verwenden hingegen nach *mancari* den Indikativ Imperfekt, ebenso wie die Informanten aus Milis, Arzana, Perdasdefogu und Sant'Antioco. Der Konjunktiv Imperfekt taucht in Bonarcado, 30 km südlich von Macomer, wieder auf, jedoch bereits in der campidanischen Form, die sich dann

sporadisch in dieser Konstruktion noch im Campidano wiederfindet:

- (16) a. mancari *fessit* attesu meda sa domo de su babbu (Bonarcado)
b. anche ci sa 'omo de su babbu *fessel* aillagru meda (Laconi)
c. mancai sa domu de su babbu (suum) *fessit* meda attesu (Villacidro, Cagliari)

In dem Wunschsatz in GvS [15] wird der Konjunktiv Plusquamperfekt – abweichend von der Vorlage – in Fonni und Villacidro²⁷ und der Konjunktiv Imperfekt im äußersten Süden (Sant'Antioco, Cagliari) verwendet.²⁸

- (17) a. A su mancu èssere *pòtiu* torrare a domo! (Fonni)
b. A su manch'essi *pòtziu* torrai anca babbai! (Villacidro)
c. Si a su mancus *podessi* torrai anch'e is mius! (Sant'Antioco)
d. A su mancu *podessi* torrai a undi is meus! (Cagliari)

Wie Pittau (1991: 137, 151) anmerkt, existiert im Logudoresischen in Wunsch- und Konditionalsätzen (zu Letzteren siehe 3.2) der Konjunktiv Imperfekt nur von ESSER und AER. Bei anderen Verben wird der Konjunktiv Plusquamperfekt verwendet, wie auch in Mensching (2004: 90) erwähnt. Dies erklärt (17a), nicht aber (17b), da Villacidro im campidanesischen Sprachgebiet liegt.

3.2 Bedingungssätze

Der Literatur zum Nuoresischen/Logudoresischen nach kann in beiden Teilen von Bedingungssätzen, die eine unerfüllbare bzw. unwahrscheinliche Bedingung ausdrücken, sowohl in der Apodosis als auch in der Protasis der Konditional I bzw. II stehen, wobei alternativ (wieder in beiden Teilen) das Imperfekt (unerfüllbare/unwahrscheinliche Bedingung der Gegenwart) oder das Plusquamperfekt (unerfüllbare Bedingung der Vergangenheit) erscheint (Menschling 2004: 84, Jones 1993: 307f u.a.). Pittau (1991: 151) nennt für erstere noch die Verwendung des Konjunktivs Imperfekt in der Protasis (nur bei esser und aer) mit dem Konditional I in der Apodosis. Blasco Ferrer (1986: 202) bietet eine differenziertere Darstellung, die auch das Campidanesische mit einbezieht. Demnach stellt der Konjunktiv Imperfekt in der Protasis mit dem Konditional in der Apodosis die häufigste Konstellation dar, wobei im Logudoresischen der Konjunktiv Plusquamperfekt anstelle des Konjunktivs Imperfekt bevorzugt wird (siehe auch oben unter 3.1). Der Konditional und das Imperfekt in beiden Teilen wird von Blasco Ferrer als Alternative genannt, wobei der Konditional von ihm als eher typisch für das Logudoresische charakterisiert wird.

Eine unerfüllbare bzw. unwahrscheinliche Bedingung der Gegenwart wurde im syntaktischen Teil von VIVALDI mittels Satz 11 elizitiert, wobei die (hier nachgestellte) Protasis im Passiv steht: *Lavoreremmo di più, se fossimo pagati meglio*. Dieser Satz wird sehr heterogen wiedergegeben. Die Konstruktion mit Konditional I in beiden Teilen lässt sich hierbei nicht beobachten;²⁹ am häufigsten ist der Konditional I in der Apodosis mit dem Imperfekt in der Protasis.³⁰

- (18) a. Noso iaus a treballai 'e prus, ci fustis³¹ pagaus prus bene. (Laconi)
b. Iaus a trabballare 'e prus, ci fustis pagaus mellus. (Arzana)
c. Iaus a trabballai de prus, si fiaus pagaus mellus. (Villacidro)

- d. Estus a trabballai de prus, si fustis pagaus mellus. (Sant'Antioco)
- e. Emus a trabballai de prus, chi si paganta mellus. (Cagliari)

Entgegen der Angabe bei Blasco Ferrer liegen alle diese Orte im campidanesischen Sprachgebiet.³² Nuoro und Ploaghe (Option 2)³³ zeigen ebenfalls der Konditional nur in der Protasis, während in der Apodosis der Indikativ Plusquamperfekt (der eigentlich für die unerfüllbare Bedingung verwendet werden sollte) gesetzt wird (vgl. (19))³⁴. Die Lösung mit Imperfekt in beiden Teilen wird nur in Milis gewählt, wie (20) zeigt.³⁵

- (19) a. Diamus trabballare de prus, si fimus istaos pagaos menzus. (Nuoro)
 b. Si nos aian pagadu mezus, dimis trabbagliare de pius. (Ploaghe)

- (20) Tribballajaus³⁶ de prus se fuau pagaos mezus. (Milis)

Schließlich wird der Satz in Macomer und Ploaghe (Option 1) wie eine unerfüllbare Bedingung der Vergangenheit übersetzt,³⁷ wobei der Sprecher aus Ploaghe eine unten noch zu behandelnde Konstruktion mit AER APPIDU + Part. wählt:

- (21) a. Si nos aian pagadu menzus, aimis tribbagliadu de pius. (Macomer)
 b. Si fimus istados pagados mezus, aimis àppidu trabbagliadu de pius. (Ploaghe)

Die Sprecher in Fonni, Bonarcado und Perdasdefogu benutzen hier die reale Bedingung, mit Präsens und/oder Futur:³⁸

- (22) a. Amus a trabballare 'e prus, si siemus pagaos mengius. (Fonni)
 b. Eus a tribbaglare de prus, si s'an a pagare menzus. (Bonarcado)
 c. Trabbalgiaus prus chi si pàganta prus. (Perdasdefogu)

Wahrscheinlich liegt diese große Heterogenität zum Teil am Interpretationsspielraum dieses Satzes, d.h. an den verschiedenen Graden der Wahrscheinlichkeit der Erfüllung von Bedingung bzw. Konsequenz, die hier denkbar sind. Auffälligerweise ist der Konjunktiv Imperfekt bzw. Plusquamperfekt in diesem Satz an keinem Ort belegt.³⁹

Im Gegensatz hierzu sind die Ergebnisse für die unerfüllbare Bedingung der Vergangenheit weitaus einheitlicher, wobei für Satz 2 aus dem syntaktischen Teil nur drei Typen erkennbar sind:

- (23) a. Si l'aia ischidu, fui 'ènnidu.⁴⁰ (Macomer)
 b. Si dd'iu (?) ischìpiu non che fu bènniu. (Bonarcado)
 c. Si dd'iu schìpiu, fui bènniu. (Milis)
 d. Ci dd'ia scippiu, fui 'ènniu. (Arzana)
 e. Ci dd'ia iscìppiu, fui 'enniu (Laconi)
 f. Chi dd'ia scippiu, fui 'ènniu. (Perdasdefogu)
 g. Chi dd'emu scipiù, femmu benniu. (Cagliari)
 h. Si ddu emmu scippiru, fui beniu. (Sant'Antioco)

- (24) a. Si l'aia àppidu ischidu, fia 'ènnidu. (Ploaghe)

a.' Si fimus istados pagados mezus, àmis àppidu trabbagliadu de pius.

b. Si l'ai'ischiu, fip'istau benniu. (Nuoro)

c. Si l'aio iscìpiu, ub' istau vènniu. (Fonni)

- (25) Chi dd'essi scippiu, fia (femu) benniu. (Villacidro)

Der am weitesten verbreitete Typ ist hier die in den Grammatiken genannte Option des Indikativ Plusquamperfekt in beiden Teilen (vgl. (23)).⁴¹ Offenbar eher Nuoresisch (d.h. Nuoro und Fonni), aber mit einem Ausläufer nach Ploaghe,⁴² ist die von Jones (1993: 83) als „double perfective construction“ bezeichnete Konstruktion in (24), eine Art „plus-que-parfait surcompose“, die nach Jones typischerweise in der Protasis vorkommt, von einigen Sprechern aber auch in der Apodosis akzeptiert wird. Letzteres wird von den VIVALDI-Sprechern in Nuoro und Fonni gewählt, während der Sprecher aus Ploaghe die nach Jones unmarkierte Option (mit dem *surcomposé* im Hauptsatz) liefert; allerdings zeigt Satz 11 des syntaktischen Teils (vgl. oben, (19b), hier wiederholt als (24a')) genau dasselbe Muster wie in den anderen beiden Orten. Schließlich verwendet der Sprecher aus Villacidro (vgl. (25)) in der Protasis einen Konjunktiv Plusquamperfekt, mit dem Indikativ Plusquamperfekt in der Apodosis. Dasselbe kann für Bitti (ASIt) beobachtet werden, wobei beide unabhängig voneinander befragten Sprecher ebenfalls in der Protasis den Konjunktiv Imperfekt verwenden. Insgesamt scheint aber diese Option eher selten zu sein. Auffälligerweise wird der Konditional II von den VIVALDI-Sprechern nicht verwendet.⁴³

GvS [14] bietet schließlich noch einen gemischten Typ von Bedingungssatz mit einer unerfüllbaren Bedingung der Vergangenheit in der Protasis und der in der Gegenwart nicht eingetroffenen Konsequenz: *S'io fossi restato a casa, quanto meglio starei*. Auch hier wird der Konditional II nicht verwendet. In der Apodosis mit Gegenwartsbezug erscheint der Konditional I (vgl. (26)), begrenzt auf das campidanesische Gebiet südlich von Laconi (einschließlich; mit Ausnahme von Perdasdefogu: dort Imperfekt, vgl. (27)). Dies ist konform mit den oben unter (18) dargestellten Daten, die im Campidanesischen der Konditional I in der Apodosis zeigen.

- (26) a. Ci deo fu istàppiu in domo, cantu mengius ia istai. (Laconi)
 b. Chi fia abbarrau in domu, cant' ia istai mellus. (Villacidro)
 c. Si fui abbarrau in domu, cantu emu a istai mellus. (Sant'Antioco)
 d. Si deo femu aturau in domu, cantu mellus emu a èssiri. (Cagliari)

- (27) Chi fu abbarrau in domu, ch'istaia melius. (Perdasdefogu)

Auffälligerweise wird in Arzana und Milis und oberhalb dieser beiden Orte einheitlich in beiden Teilen der Indikativ Plusquamperfekt verwendet:

- (28) a. Si mi fia imbarradu in domo, fia istadu mezus. (Ploaghe)
 b. Si fu adduradu in domo, fu istadu menzus. (Macomer)
 c. Si fipp'abbarrau in domo, àtteru che goi fipp'istau. (Nuoro)

- d. Si minche fu abbarau in domo, mi fuit cumbèniu. (Bonarcado)
- e. Si deo 'ubi istau abbarau in domo, comente 'ubiistau mengius. (Fonni)
- f. Si fu abbarau in domu, fu istau mezus. (Milis)
- g. Ci fu abbarau in domu, cantu mellus fu istau. (Arzana)

Hierbei sieht es so aus, als würde das Plusquamperfekt in der Protasis dasselbe Tempus in der Apodosis auslösen, obwohl (zumindest für Ploaghe und Nuoro, wie (19) zeigt) der Konditional in der Apodosis durchaus auch im Norden verwendet wird. Allerdings handelt es sich ja hier trotz des Gegenwartsbezugs um eine unerfüllbare Bedingung, was möglicherweise die Auswahl begründet. Auf jeden Fall legen die VIVALDI-Daten den Gedanken nahe, dass es sich hierbei um eine logudoresische Konstellation handelt, die recht weit nach Süden in die *zona grigia* hineinreicht.

3.3 Zur Verwendung einiger Vergangenheitstempora

In diesem Abschnitt geht es hauptsächlich um die abgeschlossene Vergangenheit ohne Gegenwartsbezug, die i.d.R. auf Sardinien mit dem zusammengesetzten Perfekt ausgedrückt wird und somit, ähnlich wie in Norditalien und im gesprochenen Französisch, mit der (abgeschlossenen) Vergangenheit *mit* Gegenwartsbezug zusammenfällt. Nur in Ploaghe wird die abgeschlossene Vergangenheit ohne Gegenwartsbezug noch mit dem „historischen Perfekt“ (vgl. 3.1) ausgedrückt, dessen Formen an allen anderen VIVALDI-Punkten verschwunden sind. So wird der Satz *Si – rispose il contadino – ma [...] aus GvS [10]* in Ploaghe wie in (29a), aber anderswo mehrheitlich nach dem Muster in (29b) wiedergegeben:

- (29) a. „Emmo“, repondeit su massaju.
 b. „EJA“/„EMMO“/„SI“ (LI/DDI) AT RISPOSTU SU MASSAJU.

Die Option (29b) ist in Macomer, Fonni, Laconi, Perdasdefogu zu beobachten.⁴⁴ Hingegen wird auffälligerweise von den Informanten aus Nuoro, Bonarcado und Villacidro das Plusquamperfekt, *AIAT*⁴⁵ *RISPOSTU*, verwendet. In Nuoro ist dies auch bei anderen Verben regelmäßig zu beobachten (z.B. *aiat contau* [1], *aiat fattu* [4], *s'aiat colau sas dies* [6], *fít abbarau* [7] – aber ibidem: *sinch'at gastau* –, *aiat pessau* [16]; vgl. hierzu die Transkription des Gleichnisses im Anhang III). An den anderen genannten Orten taucht das Plusquamperfekt in dieser Funktion des öfteren auf; Bonarcado: *aiat fattu* [4], *aiat biviu* [6], *fuit abbarau und ch'aiat bogau* [7], *aiat pensau* [16]. Villacidro: *iat contau* [1], *iat biviu* [6], *iat spèndiu, fiat abbarau* [7], *iat pensau* [16]. Auch der Sprecher aus Cagliari benutzt gelegentlich das Plusquamperfekt, vgl. *iat contau* [1], *iat spèndiu* [7], meistens aber das historische Präsens. Die genannte Verwendungsweise des Plusquamperfekts wurde für die Varietät der Stadt Nuoro in Mensching (2004: 69) angemerkt:

Neben seiner eigentlichen Funktion, die Vorzeitigkeit zu Perfekt und Imperfekt auszudrücken, kann das nuoresische Plusquamperfekt auch als historisches Perfekt (wie das ital. „passato remoto“ oder das frz. „passé simple“) verwendet werden.

Die VIVALDI-Daten erlauben nun einerseits, dies für drei andere Orte zu bestätigen, und lassen andererseits, da die Sätze mit den betreffenden Verbformen in einen narrativen Text eingebettet sind, genauere Aufschlüsse über die Systematik dieser Verwendung zu. Als Beispiel hierfür sei nur genannt, dass man direkt anhand von GvS [1] zeigen kann, dass das Plusquamperfekt nicht unsystematisch mit dem Perfekt konkurriert:

- (30) a. Jaju, chi eris *at fattu* ottant'annos, a mime e a sa carrale *aiat* (Nuoro)
contau cust'istòria.
- b. Un'annu fait, jaju miu, chi (?) eri seru (?) *at cumpriu* (Villacidro)
ottant'annus, iat contau a mei e a sorri mia custu contu.
- c. Un'annu fai, nonnu miu, chi ari seru *at cumpriu* ott'ant'annus, (Cagliari)
iat contau a mei e a sorri mia custa storia.

Die unmittelbar zurückliegende Vergangenheit bzw. Vergangenheit mit Gegenwartsbezug in dem Relativsatz (vgl. das Adverb ‚gestern‘) wird hier durch das zusammengesetzte Perfekt ausgedrückt, während die entferntere Vergangenheit im Matrixsatz („vor einem Jahr“) durch das Plusquamperfekt realisiert wird. Dies entspricht in Ploaghe genau dem Kontrast zwischen analytischem und synthetischem Perfekt:

- (31) Un'annu commo, gaiu meu, chi deris *at lòmpidu* ottant'annos, mi (Ploaghe)
conteit a mie e a sorre mia custu contadu.

Hierbei handelt es sich um eine Funktionsverschiebung, in der offenbar das Plusquamperfekt die durch den Wegfall des lateinischen Perfekts freigewordene Funktion übernommen hat. Es lässt sich zumindest anhand der VIVALDI-Daten keine diatopisch bestimmte Verteilung ausmachen, sondern das Phänomen scheint punktuell sowohl im Norden als auch im Süden aufzutreten. Es wäre zukünftig zu untersuchen, ob die in 3.2 beobachtete Herausbildung von *surcompose*-Formen sowie das Setzen des Plusquamperfekts anstelle des Imperfekts in Bedingungssätzen hiermit zusammenhängt.

4 Anmerkungen zur linken Satzperipherie

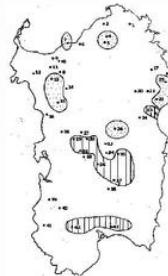
4.1 Komplementierer

Die linke Satzperipherie bildet spätestens seit der Arbeit von Rizzi (1997) ein umfangreiches Arbeitsgebiet innerhalb der Syntaxforschung, insbesondere auch der romanischen Sprachen. Zum Sardischen vgl. hierzu Mensching/Remberger (2010a, b), Cruschina/Remberger (2009) u.a. (insbes. Fokus- und Fragekonstruktionen) sowie Damonte (2006) zu den Komplementierern im Sardischen, auf die hier zunächst eingegangen sei (zu Fokus- und Fragekonstruktionen siehe dann 4.2).

Bereits Wagner (1951, siehe 1997: 326–328) berichtet über die Existenz zweier nebensatzeinleitender Konjunktionen *ca* und *chi*, einer Parallelle zu ähnlichen Systemen in Südalien,⁴⁶ wobei Wagners Darstellung hauptsächlich darauf abzielt, zu zeigen, dass *ca* die aus der Vulgata bekannte Verwendung von *QUIA* zur Einleitung der indirekten sowie auch z.T. der direkten Rede fortsetzt. Bezüglich der heutigen Distribution dieses Systems sowie auch der genauen Unterscheidung zwischen der Verwendung von *ca* und *chi* entnimmt man dieser kurzen Darstellung praktisch nichts. Es entsteht vielmehr der Eindruck, als würde *ca* immer stärker durch *chi* ersetzt bzw. mit diesem verwechselt, was insbesondere für die *dialetti campidanesi rustici* behauptet wird, die zudem auch noch *ca* als Relativpronomen verwenden. Interessanterweise bietet Wagner ein Beispiel für *ca* aus einer *novellina bittese*, während heute nach den ASIt-Umfragen zumindest in der Stadt Bitti selbst nur *chi* verwendet wird (vgl. Damonte 2006). In der Tat lautet der Komplementierer heute im Logudoresischen fast überall nur *chi*, während im Campidanesischen eine Opposition von *ca* und *chi* verbreitet ist. Der südlichste bisher in der Forschung berücksichtigte (zentral-)logudoresische Ort, an dem diese Opposition belegt ist, ist Dorgali. Die diesbezüglich in Manzini/Savoia enthaltenen Daten konnten im Rahmen meiner eigenen ASIt-Umfrage bestätigt und erweitert werden. Relikthaft ist *ca* in Lula (Jones 1993) und Orgosolo (ASIt) belegt.

Nach Blasco Ferrer (1986: 195f.) wird *ca* im Campidanesischen

Karte 4:
Komplementierer
ca und **chi** im
Sardischen



nach *verba dicendi, sentiendi e putandi* und *chi* nach *verba timendi* und volitiven Verben gesetzt. Während dies für Baunei (ASit) nur tendenziell bestätigt werden kann (hier wird zumindest z.T. die bereits von Wagner konstatierte Tendenz zur Verwechslung belegt, vgl. Damonte 2006) ist das System bei den von mir befragten Sprechern aus Dorgali völlig stabil und zeigt eine eindeutige Korrespondenz von *ca* und Indikativ sowie *chi* und Konjunktiv. **Karte 4** zeigt die von Kampmann (2010: 54) nach den Daten von Manzini/Savoia (2005: 1, 452–469) angefertigte Karte, in der die schraffierten Gebiete den Orten entsprechen, an denen dieses System bekannt ist, während für die gepunkteten Gebiete die ausschließliche Verwendung von *chi* belegt ist:

Dass Laconi (Punkt 36) zu dem *ca/chi*-Gebiet gehört, kann aufgrund des Satzes *Non sapevo che è morto* aus dem phonetischen Teil in VIVALDI (vgl. (32)) im Kontrast zu den Sätzen 9 und 10 des syntaktischen Teils (*Vuoi che io me ne vada? / È impossibile che io abbia detto questo*) (vgl. (33)) bestätigt werden. Mit Fonni ist in demselben Satzpaar in VIVALDI ein Ort direkt oberhalb der in der Einführung genannten Isoglosse für den bestimmten Artikel belegt, der noch im zentrallogudoresischen Sprachgebiet gelegen ist und der diese Unterscheidung ebenfalls hat. Darüber hinaus kann *ca* vs. *chi* auch für Arzana belegt werden:

- (32) a. No issio ?a 'udi mortu. (Fonni)
 - b. No iscia *ca* fut mortu. (Laconi)
 - c. Non dd'iscia *ca* est mortu. (Arzana)
- (33) a. Boles ?i deo mi che ande? (Fonni)
 - a.' No est possibile ?i deo appa nau ?ustu.
 - b. Boles *ci* deo mi nd'andi? (Laconi)
 - b.' No est possibili *ci* deo eppi nau custu.
 - c. 'Oles *ci* mi nd'andi? (Arzana)
 - c.' Est impossibili *ci* appa nau custu.

Wie man sieht, korreliert hier *ca* mit dem Indikativ und *chi* mit dem Konjunktiv. In Fonni und Laconi steht *chi* folgerichtig auch nach BASTAT (‘es reicht’) (GvS [11]):

- (34) a. Bastat ?i deo non morgia. (Fonni)
- b. Bastat *ci* deo non mroxa. (Laconi)
- c. Bastat *chi* non morgiu. (?) (Arzana)

Hingegen fällt in (34c) – wenn ich die Endung richtig höre – auf, dass der Sprecher aus Arzana zwar die Konjunktion *chi* verwendet, allerdings zusammen mit dem Indikativ. Darauf, dass das System zumindest für diesen Sprecher aus Arzana⁴⁷ nicht stringent verwendet wird, deutet auch GvS [21] hin, in welchem *ca* nach ‘wollen’ und mit Konjunktiv verwendet wird, im Kontrast zu den anderen beiden Orten:⁴⁸

- (35) a. poite 'ollu *ca* tottus facant festa (Arzana)

- b. poite ?*a*⁴⁹ vogio ?*i* totus ?*a*?an 'esta (Fonni)
- c. poita 'oxo *ci* tottus fatzaus festa (Laconi)

Neben den genannten Orten ist *ca* in VIVALDI auch in Perdasdefogu belegt. Der Informant verwendet nach ‚wollen‘ einmal *ca*, und zwar mit dem Indikativ⁵⁰ und ein anderes Mal *chi* mit dem Konjunktiv. Nach *non podit essi* erscheint hier interessanterweise überhaupt kein Komplementierer:

- (36) a. 'Olis *ca* mi nd'andu? (Perdasdefogu)
- b. poita 'olgiu *chi* facant festa tottus
 - c. Non podit essi appa nau custu.

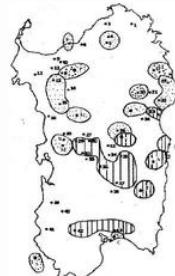
An allen anderen Orten lautet der Komplementer *chi*.⁵¹ **Karte 4** kann demnach mit Hilfe der VIVALDI- und ASIt-Punkte wie in **Karte 5** dargestellt modifiziert werden.

Vorbehaltlich von Datenerhebungen an anderen Orten sieht es nun so aus, dass im zentrallogudoresischen Sprachgebiet eine Linie, die Fonni und Dorgali verbindet, die Isoglosse bildet, wobei westlich dieser Isoglosse Bitti und Nuoro schon zum *chi*-Gebiet gehören.

In einem Teil der Orte, die die *ca/chi*-Unterscheidung kennen, darunter auch Laconi, wird nach Manzini/Savoia (1, 452–469) *ca* auch als Komplementierer in Relativsätzen verwendet,⁵² allerdings nur in appositiver Funktion, während in restriktiven Relativsätzen der ansonsten generalisierte Komplementierer *chi* eintritt (vgl. auch Kampmann 2010: 56). Dies kann für Laconi auch in VIVALDI bestätigt werden, vgl. die Beispiele in (37) im Kontrast zu (38) (aus GvS [1], [4] und [14]):

- (37) a. ajaju meu, *ca* arisero at fattu ottant'annos (Laconi)
- b. su becciu, *ca* ddi boliat bene meda
- (38) a. at fattu su *ci* cuddu dd'at pediu (Laconi)
- b. unu procu grassu *ci* pappada su randi

Karte 5:
Komplementierer
ca/chi:
Modifikation von
Karte 4



In Perdasdefogu ist der Vokal des Komplementierers in den hier relevanten Relativsätzen elidiert, so dass nicht entschieden werden kann, ob *chi* oder *ca* zugrunde liegt. Ähnlich verhält es sich meistens in Arzana, wo allerdings in einem Fall deutlich *ca* zu hören ist:

- (39) su giovanottu, *ca* fut apodrando-si cun tuttu duas manus a sa sinistra de su babbu (Arzana)

Eindeutig ist in GvS [1] eine *ca/chi*-Unterscheidung noch in Sant'Antioco zu hören:

- (40) Su beciu *ca* ddu stimabat mera, forcis 'incias (?) troppu, a is filixeddus ari fattu su *chi* su fillu ari domandau a issu [...]

Da Sant'Antioco jedenfalls nach unseren Ergebnissen nicht zum *ca/chi*-Gebiet in Bezug auf Komplementsätze gehört (vgl. **Karte 5**), scheint es also zumindest einen Ort zu geben,

an dem die *ca/chi*-Unterscheidung in Relativsätze, jedoch nicht in Komplementsätzen zu finden ist. Umgekehrt kennt Dorgali nach Manzini/Savoia (2005) sowie den ASIt-Daten eine Unterscheidung zwischen *ca* vs. *chi* in Komplementsätzen, aber nicht in Relativsätze. Auch in den anderen zentrallogudoresischen Orten, in denen zumindest Reste des *ca/chi*-Systems für Komplementsätze belegt sind (Lula, Orgosolo), wird *ca* offenbar nicht als Relativpronomen verwendet, so dass dieses Phänomen nicht über das campidanische Sprachgebiet hinausreicht. So ist auch in Fonni in VIVALDI in allen Fällen, in denen der Sprecher appositive Relativsätze verwendet, eindeutig *chi* zu hören.

Schließlich wird *chi* bekannterweise im Campidanischen anstelle von *si* als Konjunktion in Konditionalsätzen vorgezogen (vgl. z.B. Jones 1993: 249, 305). In Manzini/Savoia (2005: 1, 452–469) entsteht der Eindruck, dass dies an fast allen Orten der Fall ist, die auch *ca* als Relativpronomen kennen. Auch hier ist also eine nördliche zentrale Zone (Allai, Laconi, Orroli, Punkte 31, 36 u. 38 in den Karten 4 u. 5) zu erkennen, die in der *zona grigia* und leicht südlich davon situiert ist, sowie eine ebenfalls zentral gelegene südcampidanische Zone (Siliqua und Settimo, Punkte 42 u. 43). Dieses Phänomen ist allerdings auch in dem ASIt-Fragebogen aus Baunei deutlich zu erkennen (vgl. Damonte 2006: 84–86), was zeigt, dass es sich innerhalb der *zona grigia* bis zur Ostküste erstreckt. Dies kann durch den VIVALDI-Punkt Arzana nochmals bestätigt werden, der eindeutig *chi* hat. Die VIVALDI-Daten (vgl. Abschn. 3.2) zeigen weiterhin, dass Bonarcado und Milis im Westen der *zona grigia* nicht mehr zu diesem Gebiet gehören, also hier die Konjunktion *si* verwenden. Für Laconi bestätigt auch VIVALDI die Zugehörigkeit zu diesem Gebiet. Der südlichste Punkt dieser nördlichen Zone ist bei Manzini/Savoia (2005) Orroli; VIVALDI zeigt, dass sich das Phänomen auf ungefähr gleicher Höhe noch bis nach Perdasdefogu erstreckt. Auch die südliche Zone erweist sich aufgrund der VIVALDI-Daten als weitaus größer als bei Manzini/Savoia (2005) erkennbar, denn auch Villacidro, nordwestlich von Siliqua und Cagliari ganz im Süden haben *chi*. Villacidro und Cagliari nehmen in den VIVALDI-Daten allerdings eine Sonderstellung ein, da von den drei untersuchten Sätzen jeweils in einem Falle *si* verwendet wird. Die Gründe dafür können hier nicht untersucht werden. Im Folgenden seien die bereits in 3.2 bei der Darstellung der Bedingungssätze verwerteten Daten der genannten Orte noch einmal zusammengestellt:

- (41) a. *Ci dd'ia scippiu, fui 'ènniu.* (Arzana)
- b. *Iaus a trabballare 'e prus, ci fustis pagaus mellus.*
- c. *Ci fu abbarrau in domu, cantu mellus fu istau.*

- (42) a. *Ci dd'ia iscìppiu, fui 'enniu.* (Laconi)
- b. *Noso iaus a trebballai 'e prus, ci fustis pagaus prus bene.*
- c. *Ci deo fu istàppiu in domo, cantu mengius ia istai.*

- (43) a. *Chi dd'ia scippiu, fui 'ènniu.* (Perdasdefogu)
- b. *Trabbalgiaus prus chi si pàganta prus.*
- c. *Chi fu abbarrau in domo, ch'istaia melius.*

- (44) a. *Chi dd'emmu scipiù, femmu benniu.* (Cagliari)
- b. *Emus a trabballai de prus, chi si pagànta mellus.*
- c. *Si deo femu aturau in domo, cantu mellus emu a essiri.*

- (45) a. *Chi dd'essi scippiu fia (femu) benniu.* (Villacidro)
 b. *Iaus a trabballai de prus, si fiaus pagaus mellus.*
 c. *Chi fia abbarrau in domo, cant' ia istai mellus.*

4.2 Fokus- und Fragekonstruktionen

Neben den Komplementierern ist die linke Peripherie im Sardischen noch aufgrund der Präsenz einer linksperipheren generalisierten Fokusposition interessant (vgl. Mensching/Remberger 2010a, b), die sich maßgeblich von der im Italienischen auf Kontrastfokus beschränkten Struktur (vgl. Rizzi 1997) unterscheidet. Diese Struktur kommt in den informationsstrukturell nicht bestimmbaren isolierten Aussagesätzen im syntaktischen Teil nicht vor und ist auch im *Gleichnis vom verlorenen Sohn* selten, vermutlich weil die Sprecher sich allzusehr an der Wortfolge der italienischen Vorlage orientieren. Gleich mehrere Beispiele bietet allerdings der Sprecher aus Bonarcado in GvS [20]:

- (46) a. [_{FOC} Troppu malu] seu stèttiu. (Bonarcado)
 b. [_{FOC} Troppu mannos] sun sos peccados meos
 c. [_{FOC} Unu tzeracu] app'a esser.

Besonders häufig kommt diese Struktur, wie in Mensching/Remberger (2010b) angemerkt, in Entscheidungsfragen vor, was auch im Gleichnis in der Übersetzung von *Sei contento?* (GvS [12]), mit der besonders charakteristischen Bewegung des Partizips in die Fokusposition, zumindest in vier Orten bestätigt werden kann:

- (47) a. CUNTENTU SES? (Ploaghe, Nuoro, Perdasdefogu)
 b. Allergu ses? (Bonarcado)

Die Sprecher fast aller anderen Orte⁵³ verwenden die italienische Wortfolge, die im Sardischen ebenfalls grammatisch ist (SES CUNTENTU?). Die Informantin aus Macomer benutzt in diesem Satz sowie in Satz 9 des syntaktischen Teils⁵⁴ die bekannte satzinitiale Fragepartikel *a* (Mensching/Remberger 2010a, b):

- (48) a. A ses cuntentu? (Macomer)
 b. A cheres chi mi ch'ande?

Dieselbe Struktur ist für Macomer sowie auch für Ploaghe in GvS [9] belegt:

- (49) a. A tenides bisonzu de unu teracu? (Macomer)
 b. A nd'azis bisonzu de unu teracu? (Ploaghe)

Während die Interrogativsatzstruktur mit Fokusbewegung nicht auf eines der beiden größeren Varietätengebiete beschränkt ist, ist von der Fragepartikel *a* bekannt, dass sie im Campidanesischen nicht vorkommt, so dass sie im Süden auch nicht zu erwarten ist.

In Nuoro und Perdasdefogu ist in VIVALDI eine weitere Möglichkeit der Bildung von Entscheidungsfragen belegt, nämlich die Verwendung von *itte* (eigentlich das

Interrogativpronomen ‚was‘) als Fragepartikel:

- (50) a. *Itte azes bisonzu de unu teraccu?* (Nuoro)
b. E *itte tenies bisongiu de unu seracu?* (Perdasdefogu)

Im Gegensatz zu a ist also *itte* als Fragepartikel auch im Campidanesischen vorhanden. Schließlich verwendet der Sprecher aus Bonarcado noch eine verneinte Spaltsatzfrage:

- (51) *No est chi s'at bisonzu de unu tzeracu?* (Bonarcado)

Alle anderen Orte zeigen auch hier die Wortstellung des Aussagesatzes (Intonationsfrage):

- (52) *TENIES BISONGIU⁵⁶ DE UNU TZERACU/SERBIDORE?* (Fonni, Milis, Arzana, Laconi, Villacidro, Cagliari)

Insgesamt sind alle bisher für das Sardische bekannten Konstruktionen für Entscheidungsfragen in VIVALDI belegt. Über die Diatopik kann hier nicht besonders viel ausgesagt werden, allenfalls lässt sich feststellen, dass tendenziell die Intonationsfrage im Campidanesischen häufiger ist.

5 Zusammenfassung und Ausblick

Die vorausgehenden Ausführungen zu einzelnen Phänomenbereichen der sardischen Syntax zeigen, dass die im *Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia* bisher explorierten Orte auf Sardinien, die das Sardische im engeren Sinne repräsentieren, sowie auch die online verfügbaren Daten selbst wichtige Beiträge zur Erforschung der sardischen Syntax liefern können. Die relativ kleine Anzahl von Stimuli im syntaktischen Teil kann durch einzelne phrasen- bzw. satzhafte Daten des phonetischen Teils, vor allem aber durch die vielfältigen syntaktischen Strukturen im *Gleichnis vom verlorenen Sohn* ergänzt werden. Es ist übrigens der VIVALDI-Menüoption „Einzelauswahl von Orten und Stimuli“ zu verdanken, dass diese in verschiedenen Teilen vorhandenen Phänomene für den vorliegenden Artikel zu einem virtuellen syntaktischen Sprachatlas Sardiniens zusammengestellt werden konnten. Das Gleichnis ist deshalb von großem Wert, weil es die Sätze im Zusammenhang präsentiert und daher eine viel differenziertere Analyse und insbesondere auch Untersuchungen zur Informationsstruktur erlaubt.

Was die Orte anbelangt, so kann festgehalten werden, dass mindestens zehn von diesen bisher nicht in maßgeblichen Studien zur Syntax berücksichtigt wurden und daher hier zum größten Teil erstmals untersucht werden konnten. Die Orte sind zudem so verteilt, dass sie die wichtigsten Untervarietäten des Sardischen abdecken. Hierbei ist es von großem Vorteil, dass gleich mehrere Orte sich in der sogenannten *zona grigia* befinden, in der auch verschiedene wichtige, zukünftig noch zu entdeckende oder zu präzisierende syntaktische Isoglossen verlaufen. Als besonders interessant können hier die Orte Bonarcado und Milis gelten. Bonarcado verhält sich lautlich, aber auch bei den meisten hier nebenbei erwähnten morphologischen Phänomenen, so z.B. bezüglich des bestimmten Artikels im Plural (vgl. 1), des Possessivpronomens der 2. Person Plural (vgl. 2) und des Konditionals (vgl. 3.1) noch wie das Logudoresische, zeigt aber in anderen Bereichen, z.B. beim Konjunktiv Imperfekt oder den klitischen Pronomina der 3. Person⁵⁷ schon campidanesische Formen. Syntaktisch zeigt Milis, das auch im lautlichen und morphologischen Bereich stark zum Campidanesischen gehört, bereits bei der Konstruktion PP + Personalpronomen (anstelle des Possessivums in der 2. Person Plural) im Gegensatz zu Bonarcado bereits klar die Zugehörigkeit zum Campidanesischen. Bezüglich der Existenz zweier Komplementierer *ca* und *chi*, eines heute hauptsächlich campidanesischen Phänomens, ist in **Karte 5** zu erkennen, dass die relevante Isoglosse

zwischen diesen beiden Orten und dem von Manzini/Savoia (2005) identifizierten zentralen *ca/chi*-Gebiet liegt. Für den Osten kann VIVALDI eine genauere Vorstellung davon liefern, wie sich das *ca/chi*-Gebiet nach Norden (in das zentrallogudoresische Sprachgebiet) sowie nach Süden erstreckt.

Nicht für alle hier behandelten syntaktischen Phänomene lässt sich eine areale Verteilung ausmachen. Dies liegt erstens daran, dass sich das Sardische bezüglich vieler Phänomene relativ gleichförmig verhält, wie bereits Jones (1993) festgestellt hat. Zweitens liegt es in der Natur der Syntax, dass an ein und demselben Ort mehrere (z.B. informationsstrukturell bestimmte) Optionen existieren, von denen ein Sprachatlas in aller Regel nur eine repräsentiert. Dieses Manko wird in VIVALDI zum Teil dadurch ausgeglichen, dass im *Gleichen vom verlorenen Sohn* an verschiedenen Stellen im Text oft mehrere solcher Optionen gewählt werden. Drittens kann es Konstruktionen geben (ein Beispiel liefert wahrscheinlich das Plusquamperfekt in der Funktion des *passato remoto*, vgl. 3.3), die sich punktuell an mehreren, nicht diatopisch zusammenhängenden Orten herausgebildet haben.

Es bleibt zu wünschen, dass VIVALDI zukünftig einen festen Platz in syntaktischen Studien einnimmt und hierbei auftretende offene Fragen – einige wurden in diesem Beitrag bereits formuliert – durch die Hinzufügung weiterer Orte auf Sardinien lösen kann.

Anmerkungen

¹ Die Darstellung ist nicht exhaustiv, was auch bedeutet, dass hier allein aus Platzgründen keine vollständige Behandlung des Forschungsstandes zu jedem einzelnen behandelten Phänomen erfolgen kann. Es fehlen somit ggf. Verweise auf weitere Grammatiken und syntaktische Einzelanalysen. Auch müssten zukünftig noch syntaktisch verwertbare Karten aus den traditionellen Sprachatlanten wie dem AIS und dem ALI berücksichtigt werden.

² Dieses Manko konnte von Gabriel Kampmann durch die Hilfsbereitschaft von Leonardo Savoia, der einige Zusatzinformationen aus seinen Notizen liefern konnte, durch die Eingliederung der bisher vorliegenden ASIt-Fragebögen sowie durch punktuelle Sprecherbefragungen über das Internet nur teilweise ausgeglichen werden.

³ Die in Klammern angegebenen Zahlen beziehen sich auf Karte 2. M&S = Manzini/Savoia (2005); K = von Kampmann (2010) zusätzlich für einige Phänomene berücksichtiger Ort.

⁴ Hier lauten die Artikelformen /us/ und /as/, sind also Allomorphe von *sos* und *sas*; vgl. Wagner (1938/39: 127, Fußn. 1), wo diese auch in Urzulei belegten Formen als Kompromissformen zwischen Log. und Camp. gedeutet werden.

⁵ Der westliche Teil dieses Gebiets (hier die genannten Orte Santu Lussurgiu, Ardauli, Bonarcado, Milis, Paulàtino, Allai, Sorgono) werden als der „Mischvarietät“ Arborensen zugehörig betrachtet (vgl. Virdis 1988: 905).

⁶ Die Abschnittsnummern des Gleichenisses werden in eckigen Klammern angegeben.

⁷ Die LSC sieht als Alternative zu der standardisierten Form auch die orthographische Darstellung lokaler Varietäten vor. Bei einigen (satz-)phonetischen Eigenschaften, z.B. dem *glottal stop* in Fonni (wiedergegeben als „?“) oder bei wortinitialen oder finalen Elidierungen (durch Apostroph gekennzeichnet), wird von den Konventionen der LSC abgewichen. Hingegen werden die paragogischen Vokale der LSC folgend i.d.R. nicht dargestellt.

⁸ Die LSC erlaubt sowohl *meu* als auch *miu*. Letzteres umfasst im Maskulinum in den

VIVALDI-Daten das Campidanische, wobei innerhalb der *zona grigia* Milis im Westen und Arzana im Osten die nördlichsten Orte sind. In der Mitte zeigt sich aber noch in Laconi die Form *meu*. In Ploaghe, Macomer, Bonarcado und in Laconi lautet das Possessivum der 1. Person Singular im Femininum *mia*.

⁹ In Perdasdefogu wird ein anderes Lexem (*calleddu*) verwendet; der bestimmte Artikel fehlt hier. Offenbar wird *calleddu* wie ein Eigenname behandelt (vgl. den Satz *Il cane è bello* im phon. Teil), so dass dieses Nomen nie einen Artikel trägt. Vgl. auch die entsprechenden Belege bei Puddu, DitzLCS, s.v. *callédu*. Diese Struktur entspricht somit wahrscheinlich eher zufällig der von Jones (1993: 59) für Lula beschriebenen Möglichkeit, *bare nouns* mit Possessivum als Prädikatsnomen zu verwenden (*Custu est lettu meu, Custu est libru tuo*).

¹⁰ Das Possessivum der 1. Person Plural erscheint im Campidanischen an den meisten Orten ohne /r/ (in LSC nicht als Alternative vorgesehen).

¹¹ Alternativ könnte angenommen werden, dass das erste Possessivpronomen phonetisch leer ist. Die genaue Struktur müsste zukünftig (z.B. im Rahmen einer modernen DP-Analyse) bestimmt werden.

¹² Geosynonyme für ‚Großvater‘: *nonnu* (Fonni, Macomer, Cagliari), *babbai* (Bonarcado), *maneddu* (Arzana), *nonnai* (Milis), *nannau* (Perdasdefogu).

¹³ In diesen drei Orten wird *babbai* auch als Vokativ für den eigenen Vater benutzt (vgl. GvS [3]). Wie die Übersetzung von *da suo padre* in demselben Abschnitt zeigt, heißt das Lexem ansonsten hier ebenfalls *babbu*, das in den meisten anderen Orten (Nuoro, Milis, Laconi, Sant'Antioco, Cagliari) auch als Vokativ verwendet wird. Ploaghe, Macomer, Bonarcado und Arzana setzen hier den „typisch sardischen“ Vokativ mit Trunkierung nach der betonten Silbe, (OH) BA’.

¹⁴ Ausnahmen sind Milis (*babbu*), Perdasdefogu (*babbai*) und Arzana (*ba'*). Die Vokativform BA’ kann offenbar nicht von einem Possessivum gefolgt werden, vgl. BABBU MEU in Ploaghe, Macomer und Bonarcado, anstelle von *BA’ MEU.

¹⁵ Dies wird von Secci (2007: 45) für Baunei bestätigt.

¹⁶ Die anderen Orte haben A/IN SU CAMPUS MEU/MIU (z.T. mit anderen Lexemen für *campu*), mit Ausnahme von Macomer, Milis, Perdasdefogu und Villacidro, die das Possessivadjektiv in der Übersetzung weglassen.

¹⁷ Der Sprecher scheint zunächst *fizu bostu* sagen zu wollen, korrigiert sich dann aber sofort.

¹⁸ Der Sprecher aus Cagliari verwendet zur Anrede für den Vater die 2. Person Singular und sagt folglich *fillu tuu / unu de is serbidoris tuus*.

¹⁹ Die Sprecherin aus Macomer sowie der Sprecher aus Nuoro verwenden übrigens jeweils in einem Fall eine Possessivkonstruktion mit kritischem Dativpronomen (Nuoro: *no so prus dignu de bos esser fizu*; Macomer: *bos fatto de teraccu*).

²⁰ Vgl. auch Lepori (2001: 167): „Quando due possessivi si riferiscono a uno stesso sostantivo, il secondo viene reso con la formula DE + pronome personale preceduto o no dall'articolo determinativo: *sa lingua mia e (sa) de bosatrus* (la mia e la vostra lingua).“

²¹ Vgl. die Charakterisierung von Lepori (2001: 167): „È molto usata in certe zone per rafforzare il concetto la formula COSA + possessivo femminile: *custu est su parri cosa mia* (questo è il mio parere).“

²² Einige wenige Sprecher benutzen entweder in Satz 7 oder in Satz 8 das Präsens. Nur der Sprecher aus Milis benutzt in beiden Sätzen das Präsens, das Futur kann für diesen Ort aber in GvS [20] (*ap'essi*) = ich werde sein) nachgewiesen werden.

²³ Vor dem Verb **ESSER** fehlt im Campidanesischen in Cagliari, Sant'Antioco, Villacidro, Perdasdefogu und Milis die Präposition **A**; vgl. auch das in Blasco Ferrer (1986: 128) gegebene Paradigma.

²⁴ Die Form *estus* ist die 1. Person Plural Indikativ Imperfekt von ‚haben‘ im Sulcis (vgl. Wagner 1938/39: 5f.).

²⁵ Vgl. das standardisierte Paradigma für das Campidanese in Blasco Ferrer (1986: 127): 1. Sg.: *emu/iapu*; 2. Sg.: *iast*; 3. Sg. *iat*; 1. Pl.: *emus*; 2. Pl.: *estis*; 3. Pl.: *iant*. Vgl. ebenso bei Lepori (2001, z.B. 70).

²⁶ Die Planargia liegt westlich des VIVALDI-Punktes Macomer und nördlich des VIVALDI-Punktes Bonarcado.

²⁷ Die Form *essi* ist der Konjunktiv von ‚haben‘; der Konjunktiv von ‚sein‘ heißt im Campidanesischen *fessi* oder *fussi*.

²⁸ Am häufigsten ist die Verwendung des Indikativs Imperfekt (Macomer, Nuoro, Milis, Arzana, Perdasdefogu). Die Sprecher aus Ploaghe und Bonarcado verwenden den Indikativ Plusquamperfekt, und der Informant aus Laconi als einziger der Konditional I.

²⁹ Aber ASIt, Satz 98, Posada: *Creo chi dian manigare si dian tennere gana*. Bitti (eigene Befragung): *Pesso chi dian mannicare si dian aer gana*.

³⁰ Der Konditional in der Apodosis ist auch in Ittiri (ASIt) belegt, wobei die Sprecher in der Protasis den Konjunktiv Imperfekt verwenden.

³¹ Die Form *fustis* in der 1. Person Plural ist nach Wagner (1938/39: 8) nicht nur im Sulcis, sondern auch in anderen ländlichen Zonen des Campidano und angrenzenden Zonen verbreitet. Wagner nennt insbesondere Laconi sowie insgesamt das Nordcampidanese.

³² Allerdings ist diese Struktur in den ASIt-Daten auch in Bitti und Posada belegt.

³³ Der Sprecher bietet zwei Lösungen an.

³⁴ Vgl. auch meinen ASIt-Fragebogen aus Brunella.

³⁵ Laut ASIt aber auch im Norden, in Ossi; Satz 98: *Penso chi mandigaian, si aian fàmine*.

³⁶ Nordcampidanese Form der 1. Person Plural Indikativ Imperfekt nach Wagner (1938/39: 2).

³⁷ ASIt: Der Informant aus Baunei zeigt den Indikativ Plusquamperfekt in der Protasis, aber der Konditional I in der Apodosis: *Penso ca iant are pappáu chi íanta tentu famene*. (Die von dem Informanten als *jantáre* wiedergegebene Form, die auch in Damonte (2006) übernommen wird, ist als *iant are* zu interpretieren). Hingegen hat der Sprecher aus Brunella den Indikativ Plusquamperfekt in der Apodosis mit dem Gerundium in der Protasis: *Pesso ch'aian manigadu tenzende (abberu) fàmine*.

³⁸ Vgl auch ASIt (Baunei, Orgosolo).

³⁹ Vgl. aber ASIt, Satz 98, Ittiri: *Creo chi dian mandigare si aperen fàmine*. Während hier der Konjunktiv nur in der Protasis vorkommt, zeigt die ältere ASIt-Befragung aus Bitti den Konjunktiv in beiden Teilen: *Pesso mannicheren s'aeren tentu gana*. Die von mir befragte Sprecherin aus Bitti bietet hingegen nur die Lösung mit Konditional in beiden Teilen an.

⁴⁰ Ebenso Satz 11, vgl. oben unter (21a).

⁴¹ Die VIVALDI-Daten erwecken den Eindruck, als wäre diese Option hauptsächlich im Campidanesischen verbreitet. Neben Macomer (VIVALDI) ist sie aber in ASIt-Daten auch in Brunella, Posada und Ossi belegt. Es sei hier noch angemerkt, dass in Dorgali und Orgosolo nach meinen ASIt-Umfragen auch das zusammengesetzte Perfekt verwendet wird.

⁴² Die ASIt-Umfragen bestätigen die Präsenz des *surcomposé*-Typs im Zentralsardischen (Orgosolo) sowie die Extension nach Westen (Ittiri, in der Gegend von Ploaghe).

⁴³ Die ASIt-Umfragen enthalten jedoch Hinweise darauf, dass der Konditional II in Bitti und Baunei (Apodosis) und in Dorgali (Protasis) verwendet wird.

⁴⁴ In Sant'Antioco und Cagliari benutzen die Sprecher in diesem Satz das Präsens.

⁴⁵ Die campidanesische Form lautet *iat* (Villacidro).

⁴⁶ Vgl. hierzu in neuerer Zeit Ledgeway (2003).

⁴⁷ In Arzana findet (anders als an den anderen sardischen Orten) beim GvS ein Sprecherwechsel statt.

⁴⁸ Interessanterweise benutzt dieser Sprecher in (34c) die nicht-palatalisierte Variante *chi* anstelle von *ci*, die bei dem anderen Sprecher (vgl. (33c, c')) zu hören ist. Hingegen verwendet er *ci* in dem unmittelbar davor situierten Satz *Non ci at bisongiu chi m'ongiat àtteru* (*m'ongiat* steht für *mi dongiat*, Konjunktiv Präsens von *donare*). Der Sprecher verwendet auch als Relativpronomen *chi* neben *ci*. Dies kann hier aus Platzgründen nicht systematisch untersucht werden.

⁴⁹ Poite ?*a = poite ca* ‚weil‘, im Gegensatz zu *apustis chi* ‚nachdem‘ (GvS [18]). Dass *ca* in kausalen und *chi* in temporalen zusammengesetzten Konjunktionen verwendet wird, kann auch in den ASIt-Fragebögen aus Dorgali und Orgosolo bestätigt werden.

⁵⁰ Hierbei ist noch zu berücksichtigen, dass auch an anderen Orten (außerhalb des *ca/chi*-Gebiets) in Satz 9 ‚wollen‘ mit dem Indikativ verwendet wird (Milis, Bonarcado).

⁵¹ In Milis wird *chi* in den allermeisten Fällen als [ke] artikuliert, möglicherweise ein Italianismus oder Hispanismus.

⁵² Ardauli (P. 30 in den Karten 4 bzw. 5), Allai (P. 31), Laconi (P. 36), Orroli (P. 37), Settimo (P. 43), Siliqua (P. 42).

⁵³ Fonni, Laconi, Arzana, Milis, Villacidro, Sant'Antioco und Cagliari.

⁵⁴ Hingegen ist an allen anderen Orten die Wortstellung des Aussagesatzes zu hören.

⁵⁵ Vgl. Mensching (2010); diese Struktur ist meines Wissens nach in der Literatur bisher ansonsten nicht beschrieben worden.

Im Campidanesischen meist: *abbisongiu*.

⁵⁷ Bonarcado hat hier die campidanesischen Formen mit initialem *dd*- statt *I*-.

Literatur

AIS = Jaberg, Karl/Jud, Jakob (1928–1940): *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, 8 Bde, Zofingen.

ALI = Pellis, Ugo/Massobrio, Lorenzo et al. (1995–): *Atlante linguistico italiano*, bisher 7 Bde, Rom.

ASIt = *Atlante Sintattico d'Italia* [<http://asis-cnr.unipd.it/>].

Benincà, Paola/Poletto, Cecilia (2007): The ASIS enterprise: a view on the construction of a syntactic atlas for the Northern Italian dialects, in: *Nordlyd* 34, 35–52.

Bentley, Delia (2003): Sur la force d'une approche non-dérivationnelle de l'analyse linguistique: quelques données de l'italo-roman, in: Jacques François (Hg.): *Aspects de la „Role and Reference Grammar“*, Université de Caen, 51–75 [<http://www.crisco.unicaen.fr/IMG/pdf/cahierCRISCO13.pdf>].

– (2004): Definiteness effects: evidence from Sardinian, in: *Transactions of the Philological Society* 102, 57–101.

Blasco Ferrer, Eduardo (1986): *La lingua sarda contemporanea. Grammatica del logudorese e del campidanese. Norma e varietà dell'uso. Sintesi storica*, Cagliari.

Cruschina, Silvio/Remberger, Eva-Maria (2009): Focus Fronting in Sardinian and Sicilian, in: Vincenzo Moscati/Emilio Servidio (Hg.): *Proceedings of the XXXV Incontro di Grammatica Generativa 2009*, Università di Siena, 118–130.

Damonte, Federico (2006): Complementatori e complementi congiuntivi in alcuni dialetti sardi, in: Padovan/Penello (Hg.) (2006) [http://asis-cnr.unipd.it/documenti/ql6/damonte6_2006.pdf].

DitzLCS = Puddu, Mario (2000): *Ditzionàriu de sa limba e de sa cultura sarda*, Cagliari [<http://www.ditzionario.org>].

Jones, Michael Allan (1988a): Auxiliary Verbs in Sardinian, in: *Transactions of the Philological Society* 86, 173–203.

– (1988b): Sardinian, in: Martin Harris/Nigel Vincent (Hg.): *The Romance Languages*, London, 314–359.

– (1993): *Sardinian Syntax*, London/New York.

Kampmann, Gabriel M. (2010): *Kartographische Auswertung zu Studien der Dialektsyntax Italiens: Separierung sardischer Territorien durch Isoglossen und Beschreibung diverser sprachlicher Äußerungen*, Magisterarbeit, FU Berlin.

La Fauci, Nunzio/Loporcaro, Michele (1993): Grammatical relations and syntactic levels in Bonorvese morphosyntax, in: Adriana Belletti (Hg.): *Syntactic theory and the dialects of Italy*, Turin, 155–203.

Ledgeway, Adam (2003): Il sistema completivo dei dialetti meridionali: la doppia serie di complementatori, in: *Rivista Italiana di Dialettologia* 27, 89–147.

Lepori, Antonio (2001): *Gramàtiga sarda po is campidanesus/Compendiu di grammatica campidanese per italofoni*, Quartu Sant'Elena.

Loporcaro, Michele (1998): *Sintassi comperata dell'accordo participiale romanzo*, Turin.

LSC = Regione Autonoma della Sardegna (2006). *Limba Sarda Comuna. Norme linguistiche di riferimento a carattere sperimentale per la lingua scritta dell'Amministrazione regionale* [http://portal-lem.com/images/fr/sarde/Limba_sarda_comuna.pdf].

Manzini, Rita/Savoia, Leonardo (2005): *I dialetti italiani e romanici: Morfosintassi generativa*, 3 Bde., Alessandria.

Menschling, Guido (2004): *Einführung in die sardische Sprache*, 3. Auflage, Bonn.

– (2010): Special Questions in the context of the left periphery in Sardinian (I), unveröffentlichter Vortrag, Journées d'études «Questions spéciale», Paris, CNRS.

–/Remberger, Eva-Maria (2010a): La periferia sinistra romanza: topicalizzazione, focalizzazione e interrogazione in sardo, in: Maria Iliescu/Heidi Siller-Runggaldier/Paul Danler (Hg.): *Actes du XXVe Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes VII*, Tübingen, 189–197.

–/– (2010b): The left periphery in Sardinian, in: Roberta D'Alessandro/Ian Roberts/Adam Ledgeway (Hg.): *Syntactic Variation: The Dialects of Italy*, Cambridge, 261–276.

Padovan, Andrea/Penello, Nicoletta (2006) (Hg.): *Osservazioni sul sardo. Giornata Conclusiva dei seminari ASIM (Atlante Sintattico dell'Italia Centro-Meridionale)*, Padova, 31 maggio 2005. University of Padua [<http://asis-cnr.unipd.it/ql-6.it.html>].

Pittau, Massimo (1991): *Grammatica della lingua sarda. Varietà logudorese*, Sassari.

Remberger, Eva-Maria (2006): *Hilfsverben. Eine minimalistische Analyse am Beispiel des Italienischen und Sardischen*, Tübingen.

Rizzi, Luigi (1997): The fine structure of the left periphery, in: Haegeman, Liliane (Hg.): *Elements of Grammar: Handbook in Generative Syntax*, Dordrecht, 281–337.

Sa-Limba = Mailing Liste „Sa-Limba“, FU Berlin [<http://www.lingrom.fu-berlin.de/sardu/sa-limba.html>].

Secci, Martina (2007): *Sardinian Possessive Constructions and Adnominal Adjectives*, Tesi di Laurea, Università di Venezia.

VIVALDI = Kattenbusch, Dieter (1998ff.): *Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia*. Humboldt-Universität zu Berlin [<http://www2.hu-berlin.de/vivaldi/>].

Virdis, Maurizio (1988): Sardisch: Arealinguistik, in: Günter Holtus/Michael Metzeltin/Christian Schmitt (Hg.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik. Vol. IV: Italienisch, Korsisch, Sardisch*, Tübingen, 897–913.

Wagner, Max Leopold (1938/39): Flessione nominale e verbale del sardo antico e moderno, in: *L'Italia Dialettale* 14, 93–200 u. 15, 1–29.

– (1951): *La lingua sarda: Storia, spirito e forma*, Bern.

– (1997): *La lingua sarda: Storia, spirito e forma*, a c. di Giulio Paulis, Nuoro.

Anhang

I. Sätze aus dem syntaktischen Teil von VIVALDI

1. mio figlio

2. Se l'avessi saputo sarei venuto.
3. Lui ha due case.
4. Quando si diventa vecchi si dorme poco.
5. Si munge due volte al giorno.
6. Ho sete, devo bere qualcosa.
7. Domani tornerò a casa.
8. Quando sarò vecchio mi comprerò una casa sul mare.
9. Vuoi che io me ne vada?
10. È impossibile che io abbia detto questo.
11. Lavoreremmo di più, se fossimo pagati meglio.
12. Un ramo marcio mi è caduto sul viso; mi ha fatto sanguinare il naso.
13. Non mangiare questa mela, è marcia!
14. Non mangiate troppa frutta!
15. Non trovo la chiave; dove l'hai messa?

II. Gleichnis vom verlorenen Sohn (italienische Version)

[1] Un anno fa mio nonno, che ieri ha compiuto ottant'anni, raccontò a me e a mia sorella questa storia: [2] C'era una volta in un piccolo villaggio un uomo, il quale aveva due figlioli. [3] Un giorno il più giovane dei due fratelli andò da suo padre e gli disse: „Babbo, voglio avere tutto quello che mi tocca. Datemi quello che è mio.“ [4] Il vecchio, che voleva molto bene (forse anche troppo!) ai suoi figlioli, fece ciò che quello chiedeva a lui. [5] Pochi giorni dopo il giovanotto prese tutto il suo denaro e se ne andò. [6] In una lontana città visse allegramente, ubriacandosi assieme ad alcuni amici e ballando con delle donnacce. [7] Così in poche settimane furono spesi tutti i denari; ed egli restò senza niente. [8] Che cosa doveva fare? Come sarebbe vissuto? Dove avrebbe trovato un pezzo di pane? [9] Finalmente andò da un contadino e gli domandò: „Avete bisogno di un servo?“ [10] Sì – rispose il contadino – ma, come sai, quest'anno abbiamo avuto la brina, troppa pioggia e per giunta, la grandine. Perciò potrò darti solo un po' di pane e nient'altro. [11] Non occorre che mi diate altro. Basta ch'io non muoia! ... [12] Tutti i giorni andrai nel mio campo e in quel prato a pascolare i miei porci e le mie pecore. Sei contento? [13] E il poveraccio condusse al pascolo il bestiame del suo padrone, tre, cinque, dieci, venti, tante volte. [14] Ma quand'egli vedeva un porco grasso che mangiava ghiande [patate], diceva tra sé: „Povero me! S'io fossi restato a casa, quanto meglio starei. Com'era bello da mio padre! Adesso invece sto malissimo.“ [15] E per non morire, mangiava erba e radici; e piangeva: „Almeno potessi ritornare dai miei!“ [16] E piangi oggi, piangi domani, non poteva più: la fame e i dolori lo facevano dimagrire sempre di più. [17] Perciò dopo un paio di mesi, sebbene la casa di suo padre fosse molto lontana, pensò di tornare indietro. [18] Dopo aver camminato parecchi giorni e parecchie notti, arrivò scalzo e lacero nel villaggio, dove abitavano i suoi buoni genitori. [19] Tosto che il babbo lo vide venire avanti, adagio adagio, rasente la siepe del cortile, con gli occhi bassi, gridò dalla gioia, gli incorse incontro e lo baciò sulla fronte, sulle guance, sulla bocca. [20] No, babbo mio, non baciatemi! Sono stato troppo cattivo. I miei peccati son troppo grandi; non son più degno di essere vostro figlio: sarò uno dei vostri servi. [21] Ma il padrone chiamò sei servi e disse loro: „Portate qua il miglior vestito ch'io abbia, e metteteglielo indosso. Poi mettetegli un anello nel dito e le scarpe ai piedi. Voi altri laggù attingete acqua, accendete il fuoco e ammazzate il più bel vitello, perché voglio che tutti facciano festa.“ [22] „Guardate: questo mio figlio era perduto, e adesso è stato trovato di nuovo.“ [23] E poi si volse verso il figlio. „Andiamo“, disse ed entrò subito in casa col giovanotto, il quale teneva con tutt'e due le mani la sinistra del padre. [24] E tutto il giorno si mangiò, si bevette molto vino e si

cantarono belle canzoni.

III. Gleichnis vom verlorenen Sohn (Nuoro)

[1] Jaju, chi eris at fattu ottant'annos, a mime e a sa carrale aiat contau cust'istoria. [2] Una borta, in unu bidizolu, b'aiat un'òmine chi aiat duos fizos. [3] Una die, su frade prus zòvanu, fit andau dae su babbu e l'at nau: „Babbu, dego cherjo sa parte de parte chi mi toccat in eredu – dàze-mi su meu.“ [4] Su betzu, ch'istimabat meda, fortzis peri troppu, sos fizos, aiat fattu su chi su fizu minore aiat pediu. [5] Pustis de pacas dies, su zòvanu si·nche at picau su dinari suo e si·nche fit andau. [6] In una bidda, allargu da domo sua, s'aiat colau sas dies in cuntentesa, bibende e divertinde, chin amicos e fèminas de pacu cabbale. [7] Gaichi, in pacu tempus, si·nche at gastau tottu e fit abbarrau chene mancu tzentèsimu. [8] Itte deppiat facher? Comente deppiat facher pro campare dae commo in susu? Ube aiat àppiu accatau unu bucone? [9] A s'ùrtimu, aiat pediu a unu massaju. „Itte azes bisonzu de unu teraccu?“ [10] „Nd'appo bisonzu abberu“, aiat rispostu su massaju, „ma, comente bies, amus àppiu un'annada de àstragu e de traschia de abba e grandine. Pro cussu ti potto dare petzi una mura de pane.“ [11] „No est nudda. Si no mi podies dare àteru, bastat chi non morja de sa gana.“ [12] „Andas cada die a sa tanca mea, e in cussu pradu pasches sos porcos e sa gama de sas berbeches. Cuntentu ses?“ [13] Su pòberu diàulu aiat derettu a pascher su bestiamen de su mere, tres, chimbe, deche, binti, pro un'upore de bortas. [14] Ma cando bidiat unu porcu grassu manichande lande, si nabat tra issu: „Ja so' torrau bene. Si fipp'abbarau in domo, àteru che goi fipp'istau. Chin babbu ja s'istabat bene. Como imbetzes, so fachende sa bida de unu cane.“ [15] Pro non morrer de sa gana, manicabat erba e radichinas, e si·nde pranghiat: „Si a su mancu podia torrare an domo!“ [16] E pranghe oje e pranghe cras, non nde podiat prus. Sa gana e sos dolores lu fin suttilicande semper de prus. [17] Dae cussu, apustis de una paja de meses, mancari sa domo 'e su babbu nche fit allargu, aiat pessau de si·nche ghirare. [18] Pustis de aer camminau pro paritzas dies e paritzas nottes, iscurtu e istratzulau fit arribbau a bidda sua, a domo de su babbu e de sa mama. [19] Cando su babbu nche·l'at bidu arribbande a bellu a bellu sarente a sa crisura 'e sa corte a chizos falaos, aiat abbochinai dae sa cuntentesa. L'aiat addobbiau a camminu e l'at basau a cherbeddos, a massiddas e a bucca. [20] „Itte sezis fachende, babbu meu? No mi bazezas! Non soe istau dechille chin bois. Sos peccaos meos sun troppu mannos. Non so' prus dinnu de bos esser fizu. App'a esser unu de sos teracos brostos.“ [21] Ma su mere aiat muttiu sos teracos e lis aiat nau: „Battie-mi·nde sa beste prus bella chi appo e bestie-li-a. Apustis ponie-li un'aneddru a su pòddighe e cartae-lu. E bois in cue a josso, umprie abba, alluchie su focu e occhidie su mezus bitellu. Cherjo chi tottu facan festa.“ [22] „Pompiae: custu fizu meu si fit pèrdiu e commo est istau accatau dae nobu.“ [23] Appustis, si fit bortau ocros a su fizu. „Ajo ch'andamus“, l'aiat nau e derettu fit intrau a intro chin su zòvanu, su cale chin ambas manos manteniat sa manu manca de su babbu. Aian fata (?) tottu sa die e manicande, bibende binu meda e cantande cantones bellas.



Stile VIVALDI

Ugo Perone, Torino/Vercelli

Era difficile intrattenersi con Dieter Kattenbusch senza finire prima o poi a parlare di Vivaldi. No, non il grande musicista italiano, ma VIVALDI come acronimo (Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia) di un progetto di atlante linguistico sonoro che stava a cuore allo schivo professore tedesco esperto di dialetti. Non potevi sottrarti alla sua cortesia garbata e dovevi metterti al computer e giocare con lui, cliccando nelle diverse regioni d'Italia la stessa parola pronunciata nei luoghi più ignoti e improbabili in dialetti simili, ma mai identici.

Dopo un po', superata la sorpresa, ci prendevi gusto anche tu e cominciavi a suonare la musica della lingua parlata apprezzandone le differenze e rincorrendole da un luogo all'altro come un bene prezioso da proteggere non meno che piante o animali in estinzione.

E allora, proprio in quel momento, i pezzi mancanti del puzzle cominciavano ad apparirsi per quello che sono: luoghi di un inesplorato territorio linguistico che attendono di essere salvati. E ti appassionava alle storie che Kattenbusch ritrosamente raccontava. Sei anche tu con lui, metà esploratore e metà scienziato, metà dilettante che si diverte e metà professore che cataloga; giri con lui su automobili improbabili e con un'attrezzatura piuttosto rudimentale per raccogliere testimonianze e conservare suoni. Anche tu, come lui, ti metti alla caccia di quattro soldi per finanziare un programma che le scarse risorse rendono più lungo e difficile, e persino mettono in pericolo nella sua riuscita globale.

Ma ne valeva la pena? Valeva tanta fatica per raccogliere suoni dispersi minacciati dalla morte? Gli esperti diranno certo meglio di me le ragioni del sì, illustrando non solo quanto in questo modo sia stato possibile salvare e trasmettere, ma anche facendo intendere quali connessioni una raccolta così sistematica possa consentire e come essa sia in grado di gettare uno sguardo più profondo sulle leggi che presiedono alla trasformazione delle lingue. Io, profano, ne vorrei aggiungere una: in quel progetto c'è uno stile, scientifico e umano. L'attenzione al particolare e alla sua fragilità, l'amore per un fare sobrio e accogliente, che include e protegge, la schiettezza delle cose semplici.

Così ho conosciuto Dieter Kattenbusch a Berlino nel tempo mai abbastanza rimpianto della mia direzione dell'Istituto italiano di cultura e poi di una breve coda come borsista Humboldt presso il suo istituto. Tra gli italiani una figura eccentrica e in qualche modo appartata, ma aperta alla collaborazione con generosità e senza riserve.

Non so se l'ho apprezzato a partire da VIVALDI o ho apprezzato VIVALDI a partire lui. So che, come si dice, lo stile è l'uomo. Ed è questo che ho intravisto in lui e di cui lo ringrazio. Ma non solo. Ora che la sorte mi ha riportato a un impegno di politica culturale, come

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



*Ugo Perone,
Professore
ordinario di
Filosofia morale
presso l'Università
del Piemonte
orientale (Italia),
dove dirige altresì l'Istituto di Studi
umanistici. Ha conosciuto Dieter
Kattenbusch durante il periodo della
sua permanenza a Berlino come
Direttore dell'Istituto italiano di
cultura (2001–2003). Nel 2004 ha
fruito di una borsa di ricerca
Humboldt presso la cattedra di
italianistica.*

assessore alla cultura e al turismo della provincia di Torino, il lavoro di Kattenbusch mi accompagna come un'ombra lunga e benevola. Mi tocca infatti occuparmi di lingue minoritarie, un terreno di elezione del suo lavoro scientifico. Nella nostra provincia, infatti, tre (il francese, l'occitano, il francoprovenzale) sono le lingue riconosciute e tutelate da una legge nazionale del 1999 (la legge 482). E proprio a partire dalla nostra esperienza di lavoro in rete abbiamo all'inizio di luglio di quest'anno, all'interno delle celebrazioni per i 150 anni dell'unità d'Italia, indetto un convegno nazionale per monitorare lo stato di salute delle 12 lingue riconosciute nel nostro territorio nazionale.

Nell'inaugurarlo, ancora una volta, ho avvertito un senso di fraternità con il lavoro di Kattenbusch. E mi sono tuffato fra le differenze e le contiguità dei linguaggi: oltre a quelli già citati, le lingue delle popolazioni albanesi, catalane, germaniche, greche, slovene e croate e di quelle parlanti il friulano, il ladino e il sardo. Non ho potuto sottrarmi a un'impressione di continuità, scaturita misteriosamente al di là delle rispettive competenze disciplinari e aiutata, non meno misteriosamente, dal caso. Ma la continuità maggiore, ben oltre l'incrocio dei temi, la continuità a cui vorrei davvero ispirarmi resta quella di riprenderne lo stile umano e scientifico.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

VIVALDI – eine reiche Fundgrube für Lehramtsstudierende? Fremdsprachen- und hochschuldidaktische Überlegungen

Katharina Wieland, Jochen Plikat, Lutz Küster, Berlin

Mit VIVALDI (VIVaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia) ist der Jubilar so eng verwoben, dass man kaum an den einen denken kann, ohne gleich das andere mitzudenken. Generationen von Studierenden der Romanistik sind über VIVALDI an die Varietätenlinguistik herangeführt worden und hatten dabei auch die Gelegenheit, Verfahren der Sprachdatenerhebung kennenzulernen. Wir als Didaktiker gehen im Folgenden der Frage nach, welche Potenziale diese Forschungs- und Lehrinhalte für Studierende der Lehrämter und deren spätere Tätigkeitsfelder in sich bergen. Unser Interesse gilt daher zum einen den Möglichkeiten, die in VIVALDI gewonnenen Sprachdaten im schulischen Italienischunterricht einzusetzen, zum anderen aber auch – weiter gefasst – dem Beitrag, den die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Inhalten und Verfahren von VIVALDI für die Professionalisierung künftiger Italienischlehrkräfte leisten kann.

Vorab möchten wir stichpunktartig jene Komponenten von VIVALDI herausstellen, auf die wir uns nachfolgend näher beziehen. Daran wird einerseits deutlich, dass ein Forschungsprojekt diesen Zuschnitts notwendigerweise zu detaillierten Erkenntnissen in hoch differenzierten Anwendungsbereichen führt, deren Relevanz für schulische Lehr- und Lernkontakte nicht unmittelbar auf der Hand liegt. Andererseits soll aber auch gezeigt werden, dass sich an manchen Stellen durchaus Anschlussmöglichkeiten für den schulischen Italienischunterricht bieten.

1 Bezugsgrößen und -felder der in VIVALDI erhobenen Sprachdaten

Im VIVALDI-Korpus sind die Sprachdaten (Einzelwörter, Teilsätze und ganze Sätze) aus verschiedenen diatopischen Varietäten des Italienischen bzw. aus den in Italien anzutreffenden Minderheitensprachen nach folgenden Kriterien abrufbar:

- Phonetik
- Morphologie

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Katharina Wieland, Dr. phil., seit 2005
Wissenschaftliche
Mitarbeiterin am
Lehrstuhl Fachdidaktik
Romanische Sprachen
des Instituts für
Romanistik der
Humboldt-Universität zu
Berlin.

Dieter war der – äußerst akribische –
Zweitgutachter meiner Diss.



Lutz Küster, Prof. Dr.,
Professor für Didaktik
der romanischen
Sprachen und
Literaturen am Institut
für Romanistik der
Humboldt-Universität zu
Berlin. Seit 2004
Institutskollege von
Dieter Kattenbusch.



Jochen Plikat, seit 2008
Wissenschaftlicher
Mitarbeiter am Institut
für Romanistik (Didaktik
der romanischen
Sprachen) der
Humboldt-Universität zu
Berlin. Lehramtsstudium
der Fächer Spanisch,
Französisch und Geschichte in
Freiburg im Breisgau, Barcelona und
Paris.

- Lexikologie
- Syntax

Die Probanden werden gebeten, auf Grundlage einer schriftlichen, standarditalienischen Vorlage (= Questionario/Fragebuch) auf Stimuli zu reagieren und das *Gleichnis vom verlorenen Sohn* nachzuerzählen, so dass neben den Einzelwörtern und Teilsätzen auch ein zusammenhängender Text angehört und mitgelesen werden kann. Aus dem Aufbau des Fragebuchs und aus der sorgfältigen phonetischen Transkription der erhobenen Sprachdaten wird ersichtlich, dass VIVALDI als phonetischer Sprachatlas bezeichnet werden kann.

Auf Grundlage dieser Daten bieten sich vielfältige Möglichkeiten sprachwissenschaftlicher Anschlussforschung, von denen an dieser Stelle nur einige exemplarisch aufgezeigt werden sollen:

Historische Phonetik

- zur Unterstützung und Erklärung der verschiedenen Systeme des Quantitätenkollaps vom lateinischen Vokalsystem zum gemeinromanischen, sizilianischen, lukanischen und sardischen Vokalsystem mit auditiven Beispielen
- zur Unterstützung und Erklärung der möglichen Entwicklungen im Vokalsystem im Allgemeinen
- zur Unterstützung und Erklärung der möglichen Entwicklungen im Konsonantismus

Phonetische Vielfalt der italienischen Dialekte

- Rafforzamento sintattico bzw. Anlautgeminierung
- Geminierung (Unterschiede in Nord-, Mittel- und Südalien)
- Erforschung der Isoglossenbündel La Spezia–Rimini, Roma–Ancona
- Orthoepie: „lingua toscana in bocca romana“ oder „lingua toscana in bocca ambrosiana“
- Besonderheiten im Vokalismus und Konsonantismus

Morphologie

- Entwicklung des bestimmten Artikels
- Tempora und Modi
- Kasussystem

Lexikologie

- Unterschiede im Lexikon zwischen Nord-, Mittel- und Südalien

Bezüglich der hochschuldidaktischen Einsatzmöglichkeiten bietet sich VIVALDI hervorragend an, um einerseits historische phonetische Entwicklungen darzustellen und andererseits auf die Vielzahl der Variationen und Varietäten der italienischen Dialekte und Minderheitensprachen einzugehen. Daneben werden – wenn auch in geringerem Umfang – Möglichkeiten geboten, morphologische, lexikalische und syntaktische Besonderheiten in den dialektalen Räumen Italiens darzustellen. Entsprechend didaktisch aufbereitet, können grundlegende Aspekte auch im schulischen Italienischunterricht zum Einsatz kommen. Einige Anregungen möchten wir nun umreißen.

2 Einsatzmöglichkeiten im schulischen Italienischunterricht

Sprachgeschichtliche Phänomene sind für den schulischen Italienischunterricht in der Regel irrelevant. Andererseits ist belegt, dass ein Habitus forschenden Lernens auch für Sprachaneignungsprozesse förderlich ist. Die Fremdsprachendidaktik hat hierfür den Begriff der Sprachenbewusstheit (*language awareness*) eingeführt (vgl. Gnutzmann 1997, 2010), dem ein inferentielles Lernverständnis zugrunde liegt. Dies bedeutet, dass Lerner über das Entwickeln und Überprüfen von Hypothesen nicht nur die Regelmäßigkeit von Sprache erschließen, sondern auch eine Sensibilität für soziale, kulturelle und historische Phänomene entwickeln. Dies hat sogar lernförderliche Auswirkungen auf die Kompetenzstände in der/den Erstsprache/n zu Folge. Für das Italienische ist außerdem zu beachten, dass es häufig als dritte Fremdsprache gelernt wird, so dass bei Schülerinnen und Schülern bereits von einem vertieften Verständnis sprachlicher Phänomene ausgegangen werden kann.

2.1 Geographische Zuordnung des Standarditalienischen

Der schulische Italienischunterricht orientiert sich an der standardisierten italienischen Hochsprache, die ihrerseits auf das Florentinische – eine toskanische Varietät – zurückgeht. Wie an allen Erhebungsorten sind auch in der Toskana – in Vinci (Provinz Firenze) und in Poggibonsi (Provinz Siena) – Daten zur Phonetik, Lexik, Morphologie und Syntax aufgezeichnet worden. Die Daten sind als Audiofiles sowie teilweise mit der zugehörigen phonetischen Transkription verfügbar. In diesem Zusammenhang bietet VIVALDI gute Möglichkeiten, um zu erkennen, dass die Hochsprache zumindest teilweise der Varietät einer bestimmten Region zugeordnet werden kann. Anders gesagt: Je größer der Wiedererkennungswert der lokalen Varietät im Vergleich zur Hochsprache ist, desto naheliegender ist ein enger sprachgeschichtlicher Zusammenhang. Schon an diesem Punkt ist mit VIVALDI entdeckendes Lernen möglich.

Eine typische Aufgabenstellung könnte etwa wie folgt konzipiert sein: Einführend werden die Lerner darauf hingewiesen, dass das standardisierte Italienisch wie die anderen den Lernern bekannten Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch ...) sprachgeschichtlich regional zugeordnet werden kann. Die Aufgabe besteht darin, selbst herauszufinden, welche lokale Varietät die größten phonetischen Ähnlichkeiten mit der den Lernern vertrauten Hochsprache aufweist.¹

Als nötige Einschränkung kann man die Suche auf besonders aussagekräftige Beispiele aus dem phonetischen Teil eingrenzen, von denen die meisten den Lernern aus dem Grundwortschatz bereits bekannt sein dürften, z.B.:

- l'acqua (Casa del Diavolo/Umbrien, St. Nicolas/Aostatal, Aviano/Friaul, Kravar/Friaul, Roccella Jonica/Kalabrien, La Spezia/Ligurien, Ala di Stura/Piemont, Fonni/Sardinien, Vita/Sizilien, Issime/Aostatal, Kastelruth/Trentino-Südtirol, Costalta/Venetien)
- il cane
- diciotto
- giovedì
- il vino

Über den Menüpunkt „Einzelauswahl von Orten und Stimuli“ besteht die Möglichkeit, einen oder mehrere Orte auszuwählen (hierfür Umschalttaste gedrückt halten) und sich einen oder mehrere Stimuli anzeigen zu lassen. So erhält man beispielsweise eine Liste aller Aussprachemöglichkeiten des Wortes „il cane“, die in VIVALDI verzeichnet sind, was die Suche erheblich strafft und den direkten Vergleich ohne zeitliche Unterbrechung durch eine neue Suchanfrage ermöglicht (vgl. Abb. 1). Durch Klicken auf den Ortsnamen

erscheint eine Karte der Region, so dass die geographische Verortung des Hörbeispiels zu jedem Zeitpunkt erfolgen kann.

2.2 Varietäten im Kontext der Mehrsprachigkeitsdidaktik

In der Fremdsprachendidaktik, besonders im Bereich der romanischen Sprachen, hat sich in den letzten 15 Jahren das Konzept der Mehrsprachigkeitsdidaktik als innovativ erwiesen. Hier wird davon ausgegangen, dass das Erlernen einer romanischen Sprache den Zugang zu weiteren Sprachen, insbesondere derselben Sprachfamilie, erleichtert. Zwei Hauptstränge lassen sich hier unterscheiden: Der erste betont die Bedeutung sprachlicher Vielfalt bereits in den Herkunftssprachen und ist daher primär kulturalistisch geprägt. Ziel ist hier das bessere Verständnis und die größere Akzeptanz migrationsbedingter Heterogenität in deutschen Klassenzimmern. Der zweite Strang ist im engeren Sinne fremdsprachendidaktisch. Er basiert auf der empirisch belegten Lernförderlichkeit eines sprachenvernetzenden Lernens. Als Beispiel sei hier der Bereich der Lexik genannt. Neben dem rezeptiven und dem produktiven Wortschatz ist auch der potenzielle Wortschatz von Belang, der sich aus den intra- und interlingualen Erschließungsmöglichkeiten ergibt. Eine explizite Auseinandersetzung etwa mit Regeln der Lautverschiebung kann diesen potenziellen Wortschatz erheblich erweitern.

Abb. 1: VIVALDI: Einzelauswahl der Stimuli



VIVALDI stellt für diese beiden Richtungen der Mehrsprachigkeitsdidaktik ein breit gefächertes Angebot an mehrfach kodierten Daten zur Verfügung: über die standardsprachliche Graphie sind die Tonaufnahmen abrufbar. Für diese steht in den meisten Fällen bereits eine phonetische Transkription zur Verfügung. Alle Daten können über vielfache Verknüpfungen jederzeit auf einer Italienikarte situiert werden. Durch eine Einbettung in *Google Maps* („VIVALDI Maps“) ist der Zugriff auf die Sprachdaten auch in umgekehrter Reihenfolge möglich, also über die geographische

Visualisierung.

Bei der Arbeit mit VIVALDI kommt nicht nur der fremdsprachendidaktische Gedanke der „gezielte[n] Vernetzung von vor- und nachgelernten Sprachen“ (Leitzke-Ungerer 2008: 105) zum Tragen, also etwa die Nutzbarmachung von sprachlichem Wissen und Strategien aus der Muttersprache bzw. L1 und früher begonnenen (Schul-)Fremdsprachen. Es geht vielmehr auch um ein erweitertes kulturalistisches Konzept der Mehrsprachigkeitsdidaktik, das neben dem Fremdsprachenerwerb „die Entwicklung eines Bewusstseins für sprachlich-kulturelle Phänomene (*Language Awareness*)“ (ebd.) anstrebt. Hierzu gehört zum einen die intralinguale Mehrsprachigkeit, unter der in der Fachdidaktik das Kennenlernen der Varietäten verstanden wird. Zum anderen ist damit die interlinguale Mehrsprachigkeit gemeint, bei der die „Mehrsprachigkeit der Zielländer, z.B. unter Berücksichtigung der Regionalsprachen“ (ebd.), betrachtet werden soll.

Für beides ist Italien ein gutes Beispiel, da hier die Koexistenz einer Standardsprache mit diversen Varietäten (z.B. diatopischer Art, die VIVALDI dokumentiert) sowie mit mehreren romanischen und nichtromanischen Minderheitensprachen nachvollziehbar ist. Zu den romanischen Minderheitensprachen gehören Katalanisch, Sardisch, Frankoprovenzalisch, Okzitanisch, Ladinisch und Friaulisch; zu den nichtromanischen Deutsch, Griechisch, Albanisch, Kroatisch und Slowenisch.

Viele Lehrbücher thematisieren die regionale Vielfalt Italiens bereits im Anfangsunterricht. Häufig wird auf Namen, Hauptstädte und typische Gerichte der Regionen eingegangen (vgl. *Italiano: Pronti, Via!* (Gruppo Lingua 2011: 22) oder *Azzurro* (Fratter/Troncarelli 2007: 29)). Hier kann VIVALDI eine lehrwerksergänzende Funktion

zukommen, etwa indem die Lerner auch für sprachliche Besonderheiten sensibilisiert werden. Über die Startseite können einzelne Regionen direkt angeklickt werden. In der linken Navigationsleiste kann anschließend ein Wort oder ein (Teil-)Satz ausgewählt und angehört werden.

Im Lehrbuch *Con piacere A2* (Zorzan et al. 2011) findet sich am Ende jedes Kapitels ein Beitrag zum sogenannten „*Giro d’Italia*“, in dem jeweils die Besonderheiten einer Region unter die Lupe genommen werden. Hierbei geht es häufig wie in den oben genannten Beispielen um Sehenswürdigkeiten, Gastronomie, landschaftliche Besonderheiten etc. In Lektion 1 ist jedoch das Thema Sprache Gegenstand des *Giro d’Italia*: Hier wird die Region Friuli-Venezia Giulia in einem bebilderten Informationstext vorgestellt, in dem es zunächst um die Koexistenz des Friaulischen mit dem Italienischen geht. Auch Deutsch und Slowenisch werden als Minderheitensprachen der Region erwähnt. Einzelne Wörter wie die Grußformel *Benvignus* oder Eigennamen wie *Udin* und *Tresesin* werden exemplarisch für das Friaulische angeführt. Der Herkunftsname der Erzählerin des Lektionstextes, *Tresesin/Tricesimo*, gehört zu den in VIVALDI verzeichneten Orten – ein schöner Anknüpfungspunkt für eine Beschäftigung mit einer romanischen Minderheitensprache (vgl. Abb. 2).

Abb. 2: VIVALDI: Region Friaul



In VIVALDI Maps können die Lerner den Ort leicht finden. Oder der Nutzer wählt über die Funktion „Einzelauswahl von Orten und Stimuli“ den Ort aus und kann sich so alle erfassten Aufzeichnungen auflisten lassen. Eine mögliche Aufgabenstellung wäre hier, eine Vergleichsliste Italienisch/Friaulisch zu erstellen und eine persönliche Auswahl zu treffen.

Mögliche Leitfragen sind:

- Welche Einträge weichen besonders stark vom Standarditalienischen ab?
- Welche Einträge sind besonders ähnlich?
- Welche Einträge findest Du besonders schön (überraschend, kurios, witzig ...)?

Vertiefend kann über das Internetwörterbuch *Dizionario multilingâl* (<http://www.friul.net/multilingue>) die Graphie der gewählten Einträge nachgeschlagen werden – schließlich ist es für viele Lerner sicher eine überraschende Erkenntnis, dass es sich beim Friaulischen tatsächlich um eine standardisierte Sprache mit eigenem Wörterbuch und eigener Grammatik handelt.

2.3 Gebrauch der Vergangenheitszeiten

In den meisten romanischen Sprachen ist die Tendenz zu beobachten, die Dreiteilung der Vergangenheitszeiten (imperfektiv vs. perfektiv mit Gegenwartsbezug vs. perfektiv ohne Gegenwartsbezug) zugunsten einer Zweiteilung (imperfektiv vs. perfektiv) zu reduzieren. Ähnlich wie im Französischen (*passé composé* vs. *passé simple* → *passé composé*) hat sich im Standarditalienischen zur Beschreibung abgeschlossener Vorgänge in der Vergangenheit die analytische Zeitform *passato prossimo* durchgesetzt, während das synthetische *passato remoto* (besonders in Norditalien) häufig nur noch in literarischen Texten zu finden ist. In den mittel- und süditalienischen Dialekten stellt sich die Situation dagegen anders dar: Hier wird für abgeschlossene Vorgänge in der Vergangenheit das *passato remoto* auch im mündlichen Sprachgebrauch aktiv gebraucht und bevorzugt genutzt (vgl. Krenn 1996: 370; Kirsten/Mack 2009: 36). Ein paralleles Phänomen lässt sich als Tendenz in den lateinamerikanischen Varietäten des Spanischen beobachten (*pretérito perfecto compuesto* vs. *pretérito perfecto simple* → *pretérito perfecto simple*).

Für den fortgeschrittenen Italienischunterricht ist eine Aufgabenstellung denkbar, die sich auf die Tendenz in den nord- bzw. mittel- und süditalienischen Varietäten bezieht, zumindest in der Mündlichkeit eine der beiden perfektiven Vergangenheitsformen zu bevorzugen und herauszufinden, wo hier eine Grenze (Isoglosse) zu ziehen wäre. Hierzu heißt es etwa in der Lerngrammatik *Grammatica italiana per tutti* von Kirsten/Mack (2009: 36, Hervorh. v. uns):

Für Vorgänge, die in sich abgeschlossen sind und einem vergangenen Zeitabschnitt angehören, kann anstelle des **Passato remoto** auch das **Passato prossimo** stehen, vor allem in der gesprochenen Sprache. In **Norditalien** wird in diesem Fall fast ausschließlich das **Passato prossimo** gebraucht, während in **Süditalien** eher das **Passato remoto** bevorzugt wird.

Aus diesem Zitat werden nun die Worte Norditalien/Süditalien gelöscht, ggf. zusätzlich die Namen der Verbzeiten. Ziel der Aufgabe ist es, die Regel selbstständig korrekt zu ergänzen. Dies sollen die Schüler versuchen, indem sie beispielsweise im *Gleichnis vom verlorenen Sohn* zuerst die dort vorhandenen *passato remoto*-Formen finden und isolieren. Im nächsten Schritt könnten dann mithilfe der „Einzelauswahl von Orten und Stimuli“ für jede Region mindestens ein Ort und ein paar Beispielsätze ausgewählt werden. Durch einfaches Anhören der Antwortsätze sollte der Schüler einen ersten Überblick über die mündliche Verwendung des *passato remoto* im italienischen Sprachraum bekommen und in der Lage sein, ein aussagekräftiges Ergebnis zu formulieren. Als erwünschten Nebeneffekt bekommt der Italienischlernende auch gleich einen Eindruck von den jeweiligen regionalen Dialekten.

Alternativ zur „Einzelauswahl“ könnte natürlich auch in gleicher Weise VIVALDI Maps verwendet werden. Mithilfe der Einzelkarten könnten die Schüler auch Region für Region (z.B. von Norden nach Süden) untersuchen und auswerten, indem sie sich im syntaktischen Teil von VIVALDI folgenden Satz anhören, der den Probanden mit der Aufforderung vorgelegt wurde, ihn sinngemäß im lokalen Dialekt wiederzugeben: *Un ramo marcio mi è caduto sul viso; mi ha fatto sanguinare il naso.* Von besonderem Interesse ist hierbei, ob und wie die beiden Verbformen *è caduto* und *ha fatto* transformiert werden.

An dieser Stelle ist anzumerken, dass die erhobenen Daten kein einheitliches Bild ergeben, was vermutlich auf die leichte Steuerung aufgrund des Satzimpulses im *passato prossimo* sowie den impliziten Gegenwartsbezug des Satzes zurückzuführen ist. Dennoch finden sich noch genügend Beispiele, anhand derer sich die Regel selbst herausfinden lässt. Unser Vorschlag für eine Vorauswahl, die auch der Reduzierung der Datenmenge und dem Ausschluss der hier nicht relevanten Minderheitensprachen dient, umfasst folgende Orte:

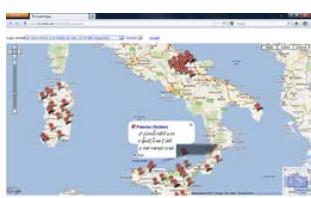
- Trentino: Delba, Canal San Bovo, Trento
- Venetien: Verona, Belluno, Anpezz/Cortina d'Ampezzo
- Sizilien: Vita, Palermo, Villalba, Patti, Bronte, Catania, Vittoria, Malfa

Auch hier ist der Zugriff auf die Daten über die „VIVALDI Maps“-Darstellung sehr komfortabel. Das Item lässt sich oben auf der Seite in einem Drop-down-Menü vorauswählen. Anschließend lassen sich die Hörbeispiele inklusive phonetischer Transkription abrufen (vgl. Abb. 3).

Als weitere Möglichkeit zur Erarbeitung des regional unterschiedlichen Gebrauchs der Vergangenheitszeiten ist auch das *Gleichnis vom verlorenen Sohn*, bei dem die Probanden einen längeren Text in der Vergangenheit nacherzählen mussten, geeignet. Auch hier können die Beispielsätze entweder direkt in VIVALDI oder über VIVALDI Maps angesteuert werden.

Die oben vorgeschlagenen Ideen lassen sich je nach Vorkenntnissen der Lerner selbstverständlich auch

Abb. 3: VIVALDI Maps



in der Hochschule einsetzen. Hierzu möchten wir im Folgenden noch einige weiterführende Anregungen geben.

3 Hochschuldidaktik und Lehrerbildung

Durch die wissenschaftliche Ausrichtung von VIVALDI gibt es für den Einsatz in der Hochschule natürlich eine Vielzahl von Verwendungsmöglichkeiten. Ein möglicher Schwerpunkt liegt dabei sicherlich in der Phonetik, da VIVALDI jederzeit als Begleitmaterial zur akustischen Präsentation der behandelten Phänomene herangezogen werden kann. Hierbei eignen sich insbesondere die dem Standarditalienischen zugrunde liegenden mittelitalienischen Varietäten wie das Florentinische.

Wir möchten an dieser Stelle nur ein Beispiel für den Phonetikunterricht herausgreifen. Bekanntermaßen lässt sich an der geographischen Linie La Spezia–Rimini ein sogenanntes Isoglossenbündel feststellen. Dieses markiert den Übergang zwischen Ausprägungen mehrerer sprachlicher Phänomene, so dass es zu einer Varietätengrenze kommt. Diese Linie ist insofern von besonderem Interesse, als sie nicht nur für die romanischen Varietäten des italienischen Staatsgebiets relevant ist, sondern gleichzeitig eine Einteilung der romanischen Sprachen in West- und Ostromanía erlaubt. Die Varietäten nördlich dieser Linie weisen viele wichtige gemeinsame Merkmale mit den westromanischen Sprachformen auf (z.B. Spanisch, Portugiesisch), während diejenigen südlich der Linie zur Ostromanía gezählt werden. Ein phonetisches Phänomen, das hier eine Rolle spielt, ist die Sonorisierung der intervokalischen Plosive. Konkret heißt dies, dass /p/, /t/, /k/ zwischen zwei Vokalen nördlich der Linie stimmhaft als [b], [d], [g] oder sogar als friktiver Laut [ɸ], [θ], [χ] realisiert werden. Im Nordwesten kommt es häufig sogar zum vollständigen Schwund des Lautes.

Im Unterricht kann diese Entwicklung anhand ausgewählter Beispiele aus VIVALDI selbständig entdeckt und nachvollzogen werden. Aussagekräftige Items aus dem VIVALDI-Korpus (phonetischer Teil) sind:

- la catena (Beispiel: San Stino di Livenza/Venetien vs. Aidone 2/Sizilien)
- il fuoco (Beispiel: Auronzo di Cadore/Venetien vs. Giarratana/Sizilien)
- il cappello (Beispiel: Verona/Venetien vs. Casa del Diavolo/Umbrien)

Die Vertrautheit mit diesen Phänomenen ist als Rüstzeug für die romanische Interkomprehension nicht zu unterschätzen. VIVALDI bietet hier einen großen lernpsychologischen Vorteil, denn der „sprechende“ Sprachatlas erlaubt es, die Phänomene nicht nur auf einer abstrakt-kognitiven und schriftlichen Ebene zu erkunden, sondern sie auch auditiv und damit unter Einbeziehung eines weiteren Sinns kennenzulernen.

Von der diatopischen und synchronen Ebene ist es nun nur noch ein kleiner Schritt zur diachronen Sprachbetrachtung. Auch in Seminaren zur Sprachgeschichte spielen Phänomene wie die genannten, aber auch Lautentwicklungen wie Diphthongierung und Umlautung (Metaphonie), der Gebrauch von *tenere* vs. *avere*, die Entwicklung der Artikel usw. eine große Rolle. Da manche Varietäten einen älteren Sprachstand konservieren als andere oder die standardisierte Hochsprache, ist die diachrone Achse auf der diatopischen Ebene teilweise nachzuvollziehen.

4 Fazit

Der Habitus forschenden Lernens, dessen Bedeutung für schulisches Lernen wir oben

hervorgehoben haben, ist selbstverständlich für Lehramtsstudierende von noch größerer Bedeutung. Die digitale Verfügbarkeit und einfache Nutzung einer Sprachdatenbank wie VIVALDI bietet hier ein weites Betätigungsfeld, sie lädt buchstäblich dazu ein, forschendes Lernen zu praktizieren. Wenn Studierende in diesem Rahmen eine Sensibilität für den Varietätenreichtum im italienischen Sprachraum entwickeln, so wird sie dies mit hoher Wahrscheinlichkeit gegen ein allzu rigides Normverständnis wappnen. Dies wäre im Hinblick auf jenen toleranten Umgang mit Fehlern im Fremdsprachenunterricht durchaus wünschenswert, den auch der Gemeinsame Europäische Referenzrahmen für Sprachen nahelegt.

Schließlich und letztlich ist noch zu nennen, dass besonders interessierte Studierende die Möglichkeit haben, im Rahmen einer Abschlussarbeit oder Dissertation selbst an der Datenerhebung mitzuwirken und so einen handelnden Einblick in die Methodik der Feldforschung zu gewinnen. Kurzum: Es sollte deutlich geworden sein, dass VIVALDI sehr wohl didaktische Potenziale auf der Ebene schulischen Italienischunterrichts wie auch der Italienischlehrerausbildung besitzt. Dafür gebührt unserem Jubilar Dank!

Anmerkungen

¹ Der Aufnahmepunkt Florenz war zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Beitrags noch nicht in VIVALDI vorhanden, ist aber in der Zwischenzeit eingefügt worden.

Literatur

Fratter, Ivana/Troncarelli, Claudia (2007): *Azzurro A1/A2. Italienisch Intensivkurs mit Audio-CD*, Stuttgart.

Gnutzmann, Claus (1997): Language Awareness. Geschichte, Grundlagen, Anwendungen, in: *Praxis des neusprachlichen Unterrichts* 3, 227–236.

– (2010): Language Awareness, in: Wolfgang Hallet/Frank G. Königs (Hg.): *Handbuch Fremdsprachendidaktik*, Seelze-Velber, 115–119.

Gruppo Lingua (2011): *Italiano – Pronti, Via!*, Stuttgart.

Kirsten, Gerhard/Mack, Barbara (2009): *Grammatica italiana per tutti*, Stuttgart.

Krenn, Herwig (1996): *Italienische Grammatik*, Ismaning.

Leitzke-Ungerer, Eva (2008): Mehrsprachigkeitsdidaktik und mehrsprachige Kommunikationssituationen in den neuen Lehrwerken für den Französisch- und Spanischunterricht, in: Christiane Fäcke/Walburga Hülk/Franz-Joseph Klein (Hg.): *Multietnizität, Migration und Mehrsprachigkeit. Festschrift zum 65. Geburtstag von Adelheid Schumann*, Stuttgart, 105–124.

VIVALDI = *Vivaio Acustico delle Lingue e dei Dialetti d'Italia*, <http://www2.hu-berlin.de/vivaldi>.

Zorzan, Lorenza et al. (2011): *Con piacere A2. Lehr- und Arbeitsbuch Italienisch mit 2 Audio-CDs*, Stuttgart.

Für eine kritische Durchsicht des Manuskripts bedanken sich die Autoren bei Sara Mamprin.



Esperanto - eine Minderheitensprache?

Johannes Klare, Berlin

DIETER KATTENBUSCH zum 60. Geburtstag am 13. Januar 2012

Gemeinsame Forschungsinteressen

Seit Anfang der 1990er Jahre hatte ich am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin das Vergnügen, mit Prof. Dieter Kattenbusch die romanistische Sprachwissenschaft in Forschung und Lehre zu vertreten. Unsere Spezialgebiete lagen und liegen streckenweise auf der gleichen Linie: Galloromania und Italaromania sind unsere bevorzugten Bereiche, in denen wir tätig geworden sind. Ein Forschungsgebiet, das Dieter Kattenbusch schon länger am Herzen liegt, ist die sprachliche Minderheitenproblematik in der Romania.¹ Der von ihm 1995 herausgegebene Sammelband *Minderheiten in der Romania* – geboten werden die Vorträge, die Ende September 1993 auf dem 23. Romanistentag in Potsdam gehalten wurden – gilt noch immer als ein Referenzwerk für dieses Sachgebiet. Wir werden Kattenbuschs Sachverstand in Sachen Minderheitensprachen für die Erörterung der im Titel meines Beitrags aufgeworfenen Frage brauchen.

Selbstverständlich hat Kattenbusch in seinem eigenen Beitrag über *Die Lage der Minderheiten in Italien* im Sammelband von 1995 (95–116) auch das Sardische berührt, das schon lange mein besonderes Interesse beansprucht, insbesondere, weil diese zwischen West- und Ostromania stehende romanische Sprache von dem Sardologen, Italianisten und Romanisten Max Leopold Wagner (1880–1962) untersucht wurde, den ich hochschätze und den ich persönlich, anlässlich des VIII. Internationalen Romanistenkongresses 1956 in Florenz, kennengelernt habe. Hinzu kommt, dass Wagner fünf Jahre am Berliner Romanischen Institut wirkte, an dem wir beide – Kattenbusch und ich – in seiner Nachfolge tätig geworden sind: Kattenbusch seit 1996 und damit noch für etliche fruchtbringende Jahre, und ich von 1956 bis 1995 und noch einige weitere Semester bis ins Jahr 2001 (vgl. Klare 2011) hinein, da sich die Nachfolge auf meinen Lehrstuhl verzögert hatte.

Bedeutende Romanisten am Romanischen Institut in Berlin

Zwischen 1921 und 1924 hatte Max Leopold Wagner an unserem Romanischen Institut, das erst 1896 als selbständiges Romanisches Seminar gegründet worden war, eine sprachwissenschaftliche Professur inne. Und er war Nachfolger zweier großer

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Johannes Klare, Prof. em. Dr., Jahrgang 1930. Abitur 1948 in Freiberg/Sachsen; Studium der Romanistik, Anglistik und Allgemeinen Sprachwissenschaft 1948–1951 in Halle/S. und 1951–1952 an der Berliner Humboldt-Universität. 1956 Promotion bei Kurt Baldinger; 1968 Habilitation. Ab 1959 Dozent für Romanische Philologie in Berlin, o. Professor 1969 bis 1995. Nach Berentung Lehrstuhlvertretung bis 2001 am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin. In Lehre und Forschung engere Bezüge zu dem Galloromanisten und Italianisten Dieter Kattenbusch, der seit 1996 als Ordinarius am Berliner Institut für Romanistik tätig ist.

Romanisten: Als erste eigentliche romanistische Sprachwissenschaftler standen Berlin zwei herausragende Schweizer Professoren zur Verfügung: von 1867 bis 1910 Adolf Tobler (1835–1910) und als dessen unmittelbarer Nachfolger Heinrich Morf (1854–1921), der zwischen 1910 und 1920 in Berlin Forschung und Lehre vertrat.

Max Leopold Wagner musste 1924 seine Professur unfreiwillig aufgeben; zu dieser ganzen Problematik verweise ich auf meine wissenschafts- und institutsgeschichtliche Untersuchung, die demnächst erscheinen wird (Klare 2012).

Wagners direkter Nachfolger in Berlin wurde von 1925 bis 1945 Ernst Gamillscheg (1887–1971), der 1946 aus den Reihen der Berliner Universität wegen seiner Verstrickungen mit dem NS-Regime ausgeschlossen wurde und deshalb nach Tübingen ging. Ein Blick auf unsere weiteren Amtsvorgänger sei erlaubt: Es folgte 1945 ein kurzes Intermezzo von Günter Reichenkron (1907–1966) – nach seiner Habilitation bei Gamillscheg hatte er 1940 eine Professur an der „Reichsuniversität“ Posen übernommen, kehrte 1945 nach Berlin zurück und wechselte dann wie der Literaturwissenschaftler Fritz Neubert (1886–1970) zu der 1948 gegründeten Freien Universität (FU) nach Westberlin über. Nunmehr übernahmen wiederum zwei Schweizer Professoren unser sprachwissenschaftliches Fachgebiet. Ab 1947 weilte Walther von Wartburg (1888–1971) als Gastprofessor in Berlin und wurde 1948 abgelöst von seinem Basler Schüler Kurt Baldinger (1919–2007) – meinem wichtigsten akademischen Lehrer –, der die romanistische Sprachwissenschaft bis 1957 in Ostberlin vertrat und dann nach Heidelberg berufen wurde.

Interlinguistik und Esperanto

Im Mittelpunkt meines Beitrags zur Festschrift Kattenbusch stehen einige Probleme der Interlinguistik, der Esperantologie und damit des Esperanto als der wichtigsten heute schriftlich wie mündlich zur Verfügung stehenden und funktionierenden Welthilfssprache oder Plansprache. Dies geschieht in der Annahme, dass sich mein Berliner Kollege Dieter Kattenbusch nicht nur für linguistische, sondern auch für interlinguistische Probleme interessieren dürfte.

Der Esperantist und Interlinguist Detlev Blanke

Innerhalb der Linguistik hat die Interlinguistik als Teilbereich oder Unterdisziplin erst allmählich einen gesicherten Platz gefunden. Dies hängt sicher auch damit zusammen, dass der Gegenstand der Interlinguistik nicht eindeutig bestimmt war; es wurde also – und wird teilweise noch immer – Verschiedenes unter diesem Begriff subsumiert. Um die Begriffsklärung haben sich in den letzten Jahren mehrere international renommierte Fachvertreter erfolgreich bemüht (vgl. Schubert 1989; Tonkin 1997; Sagaguchi 1998). Einen hervorragenden Platz unter diesen nimmt der Ostberliner Interlinguist Detlev Blanke, Jahrgang 1941, ein, der – nach einem mehrjährigen, vor allem germanistischen Studium an der Rostocker Universität und einem jahrelangen intensiven Selbststudium des Esperanto sowie nach einigen Jahren Lehramt in der Schule – 1976 an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer noch vordergründig vergleichenden sprachwissenschaftlichen Arbeit *Wortbildung im Esperanto und im Deutschen* (Blanke 1981) promoviert hat. Neun Jahre später habilitierte er sich an der Berliner Universität mit der Habilitationsschrift *Internationale Plansprachen* (Blanke 1985) interlinguistisch. Eines der Fachgutachten für diese grundlegende Schrift wurde von mir im Auftrag der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät vorgelegt.

In ihrer Einführung zur 2011 erschienenen Festschrift *Florilegium interlinguisticum – Detlev Blanke zum 70. Geburtstag* – stellen die Herausgeber Cyril Brosch und Sabine Fiedler zutreffend fest: „Seine Habilitation war die erste auf diesem Gebiet im Weltmaßstab. Er führte damit das Fach Interlinguistik in die wissenschaftliche Landschaft ein und ebnete so auch den Weg für nachfolgende Forschungen. 1988 wurde er an die Humboldt-Universität zum ‚Honorandozenten für Interlinguistik‘ berufen“ (Brosch/Fiedler

2011: 10). Detlev Blanke hatte schon frühzeitig mit einer Fülle weiterer Initiativen die Entwicklung der Interlinguistik befördert, die auch schon die Herausgeber der Festschrift für Blanke zum 60. Geburtstag 2001 entsprechend gewürdigt haben (Fiedler/Liu 2001: 11–14). Ab 1965 erschien (bis 1990) die von Blanke ab 1968 herausgegebene Zeitschrift *der esperantist* in Ostberlin; ab 1968 war Blanke Leiter der Abteilung Interlinguistik/Esperantologie im Kulturbund der DDR, die ab 1981 weiterexistierte als Esperanto-Verband im Kulturbund der DDR (GDREA). Auch hier entwickelte er jahrelang welfoffen die interlinguistischen Studien durch wissenschaftliche Konferenzen, internationale Fachseminare usw. Nach der politischen Wende erfolgte im Mai 1991 in Berlin die konfliktfreie Vereinigung der beiden deutschen Esperanto-Verbände, wozu Blanke als stellvertretender Vorsitzender von GDREA einen wesentlichen Beitrag leistete. Im gleichen Jahr 1991 wurde dann die international einzigartige *Gesellschaft für Interlinguistik e. V.* (GIL) gegründet, deren erster Vorsitzender Detlev Blanke bis heute ist; gleichzeitig ist er Herausgeber der *Interlinguistischen Informationen* der GIL und der meisten der bislang erschienenen 17 umfangreichen *Beihefte*. International wohlbekannt sind auch Blankes Aktivitäten innerhalb der Weltkongresse der Universala Esperanto-Asocio (UEA), in deren Rahmen er eine Serie internationaler Konferenzen organisierte. Im Jahr 1999 fand in Berlin der 84. Esperanto-Weltkongress statt mit nahezu 200 Einzelveranstaltungen und 2700 Teilnehmern aus 66 Ländern (Wollenberg 2001: 490).

Die UEA war 1908 gegründet worden und ist heute mit fast 100 Landesverbänden in der ganzen Welt eng verbunden. Die Weltkongresse des Esperanto-Weltbundes finden grundsätzlich in jedem Jahr statt; mehrere Tausend Esperantisten aus 60 bis 80 Ländern nehmen daran teil.

Die Frage, mit welcher Sprecherzahl in Bezug auf das Esperanto gerechnet werden kann, ist auch heute nicht klar zu beantworten. Die vorliegenden Angaben sind widersprüchlich: unter Verweis auf den kanadischen Esperantisten Mark Fetter (2003: 43) geht Sabine Fiedler (2011: 93) von weniger als 150.000 Sprechern aus. Andere Schätzungen, so die von Claude Piron (1989), auf die sich Fiedler auch beruft, liegen wesentlich höher, von einer halben Million oder zwei bis 3,5 Millionen reichen die Angaben (ebd.). Blanke ist durch eine Vielzahl einschlägiger Publikationen (mehr als 1600) wissenschaftlich ausgewiesen; die Liste seiner Veröffentlichungen für den Zeitraum 1958 bis 2011 bieten in Auswahl Fiedler/Liu (2001: 681–725), Blanke (2006: 331–338) sowie Brosch/Fiedler (2011: 19–28). Im Jahr 2011 gab Ulrich Becker im Verlag Mondial in New York die Gesamtbibliographie von Detlev Blanke in einem 234 Seiten umfassenden Werk in Esperanto und in deutscher Sprache heraus (Becker 2011).

Interlinguistik – eine Begriffsbestimmung

Zum Gegenstand der Interlinguistik hat sich Detlev Blanke mehrfach ausdrücklich geäußert, (zuletzt 2006: 19–34, insbesondere 21ff.). Der Terminus Interlinguistik (interlinguistique) wurde 1911 von dem belgischen Forscher Jules Meysmans (vgl. Meysmans 1911–1912), dem Herausgeber der wenig bekannten Zeitschrift *Lingua Internationale*, eingeführt „für eine zu entwickelnde wissenschaftliche Disziplin über internationale Hilfssprachen“ (Blanke 2006: 20). Anfang der 1930er Jahre hat der bedeutende dänische Linguist und Anglist Otto Jespersen (1860–1943) – der 1928 ein eigenes Plansprachenprojekt (Novial) erarbeitet und veröffentlicht hat, das jedoch kaum Bedeutung erlangte – die Interlinguistik als neue Disziplin in der Sprachwissenschaft fest etabliert (Jespersen 1928; 1930/1931; 1976) und damit viele Arbeiten zu diesem Gegenstand und den Problemen dieser neuen Disziplin angeregt. Es entwickeln sich bis heute verschiedene Auffassungen, Richtungen, sogar Schulen, die Interlinguistik unterschiedlich bestimmen und definieren. Blanke (2006: 22) versucht diese Standpunkte in vier Positionen zu resümieren; Interlinguistik ist

1. „die Wissenschaft von den internationalen Hilfssprachen (sowohl Ethnospalten in

- ihrer Funktion als Lingua franca als auch Plansprachen bzw. nur Plansprachen)“,
2. „die Wissenschaft von der internationalen sprachlichen Kommunikation“,
 3. „kontrastive Linguistik, Linguistik der Mehrsprachlichkeit“,
 4. „die Wissenschaft von den Plansprachen Interlingue und Interlingua“.

Innerhalb dieses weiten Rahmens ist auch das Interlinguistikkonzept des Tübinger und dann Salzburger Romanisten Mario Wandruszka (1911–2004) mit erfasst. Im Jahre 1971 hatte Wandruszka sein Werk *Interlinguistik. Umrisse einer neuen Sprachwissenschaft* (Wandruszka 1971) bei Piper in München publiziert. Im gleichen Jahr wurde Wandruszka mit einer Festschrift *Interlinguistica* geehrt, die in Tübingen erschienen ist (vgl. Bausch/Gauger 1971). 1973 hat sich Wandruszka nochmals ausführlich mit seiner Interlinguistik, ihrem Gegenstand und deren Vorläufern, die ebenfalls schon „kontrastive Linguistik“ betrieben, beschäftigt, wobei Charles Bally (1865–1947) den Anfang gemacht habe (Wandruszka 1973). Wandruszkas interlingual gefasstes Konzept basiert auf der europäischen Mehrsprachigkeit und dem systematischen kontrastiven Sprach- und Übersetzungsvergleich, den Wandruszka in mehreren Büchern (Wandruszka 1979; 1984) umgesetzt hat. Wandruszka untersucht kontrastiv, konfrontativ und differenziell ausgewählte Bereiche des Wortschatzes, der Grammatik und der Idiomatik von sechs ihm zur Verfügung stehenden europäischen Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch und auch Portugiesisch).

Es erhebt sich dringend die Frage, ob es sinnvoll war, dafür den spätestens seit Jespersen besetzten Terminus Interlinguistik zu beanspruchen. Offensichtlich geschah dies in Unkenntnis der bis 1971 vorliegenden reichen originären interlinguistischen Fachliteratur (Blanke 2006: 31). Die unter 3. genannte Position trägt also die Bezeichnung Interlinguistik eigentlich zu Unrecht. Dies gilt offenbar auch für die unter 4. klassifizierte Position; sie bezieht sich allein auf zwei Plansprachen, so das Occidental-Interlingue, das der aus Estland stammende Marineoffizier und spätere Mathematik- und Physiklehrer Edgar de Wahl (1867–1948) im Jahre 1922 entwickelt hat, und auf den Linguisten Alexander Gode (1906–1970), der 1951 im Rahmen der New Yorker International Auxiliary Language Association (IALA) die Plansprache Interlingua vorgelegt hat. Edgar de Wahl und Alexander Gode haben ihr System nur gelegentlich als „interlinguistica“ bezeichnet. Zur IALA, die von 1924 bis 1953 existiert und größere internationale Konferenzen durchgeführt hat (so 1930 in Genf mit Otto Jespersen und 1936 in Kopenhagen), sowie zu de Wahl, Gode und André Martinet, der von 1946 bis 1955 an der New Yorker Columbia University wirkte und zudem von 1946 bis 1948 auch Direktor der IALA war, kann Blanke (1985: 167–173) und Klare (2010: 20f.) eingesehen werden.

Von den vier Positionen, die Blanke differenziert hat, verbleiben somit nur die Positionen 1 und 2, die allein den originären interlinguistischen Gegenstand betreffen. Blanke (2006: 299) definiert daher diese originäre Interlinguistik wie folgt: Interlinguistik ist „der interdisziplinäre Zweig der Sprachwissenschaft [...], der sämtliche Mittel und Aspekte der internationalen sprachlichen Kommunikation erforscht“. Und auf ihrer Internetseite hatte die von Blanke geleitete Berliner GIL den Begriff der Interlinguistik ein paar Jahre vorher wie folgt definiert: „Unter Interlinguistik verstehen wir die Wissenschaft von der internationalen sprachlichen Kommunikation mit allen ihren Aspekten. Das impliziert die Funktion, Struktur, Entwicklung und Anwendung von Ethnospachen und Plansprachen als internationale Kommunikationsmittel“ (Becker 2001: 257). Ulrich Becker – einer meiner ehemaligen Berliner Schüler – diskutiert in seinem Aufsatz weitere im Internet verbreitete Definitionen des Fachbegriffs Interlinguistik.

Zur Geschichte der Plan- und Welthilfssprachen

Die Geschichte der internationalen Hilfssprachen, der Welthilfssprachen, der Plansprachen reicht weit in die Jahrhunderte zurück; Descartes, Leibniz und Comenius

sind dafür in Anspruch zu nehmen (Couturat/Leau 1903; 1907). Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegen mehrere Plansprachen vor, die von genialen linguistischen Laien erarbeitet wurden, sich als sprech- und lesbar erwiesen und begonnen haben, sich in der kommunikativen Praxis zu bewähren. Seit 1879 gilt dies für das Volapük des badischen Prälaten Johann Martin Schleyer (1831–1912) – eine regelrechte Volapük-Bewegung hat etwa ein ganzes Jahrzehnt eine beachtliche Rolle gespielt. Und seit 1887 lebt das Esperanto, das von dem polnischen Augenarzt Ludwik Lejzer Zamenhof (1859–1917) als ausbaufähige Sprachskizze entworfen und umfassend weltweit ausgebaut wurde. In mehr als 120 Jahren hat es außerordentliche Durchsetzungskraft bewiesen, wird praktisch mündlich wie schriftlich angewendet und funktioniert somit bestens. Seit dem Zweiten Weltkrieg ist die Zahl der zum Esperanto vorgelegten Untersuchungen immens gewachsen. Dies berechtigt nach Blanke (2006: 33) dazu, „von einer eigenen linguistischen Disziplin, der Esperantologie, zu sprechen“. Die stetig gewachsene Zahl der Esperantisten bildet eine weltweit agierende Kommunikationsgemeinschaft, für viele Esperantisten eine weltweit agierende Sprechergemeinschaft und sogar eine weltweit agierende Sprachgemeinschaft, die in ihrer Geschichte auch Verfolgung und Repressalien ausgesetzt war, wie im deutschen NS-Staat. So wurde der Deutsche Arbeiter-Esperanto-Bund in Leipzig 1933 verboten und in der Sowjetunion herrschte das Verbot von 1938 bis 1956 (Lins 1988).

Kernbereich der Interlinguistik bleiben für Blanke (2006: 34) zu Recht die Plansprachen, insbesondere das Esperanto. „Ohne Kenntnis des Esperanto sind ernsthafte Forschungen zu Fragen der Interlinguistik nicht möglich.“ Nebenbei ist noch zu erwähnen, dass der Terminus Plansprache von Eugen Wüster (1898–1977) im Jahre 1931 eingeführt wurde (Wüster 1970 [1931]). Wüster gilt als der Begründer der Terminologiewissenschaft und als Mitbegründer der Esperantologie (Wüster 1976), neben dem Genfer Mathematiker René de Saussure (1868–1943), dem jüngeren Bruder von Ferdinand de Saussure (1857–1913).

Esperanto – eine Minderheitensprache?

In dem von Sabine Fiedler (Jahrgang 1957), der Begründerin der esperantologischen Phraseologieforschung (1999), herausgegebenen umfangreichen *Beilage 16* (November 2009) der *Interlinguistischen Informationen* der Berliner GIL, das thematisch auf *Esperanto und andere Sprachen im Vergleich* orientiert ist, publiziert Goro Christoph Kimura einen Aufsatz „Esperanto als Minderheitensprache: Eine sprachsoziologische Betrachtung“ (2009: 11–24). Kimura ist ein japanischer, längere Zeit in Deutschland lebender und arbeitender Soziolinguist und Esperantist und zugleich Professor an der Sophia-Universität in Tokio. Seit 1994 ist er Mitglied der Berliner GIL. Dem Verfasser geht es um die „Frage der Vergleichbarkeit von Esperanto mit sog. Minderheitensprachen“, wobei er sich „auf den sprachsoziologischen Aspekt beschränken will“ (ebd.: 11). Zu Beginn seiner Ausführungen verweist Kimura nicht zufällig darauf, dass der seit 1908 bestehende Esperanto-Weltbund (UEA) im Jahre 2008 in einem Dokument festgestellt habe, „Universala Esperanto-Asocio subtenas minoritatajn lingvojn de pli ol 100 jaroj“, also: Der Esperanto-Weltbund unterstützt die Minderheitensprachen seit über 100 Jahren. Ausgehend vom aktuellen Zustand fragt sich Kimura sogar, „ob Esperanto nicht selber als Minderheitensprache aufgefasst werden kann“ (ebd.: 13), angeregt durch eine Feststellung des Toronton Esperantisten Mark Fetter (1996) schon im Titel seines Zeitschriftenaufsatzes in der niederländischen Fachzeitschrift *Language Problems and Language Planning*: „The Esperanto Community: A Quasi-ethnic Linguistic Minority?“. Mark Fetter regt einen Vergleich an mit „anderen“ sprachlichen Minderheiten, wobei dieser Aufruf bislang kaum Resonanz gefunden hat. Kimura greift diesen Aufruf beherzt auf als jemand, „der sich seit Anfang der 1990er Jahre mit Esperanto und fast gleichzeitig auch mit Minderheitensprachen, vor allem in Japan und Europa, beschäftigt hat“ (Kimura 2009: 13). Kimura hat im Osten Deutschlands das Sorbische und in Großbritannien (Cornwall) das Kornische intensiv erforscht, wobei Letzteres eine neuerdings wiederbelebte keltische Minderheitensprache ist, die im 18.

Jahrhundert fast ausgestorben war und heute wieder einige Tausend Sprecher aufweist. Beide Sprachräume, Sorbisch wie Kornisch, werden in die Argumentation Kimuras einbezogen.

Im ersten Vergleich mit anderen Minderheitensprachen stellt Kimura fest, „dass Esperanto-Sprecher [...] immer und in allen Ländern und Regionen zahlenmäßig in der Minderheit waren und dass diese Sprache nur ausnahmsweise einen anerkannten Status in einer öffentlichen nationalen oder internationalen Institution erlangte“ (ebd.: 13). Kimura meint, dass schon diese Tatsache es erlaube, die Plansprache als Minderheitensprache zu „qualifizieren“. Hinzu kommt für Kimura, dass zwischen den nicht allzu zahlreichen Esperanto-Sprechern eine „Intimität“ entstehe, sich eine Gemeinschaft herausbilde und dass Esperanto somit wie bei Minderheitensprachen auch „die Funktion eines Identifikationsmittels“ (ebd.: 15) erfülle. Zudem seien Minderheiten von Seiten der jeweils dominierenden Mehrheit Belästigungen ausgesetzt, die auf Vorurteilen und den bestehenden Machtverhältnissen beruhen; dies „gilt für Minderheitensprachen und auch für Esperanto“ (ebd.). Kimura sieht also eine Reihe von Gemeinsamkeiten zwischen Esperanto und Minderheitensprachen. Dennoch kann sich Kimura nicht dem verständlichen Einwand verschließen, dass es trotz bestehender Gemeinsamkeiten „doch erhebliche Unterschiede zwischen Esperanto und Minderheitensprachen gibt“ (ebd.: 17).

Traditionell gilt für die Minderheitensprachen normalerweise, dass ihre Sprecher im jeweils angestammten Siedlungsgebiet als kompakte Siedlungsgruppe auftreten und sich dort in der Mehrheit befinden; dennoch gilt schon für manche Region mit Minderheitensprache, dass es kaum mehr reine Sprachgebiete für die jeweils gesprochene Minderheitensprache gibt, sodass das Verbreitungsterrain nicht mehr überall als kompakte Fläche erscheint, sondern eher als Punkte darzustellen wäre; es sind in solchen Fällen jeweils nur bestimmte Ortsgruppen oder sogar nur noch Einzelpersonen anzutreffen, die die Sprache beherrschen. Kimura glaubt daraus ableiten zu können, „die Verbreitung von Esperanto-Sprechern könnte man auch nicht anders kartographisch darstellen“ (ebd.: 18). Hinzu käme, dass sich Minderheitensprachen heute oft nicht mehr auf das jeweilige angestammte traditionelle Siedlungsgebiet beschränken: „Die Netzwerke der Sprecher bestehen über die Grenzen der Region hinweg“ (ebd.: 19). Die heutigen modernen Medien, Internet etc. eröffnen diese großen Möglichkeiten. Trotzdem muss Kimura der für uns wichtigen grundsätzlichen Feststellung zustimmen: „Das angestammte Siedlungsgebiet wird für viele Sprachminderheiten weiterhin von zentraler Bedeutung sein“ (ebd.). Für uns ist und bleibt dies sogar das Hauptbestimmungskriterium für das Vorliegen eines Minderheitensprachen-Status. In diesen Gebieten sind und bleiben die Minderheitensprachen Muttersprachen; und auch dies steht im flagranten Gegensatz zu jeder Plansprache, also auch in Bezug auf das Esperanto. Nicht nur Blanke hat mehrfach (auch 1995: 74) festgestellt, dass es „nicht die Aufgabe einer Plansprache ist, als Muttersprache zu funktionieren“. Das Vorhandensein eines kompakten Siedlungsgebietes ist auch im ethnolinguistischen Kontext Hauptvoraussetzung für die Anerkennung einer Sprache als Minderheitensprache. So wird den nomadisierenden „zingari“ in Teilen Italiens der Minderheitensprachen-Status nicht zuerkannt. Gleiches gilt für die Tausenden von Arbeitsmigranten, von immigrierenden (Gast-)Arbeitern in Italien und in anderen europäischen Ländern; ihre Sprachen gelten bis heute nicht als Minderheitensprachen (Kattenbusch 1995: 105ff.).

Esperanto-Sprecher streben die Realisierung der sprachlichen Gleichberechtigung an; auch die Sprecher von Minderheitensprachen haben ähnliche, wenn nicht gleiche Ziele. Ein Ziel der Esperanto-Sprecher wird es wohl kaum sein, sich als Minderheitensprache zu verstehen und damit eine neue Minderheitensprache zu deklarieren. Normalerweise ist eine Minderheitensprache „eine vollwertige, alternative Sprache“ in dem jeweiligen Teil des Landes, in dem sie verwendet wird. Dagegen kämpft das Esperanto für manchen Betrachter noch immer gegen das böse Vorurteil, es diene doch nur „irgendeinem esoterischen ‚Hobby-Klub‘“ (Kimura 2009: 20).

Nur unter einem ganz bestimmten, verengten Blickwinkel, bei dem die Bezeichnung Minderheit semantisch eher allgemeinsprachlich-vorwissenschaftlich und nicht terminologisiert im Sinne eines linguistisch gefassten Terminus verstanden wird, erscheint das Esperanto vage als De-facto-Minderheitensprache, wobei grundsätzliche Bedenken bestehen bleiben müssen, weil es eben zwischen Minderheitensprachen und Esperanto nicht nur Verbindendes, sondern auch Trennendes gibt. Dahingestellt bleibt auch, ob die Betrachtung des Esperanto als De-facto-Minderheitensprache dem Ansporn und Ziel der Esperantobewegung dienlich ist, es in der internationalen Kommunikation stärker durchzusetzen.

Für die weltweite Durchsetzung einer Plansprache halten viele Fachleute – unter diesen der bedeutende französische Linguist und Interlinguist André Martinet (1908–1999) und der weltbekannte italienische Semiotiker und Linguist Umberto Eco (Jahrgang 1932) die gegenwärtigen Gegebenheiten für durchaus günstig, wobei nach Eco jedoch eine „politische Entscheidung flankiert von einer entsprechend geplanten weltweiten Medienkampagne“ – und er sieht hier „eine über nationale Behörde (wie die UNO oder das Europäische Parlament)“ in der Pflicht – dafür entscheidend wären (Eco 1997: 337f.). Wie ich an anderer Stelle zeigen konnte, sah also auch André Martinet wiederholt die Notwendigkeit der politischen Willensentscheidung als unabdingbare Voraussetzung für die rasche und nachhaltige Verbreitung einer Welthilfssprache vom Format des Esperanto (Klare 2010: 9–37).

Martinet hat sich mehrfach für das Esperanto als Lingua franca ausgesprochen und dies gegen alle gegenwärtig vorherrschenden Tendenzen, das Englische – besser das Angloamerikanische – als Lingua franca weiter zu befördern. Martinet wendet sich scharf auch gegen modifizierte und reduzierte Formen des Englischen wie das „Basic English“, das seit 1930 propagiert wurde. Martinet gehört zu denjenigen, die sich energisch für den weltweiten Einsatz einer von allen Ethnien gleichermaßen zu erlernenden Fremdsprache engagiert haben. Esperanto ist für Martinet fast immer eine gute Option dafür gewesen (vgl. Martinet 1987; 1991; 1993). Esperanto existiert nur als Fremdsprache und damit nicht als Muttersprache; Esperanto muss also von jedem als Fremdsprache erlernt werden; es gibt normalerweise keine Native Speaker dieser Plansprache. Jeder Sprecher einer Plansprache ist somit – natürlich wie üblich bei Fremdsprachen noch auf unterschiedlichem Niveau – mindestens bilingual, d.h. zweisprachig. Wird eine Plansprache mündlich oder schriftlich als alleiniges Verständigungsmittel in einer solchen Kommunikationssituation eingesetzt, dann ist jeder Teilhaber quasi zumindest sprachlich gleichberechtigt; keiner genießt den Vorzug, dass er die kommunikativ eingesetzte Sprache vorteilhaft mit muttersprachlicher Kompetenz gebraucht (Klare 2010: 25).

Doch die heutige Wirklichkeit sieht noch immer anders aus. Schon der Blick auf Europa bestätigt dies: Die Europäische Union, eine Gemeinschaft von 27 Staaten mit – zumindest de jure – 23 gleichberechtigten Sprachen bietet in praxi eine andere Situation. De facto dominiert das Englische, wie Robert Phillipson (1996; 2003; 2009) und viele andere wie Sabine Fiedler (2010: 211) gezeigt haben. Man hat diese Situation durchaus nicht zu Unrecht als sprachlichen Imperialismus des Angloamerikanischen in der heutigen Welt bezeichnet, so Phillipson.

Resümee

Zusammenfassend ist festzustellen, dass es vielleicht verlockend – aber gewiss nicht unproblematisch – ist, die Plansprache Esperanto in Bezug zu den Minderheitensprachen zu setzen. Dabei ist zu beachten, dass bei diesen Erörterungen „Minderheit“ zuweilen eben eher im landläufigen, vorwissenschaftlichen Sinn gebraucht wird und nicht konsequent im terminologisierten linguistisch festgelegten Sinn der Minderheitensprachentheorie. Es gibt offensichtlich gewisse Berührungspunkte zwischen Esperanto, anderen Plansprachen und gängigen ethnopsprachigen Minderheitensprachen in Europa und anderswo.

Entscheidend aber ist das Trennende in Bezug auf das Esperanto: Es ist das Nichtvorhandensein, die Nichterfüllung des wichtigsten Bestimmungskriteriums für eine sprachliche Minderheit/Minorität. Es besitzt kein historisch angestammtes kompaktes Siedlungsgebiet innerhalb des größeren, von der politisch, rechtlich usw. dominanten Mehrheit beanspruchten Territoriums. Das Esperanto und damit die Esperanto-Sprecher bilden eine verstreut auftretende Kommunikationsgemeinschaft. Diese tritt eher punktuell und kaum kompakt in Erscheinung; sie ist aber entwicklungs- und ausbaufähig. Das Wenige, das als verbindend zwischen Esperanto und Minderheitsprachen ins Feld geführt werden konnte, ist kaum ausreichend, um sinnvollerweise Esperanto als Minderheitsprache in Anspruch zu nehmen. Meine Antwort lautet also: Das Esperanto ist keine Minderheitsprache in dem Sinne, wie die linguistische Forschung die Kategorie Minderheitsprache bislang bestimmt und definiert hat. Dies lässt unberüht, dass es noch Defizite bei der Fixierung solider und brauchbarer Kriterien zur zweifelsfreien Bestimmung dessen gibt, was eine Minderheitsprache auszeichnet.

Auch Dieter Kattenbusch als romanistischer Minderheitsprachenexperte wird hier sicher nicht ohne gewisse Reserven an die für das Esperanto aufgeworfene Problematik herangehen.

Anmerkungen

¹ Hervorragend ausgewiesen ist Kattenbusch zudem als Spezialist für das Dolomitenladinische und dessen vom Sellamassiv ausgehende Talschaftsvarietäten, die er unter dem Sammelbegriff Sellaladinisch zusammengefasst hat.

Literatur

- Bausch, Karl-Richard/Gauger, Hans-Martin (Hg.) (1971): *INTERLINGUISTICA. Sprachvergleich und Übersetzung Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka*, Tübingen.
- Becker, Ulrich (2001): Interlinguistik und Internet, in: Sabine Fiedler/Haitao Liu (Hg.): 254–277.
- (Hrsg.) (2011): *Interlinguistiko kaj Esperantologio. Bibliografio de la publikajoj de Detlev Blanke .../Interlinguistik und Esperantologie. Bibliographie der Veröffentlichungen von Detlev Blanke*, New York.
- Blanke, Detlev (1981): Plansprachen und Nationalsprachen. Einige Probleme der Wortbildung des Esperanto und des Deutschen in Konfrontation, in: *Linguistische Studien*, Reihe A, 85. Berlin.
- (1985): *Internationale Plansprachen. Eine Einführung*, Berlin.
- (1995): Esperanto in soziolinguistischer Sicht, in: Jürgen Scharnhorst (Hg.): 69–81.
- (2006): *Interlinguistische Beiträge. Zum Wesen und zur Funktion internationaler Plansprachen*, Frankfurt a.M. et al.
- /Scharnhorst, Jürgen (Hg.) (2007): *Sprachenpolitik und Sprachkultur*, Frankfurt a.M. et al.
- Brosch, Cyril/Fiedler, Sabine (Hg.) (2011): *Florilegium interlinguisticum. Festschrift für Detlev Blanke zum 70. Geburtstag*, Frankfurt/Main et al.
- Couturat, Louis/Leau, Léopold (1903): *Histoire de la langue universelle*, Paris.
- (1907): *Les nouvelles langues internationales*, Paris.

Eco, Umberto (1997): *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*. Aus dem Italienischen von Burkhart Kroeber, München.

Ertler, Klaus-Dieter (Hg.) (2011): *Romanistik als Passion. Sternstunden der neuen Fachgeschichte II*, Wien/Berlin.

Fetter, Mark (1996): The Esperanto Community: A Quasi-ethnic Linguistic Minority?, in: *Language Problems and Language Planning* 20(1): 53–59.

– (2003): The geostrategies of interlingualisme, in: Maurais, Jacques/Morris, Michael A. (Hg.): 37–45.

Fiedler, Sabine (1999): *Plansprache und Phraseologie. Empirische Untersuchungen zu reproduziertem Sprachmaterial im Esperanto*, Frankfurt a.M. et al.

– (Hg.) (2009): *Esperanto und andere Sprachen im Vergleich. Interlinguistische Informationen*, Beiheft 16. Berlin (GIL).

– (2010): The English-as-a-lingua-franca-approach: Linguistic fair play?, in: *Language Problems and Language Planning* 34(3): 201–221.

– (2011): Das Thema Plansprachen (Esperanto) in der aktuellen sprachpolitischen Fachliteratur, in: Cyril Brosch/Sabine Fiedler (Hg.): 79–105.

–/Liu, Haitao (Hg.) (2001): *Studoj pri interlingvistiko/Studien zur Interlinguistik. Festschrift für Detlev Blanke zum 60. Geburtstag*, Dobrichovice-Praha.

Haupenthal, Reinhard (Hg.) (1976): *Plansprachen. Beiträge zur Interlinguistik*, Darmstadt.

Jespersen, Otto (1928): *An international language*, London (Eine internationale Sprache. Heidelberg 1928).

– (1930/31): A new science: Interlinguistics, in: *Psyche* (London) 11: 57–67.

– (1976): Interlinguistik – eine neue Wissenschaft. Aus dem Englischen, in: Reinhard Haupenthal (Hg.): 148–162.

Kattenbusch, Dieter (1995): Die Lage der Minderheiten in Italien, in: ders. (Hg.): 95–116.

– (Hg.) (1995): *Minderheiten in der Romania*. Wilhelmsfeld.

Kimura, Goro Christoph (2009): Esperanto als Minderheitensprache: Eine sprachsoziologische Studie, in: Sabine Fiedler (Hg.): 11–24.

Klare, Johannes (2010): André Martinet (1908–1999) – Ein bedeutender französischer Linguist und Interlinguist des 20. Jahrhunderts, in: *Interlinguistische Informationen*, Beiheft 17, Berlin (GIL): 9–37.

– (2011): „Ein Niedergang“ – oder doch eine weltoffene, wenn auch etwas andere Romanistik?, in: Klaus-Dieter Ertler (Hg.): 161–179.

– (2012): *Max Leopold Wagner (1880–1962) und die Romanistik an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität*, im Druck.

Lins, Ulrich (1988): *Die gefährliche Sprache. Die Verfolgung des Esperanto unter Hitler und Stalin*, Gerlingen.

Martinet, André (1987): Intervention d'André Martinet, linguiste. Inauguration de l'année du centenaire de l'Esperanto 16 décembre 1986 au siège de l'UNESCO, in: *Revue française d'Esperanto* 5(379): 62–64.

- (1991): Sur quelques questions d'interlinguistique. Une interview de François Lo Jacomo et Detlev Blanke, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 44: 675–687.
- (1993): *Mémoires d'un linguiste. Vivre les langues. Entretiens avec Georges Kassai et avec la collaboration de Jeanne Martinet*, Paris.
- Maurais, Jacques/Morris, Michael A. (Hg.) (2003): *Languages in a Globalising World*, Cambridge.
- Meysmans, Jules (1911–1912): Une science nouvelle, in: *Lingua internationale* 1(8): 14–16. Auch (in deutscher Sprache) in: Reinhard Haupenthal (Hg.) (1976): 11–12.
- Phillipson, Robert (1996): *Linguistic imperialism*, Oxford.
- (2003): English-Only Europe? Challenging Language Policy, London/New York.
- (2009): *Linguistic Imperialism Continued*, London/New York.
- Piron, Claude (1989): Who are the speakers of Esperanto?, in: Klaus Schubert (Hg.): 157–172.
- Sagaguchi, Alicja (1998): *Interlinguistik. Gegenstand, Ziele, Aufgaben, Methoden*, Frankfurt a.M. et al.
- Scharnhorst, Jürgen (Hg.) (1995): *Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich*, Frankfurt a.M. et al.
- Schubert, Klaus (Hg.) (1989): *Interlinguistics. Aspects of the Science of Planned Languages*, Berlin/New York.
- Tonkin, Humphrey (Hg.) (1997): *Esperanto, Interlinguistics & Planned Languages*, Lanham/New York/London.
- Wandruszka, Mario (1969): *Sprachen, vergleichbar und unvergleichlich*, München.
- (1971): *Interlinguistik. Umrisse einer neuen Sprachwissenschaft*, München.
- (1973): Interlinguistik, in: Goethe-Institut (Hg.): *Beiträge zu den Fortbildungskursen des Goethe-Instituts für Deutschlehrer und Hochschulgermanisten aus dem Ausland*, München: 39–52.
- (1979): *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*, München.
- (1984): *Das Leben der Sprachen. Vom menschlichen Sprechen und Gespräch*, Stuttgart.
- Wollenberg, Fritz (2001): Erfahrungen bei der Erforschung und Darstellung der Berliner Esperanto-Geschichte, in: Sabine Fiedler/Haitao Liu (Hg.): 487–503.
- Wüster, Eugen (1970 [1931]): *Internationale Sprachnormung in der Technik*, Berlin/Bonn.
- (1976): Die Benennungen ‚Esperantologie‘ und ‚Interlinguistik‘, in: Reinhard Haupenthal (Hg.): 271–277.

Internetquellen:

<http://www.interlinguistik-gil.de/> (Zugriff: 21. Juli 2011)



Der optimale Kattenbusch: The ultimate OT account of and for my dear old friend (but never fiancé!) Dieter K.

Trudel Meisenburg, Osnabrück

L'objectif de cette contribution à *(Das) diskrete Tatenbuch*¹ – oltre a fare le congratulazioni al collega e amico Dieter Kattenbusch – est d'offrir au monde (non-)scientifique un bref aperçu d'une théorie linguistique qui vient de connaître un succès inégalé parmi les initiés. Il s'agit de la célèbre Teoría de l'Optimalidad ou bien Optimality Theory, henceforth OT. One of the many advantages of this outstanding framework is its adaptability to all linguistic sub-disciplines, and furthermore to each and every single domain of social life. Y por eso vale también para honrar al muy estimado colega, el celeberrimo profesor de lingüística y filología románicas Dieter Kattenbusch, henceforth DK.

Precum toti și foarte bine OT face distincție între-un nivel de fons și un nivel de suprafață, an underlying and a surface level of representation: input and output. Output forms (candidates) are created by the function generator (GEN). As in real life, an evaluation process (EVAL – *de la révolution à l'évaluation permanente!*) selects the optimal form. Questo processo di valutazione è basato su una certa quantità di costrizioni universali, parmi lesquelles l'on distingue les contraintes de fidélité et les contraintes de marque: les premières se rapportent à la relation entre forme sous-jacente et forme de surface, les dernières concernent les structures s'écartant de celles largement répandues dans le(s) langues du monde. These constraints are ranked in hierarchies that differ cross-linguistically. O candidato ótimo é aquele quem chega mais longe nesse filtro, el que transgredeix el mínim de constreyniments. I què s'ha de fer llavors per transferir tot això al DK? Da eine fachlich basierte Auswertung in der Welt der Romanistik zu einigem Ärger führen könnte (der Mensch bzw. die KollegIn neigt ja bekanntlich zum Neid ;-), möchte ich mich auf eine DK-interne Evaluation beschränken (s. Tabelle 1).

La forma sota-jasenta es doncas lo DK tot pichonet quand aviá pas que paucs meses ², und unsere Funktion GEN hat eine Auswahl von höchst relevanten KandidatInnen zutage gefördert. Aber die Constraints sind unerbittlich. Ohne jede Rücksichtnahme wirft IDENT(HUMAN) alle entzückenden Tiere, so le *ouistiti*, es decir al *títi*, otherwise known as ‚Geoffroy's tufted-eared marmoset‘ (2), den mir persönlich bekannten *Spheniscus magellanicus* oder pinguino di Magellano di Punta Tombo, provincia di Chubut (8), und

[Startseite](#)

[Inhalt](#)

[Autorinnen/Autoren](#)

[Rubriken...](#)

[Impressum](#)



Trudel Meisenburg,
Prof. Dr., seit Ende
1999 Professorin für
Romanische
Sprachwissenschaft an
der Universität
Osnabrück.
Dieter habe ich,
glaube ich, Anfang
1996 kennengelernt –
auf einem Okzitanisch-Symposium in
Montpellier. Ich vertrat damals (sine
spe) seine zukünftige Stelle an der
Humboldt-Uni. Als er dann nach Berlin
kam, hat er in der ersten Zeit bei mir
gewohnt, so hatten wir Gelegenheit
zum Austausch und haben viele
gemeinsame Interessen entdeckt. Seit
ich vornehmlich in Osnabrück bin,
sehen wir uns leider nur noch sehr
selten; so ist das eben bei uns
vielbeschäftigte Menschen.

sogar das zauberhafte Weidenkätzchen, auch *Feles salicis* (2), obwohl doch im veritablen Kattenbusche sitzend, aus dem Rennen (.*! bedeutet das Aus!).

In der nächsten Runde trifft es die Frauen (3) und (7), die wegen des Merkmals [+female sex] bei IDENT(MALE) nicht mithalten können; auch für den Drag King (7) gibt es keine Gnade. Trotz des Merkmals [+male sex] kommen die KandidatInnen (1) und (9) nur eine Runde weiter: Da ihr soziales Geschlecht nicht mit dem biologischen übereinstimmt, stellen sie einen markierten Fall dar und verletzen den entsprechenden Markiertheitsconstraint SEX=GENDER.

Ob den kleinen DK eine üppige Haarpracht zierte, wissen wir nicht (die Mütze verbirgt's); doch Männer, die im reifen Alter noch eine solche aufweisen – wie etwa der geschätzte Kollege WA in (4) –, verletzen mit der BARE HEAD PROJECTION einen universal gültigen Markiertheitsconstraint, denn: *Männerköpfe werden kahl! Ja, so ist das nun einmal!* Folglich muss mit (4) auch (5), Namensvetter von DKs (zweit-)liebstem Kind, hier ausscheiden: wenn auch meist mit Perücke abgelichtet, zierten ihn offensichtlich bis ins fortgeschrittene Alter lange Locken.

Bei sprachlichen Formen sorgen DEP-IO und MAX-IO für eine möglichst große Identität zwischen Input und Output, indem sie einerseits das Hinzufügen, andererseits das Tilgen von Elementen sanktionieren. In unserem Fall ist es selbstverständlich, dass auf dem Weg vom kleinen DK zu den fertigen Output-Exemplaren zahlreiche Veränderungen eingetreten sind: Mit ELEGANCE NATURELLE, SAGESSE und ESPRIT sind hier nur einige wenige dieser Charakteristika aufgeführt, die einer Reihe unserer KandidatInnen leider abgehen (.*' kennzeichnet eine – nicht fatale – Constraintverletzung).

Der Charme des kleinen DK ist dagegen ein dauerhaftes Merkmal, das selbstverständlich auch dem Gewinner des Rennens zu eigen ist. Dieser – im Tableau durch das Händchen (☞) gekennzeichnet – verletzt mit DEP-IO lediglich die in der Hierarchie am tiefsten stehende Beschränkung und geht somit siegreich aus EVAL hervor: Der optimale Kattenbusch :-)

List of relevant constraints:

- BARE HEAD PROJECTION: Male heads become bare.
- SAGESSE: Output forms are wise.
- ESPRIT: Output forms have esprit.
- ELEGANCE NATURELLE: Output forms are naturally elegant.
- SEX=GENDER: Identical feature values for sex [+male sex, +female sex] and gender [+male gender, +female gender].
- IDENT(MALE): Identity of the feature [+male sex].
- IDENT(HUMAN): Identity of the feature [+human].
- DEP-IO: No insertion of elements.
- MAX(CHARM): No deletion of the charm element.

	IDENT (HUMAN)	IDENT (MALE)	SEX = GENDER	BARE HEAD PROJECTION	ELEGANCE NATURELLE	SAGESSE	ESPRIT	MAX (CHARM)	DEP-IO
(m)									
(1) 			*	*				*	
(2) 	*!		?			*	*	*	
(3) 		*							*
(4) 				*					*
(5) 				*					*
(6) 	*!		?			*			*
(7) 		*	*			*			*
(8) 	*!	*	?			?	?		*
(9) 			*		*	*	*	*	*
(10) 									*

Tabelle 1: Der optimale Kattenbusch

Anmerkungen

¹ Um einer Verwurstung bei Gutten- oder VroniPlag, vergleichbaren Entlarvungen, Titelberkennungen und anderem Unbill zuvorzukommen, gestehe ich frank und frei, eine ähnliche Idee schon einmal gemeinsam mit Christoph Gabriel und Birgit Lonnemann in *Dies ist keine Festschrift* (nicht veröffentlicht 2004) zu Ehren unseres Osnabrücker Kollegen Wolfgang Asholt eingesetzt zu haben. Mögen mir die betroffenen Jubilare, die KoautorInnen sowie sämtliche KandidatInnen dieses schamlose Recycling verzeihen. Ich

habe mich jedoch ernst- und gewissenhaft um individuelle Anpassung bemüht (und hoffentlich niemandem geschadet ;-).

² Für die effiziente Unterstützung bei der klammheimlichen Beschaffung einer Auswahl reizendster DK-Babyfotos geht mein großer Dank (in chronologischer Reihenfolge) an Carola Köhler, Doris Kattenbusch, Jutta Eickhoff und Mutter Ruth Kattenbusch: *Merci vielmals! Tusen takk!*



© 2012 Institut für Romanistik, HU

„Pourquoi et comment
élaborer une orthographe pour
des langues romanes non
encore codifiées? Quelques
réflexions comparatives à
propos de la codification du
ladin des Dolomites et du
créole mauricien“¹ - und was
sich in 20 Jahren geändert hat

Peter Stein, Kiel

Auf dem Kongress der *Société de linguistique romane* in Santiago de Compostela im Herbst 1989 konnte ich den im Titel genannten und mit dem damals Fast-Tetragenarius Dieter Kattenbusch gemeinsam verfassten Beitrag zur Verschriftung und orthographischen Standardisierung zweier „romanischer Kleinsprachen“ – Dolomitenladinisch und Kreolisch auf Mauritius – vortragen. Inzwischen sind über 20 Jahre vergangen, was man uns ja vielleicht ansieht. Also Zeit zu fragen: „Was ist in deinem Gebiet in diesen zwanzig Jahren passiert?“ – In meinem Gebiet hat sich jedenfalls sehr viel getan, in Mauritius vielleicht noch mehr als in anderen, vergleichbaren Gebieten. Ich möchte deswegen an den damaligen Beitrag – allerdings einseitig – anknüpfen und den Teil zu Mauritius *update*.

Am Ende des Beitrages (p. 148) konnte man damals lesen:

«Cet aspect pratique s'ajoute à Maurice à l'aspect culturel et nous semble être encore plus important, de sorte qu'il serait souhaitable que la politique arrive enfin à des décisions et mesures favorables au créole pour l'établir comme langue écrite et langue de l'enseignement.»

Aber gleichzeitig auch

«Mais les préjugés contre le créole subsistent. Dans l'opinion de beaucoup, il n'est pas une langue à part entière.»

Von der Praxis her gab es zu diesem Zeitpunkt noch mehrere konkurrierende Orthographiesysteme, von denen das System LPT der Bewegung *Ledikasyon pou Travayer* dominierte, aus dem einfachen Grund, dass man dort über mehr finanzielle

[Startseite](#)
[Inhalt](#)
[Autorinnen/Autoren](#)
[Rubriken...](#)
[Impressum](#)



Peter Stein, Prof. Dr., Professor für romanische Sprachwissenschaft der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Vertretung). Studium in Marburg, Promotion und Habilitation in Regensburg.
Dann viel unterwegs, darunter sieben Jahre am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin, und jetzt wieder unterwegs, zurzeit eben Kiel, und das nächste Fahrziel steht auch schon fest, verrate ich aber noch nicht.

Mittel und einen gut ausgestatteten Verlag verfügte. Dev Virahsawmy, der in den Jahren nach 1967 die Überlegungen zu einer „modernen“, d.h. phonetisch-phonologisch basierten Schreibung, überhaupt erst in die Wege geleitet hatte, wollte dieses System nicht zu dem seinen machen, musste aber gleichzeitig akzeptieren, dass sein ursprüngliches System „überholt“ war.² Er versuchte sich an verschiedenen neuen Ansätzen, die hier im Detail nicht weiter von Interesse sind, da sie ohne Folgen blieben. Den ersten dieser Versuche haben wir damals, 1992, noch vorgestellt.³

Inzwischen ist das Kreolische in Mauritius immer mehr öffentlichkeits- und damit auch politikfähig geworden. Es wurde Schritt für Schritt akzeptiert, ohne dass sich dies, zumindest aus der Ferne, hier genau dokumentieren ließe. Vielleicht nicht in hochoffiziellen Kontexten, doch gleich im Anschluss daran, und vielleicht auch schon vorher, sprach man unter den gleichen Akteuren, solange der Kontext weniger offiziell war, Kreolisch miteinander. Und – es mag nach der vorausgegangenen, beinahe jahrzehntelangen Diskussion fast wie ein Wunder klingen – man einigte sich auf ein gemeinsames System, *Grafi-larmoni*. Alle verwenden es, auch die Politik und sogar die katholische Kirche. Als 2009 das *Dikcioner Morisien* von Arnaud Carpooran erschien, mit einem Umfang von über 1000 Seiten, dessen Druck von namhaften Unternehmen unterstützt wurde, war es das *Premie diksioner kreol monoleng dan Lemond*.⁴ Die neue Orthographie war damit endgültig etabliert, auch wenn die Unterschiede zu den vorausgehenden Systemen von LPT und von Virahsawmy nicht allzu groß waren. Man hatte sich zusammengesetzt und sich auf eine gemeinsame Lösung geeinigt,⁵ und diese Lösung wird propagiert!

Das neueste Ergebnis ist eine im April 2011 erschienene Publikation der *Akademi Kreol Morisien* mit dem Titel *Lortograf Kreol Morisien*, mit ministeriellem Vorwort und Widmung (zunächst in englischer Sprache, denn dies ist ja die offizielle Sprache von Mauritius, und gefolgt von der kreolischen Version) von Dr. Hon. Vasant K. Bunwaree, Minister of Education and Human Resources.⁶ Dort kann man lesen:

It is with immense pleasure that I present today to the entire population of Mauritius this first document produced by the Akademi Kreol Morisien (AKM) entitled „Lortograf Kreol Morisien“. This document represents the collective effort of a dedicated group that has for long been militating for the establishment of Kreol Morisien as an official language and for the introduction of Kreol Morisien into the classroom. The government in which I have the pleasure and honour to serve as a State Minister has made it a crucial part of its policy to give this language its legitimate place in the education system. This is not so much because it will merely help our pupils to better apprehend concepts and knowledge, but principally because a mother tongue needs to be ascribed its due credentials.
[...]

In der kreolischen Übersetzung der *Mesaz Minis Ledikasian ek Resours Imin* lautet dies:

Se avek enn gran plezir ki mo pe prezant premie dokiman ki Akademi Kreol Morisien finn prodir pou popilasian Moris anantie. So tit se „Lortograf Kreol Morisien“. Sa dokiman-la reprezent zefor kolektif enn group dimounn devwe, ki pa finn aret milite pou ki Kreol Morisien viinn enn lang ofisiel e ki li rant dan lekol. Mo ena plezir ek loner fer parti enn gouvernan ki konsider introdiksion Kreol Morisien kouma enn priorite. Sa montre ki nou krwar ki sa langaz-la ena so plas lezitim dan lekol. Pa zis parski li pou donn enn koudme nou bann zanfan konpran bann konsep, me prinpalman parski nou krwar ki li nou devwar donn tou rekonesans enn langaz maternel.
[...]

Und in *Le Matinal* war am 31. März 2011 unter der Überschrift *Le kreol morisien sur les bancs de l'école dès janvier 2012* zu lesen, wie in der Presse in Mauritius bisher fast üblich in französischer Sprache, dass „l'introduction du kreol morisien comme matière optionnelle à l'école primaire se fera en janvier 2012. C'est ce qu'a déclaré le ministre de l'Education Vasant Bunwaree.“

Welch eine Entwicklung! Bei meinen Feldforschungen 1975 zu *Connaissance et emploi*

*des langues à l'Île Maurice*⁷ war das Kreolische im Grunde ein Nicht-Thema. Im März 2009, als ich an der *Mauritius University* einen Vortrag über diese Arbeit (und Zeit) halten konnte – der gleichzeitig auch eine Geschichtsstunde für die heutigen Studierenden war – konnte man danach im Bericht des *Le Matinal* zur Situation des Kreolischen damals lesen:

Le créole était considéré comme subversif. Le MMM⁸ avait choisi cette langue pour mener son combat auprès de la masse. Je me souviens qu'on a discuté une seule fois en créole sur le campus de l'université. La salle était bondée, mais personne ne savait qu'on organisait cette rencontre.

Doch zurück in die heutige Zeit. Hieß es nicht am Schluss des Kongressbeitrags: *les préjugés contre le créole subsistent?* Das Kreolische scheint allem Anschein nach nahe am Ziel zu sein, aber das heißt noch lange nicht, dass diese Position von allen vertreten und verteidigt wird. Bestätigt wird dies von einem Artikel, den einer meiner Studenten an der FU in Berlin im Verlauf meines dortigen Seminars im Sommersemester 2011 in *KotZot. Mauritius Portal*⁹, datiert auf den 23. Mai 2011, entdeckt hatte. Er soll hier in Auszügen und mit einigen wenigen *kritisch-diskursanalytischen* Anmerkungen folgen – eigentlich könnte man ein ganzes Buch oder zumindest eine umfangreiche Magister- oder Masterarbeit darüber schreiben –, denn er zeigt, dass die Diskussion noch lange nicht abgeschlossen ist und dass alte (Vor-)Urteile weiterhin sehr lebendig sind. Den Betreffenden erscheint das Kreolische weiterhin als eine Gefahr, es bedroht den vertrauten Status quo der Sprachen in Mauritius, und es lässt die *Indo-Mauriciens* um die (zumindest virtuell noch wichtige) Rolle ihrer eigenen indischen Sprachen in Mauritius fürchten. Ich habe einige *mots-clés* unterstrichen:

What a shame for a country which prides itself for its high level of literacy and education when, for purely political reasons to gain the votes of a few misguided (even racist) voters, the Mauritian government degrades the Mauritian education system by deciding to introduce to very young and vulnerable children in Standard 1 as an option from January 2012 a French-based spoken slave creole language (called 'Kreol Morisien') written in the most distorted phonetics to be considered pari passu with proper spoken and written languages such as Hindi, Urdu and Bhojpuri. Such a move can only debase the whole education system up to tertiary level as academic standard, will have to be lowered to accommodate those who opted for the slave language, which may well be unconstitutional, at primary level failing which it would amount to discrimination.
[...]

As a language, creole refers to the language spoken by the Black African slaves through interaction with and as imposed upon them by their White Slave Masters. And the slave who spoke creole became known as a «Creole», hence the term «SLAVE CREOLE». [...]

Wortwahl und Ausdrucksweise sprechen eigentlich für sich, sodass nicht viel zu ergänzen und zu kommentieren ist; nur auf die stigmatisierende Charakterisierung des Kreolischen aus der Feder bzw. der Tastatur eines *Indo-Mauricien* sei hingewiesen, denn für ihn, den Nachfahren von *indentured labourers* steht die „Sklavensprache“ Kreolisch weit unter den indischen Sprachen in Mauritius.

Der Autor des Textes will nicht akzeptieren, dass Kreolisch, das schon im täglichen Leben die indischen Sprachen mehr und mehr verdrängt hat, jetzt auch noch offiziell anerkannt werden soll. Da muss man sogar die Geschichte des Kreolischen korrigieren und es nach dem Ende der Sklaverei erst einmal für tot erklären. Die folgenden Zahlen zur Bevölkerung stimmen, auch wenn der Anteil der Sklavennachfahren vielleicht einige Prozente größer ist als angegeben:

While in slave colonies which have remained European colonies the creole language continued to be spoken, in Mauritius the language perished as the British won the island from the French in 1810 and slavery abolished in 1835 and Indian labourers brought in from British India. Indo-Mauritians form around 70 % of the Mauritian population with Afro-Mauritians of slave ancestry around 25 %. [...]

Der folgende Text mag wieder unkommentiert bleiben, er spricht für sich. Eine Korrektur

ist trotzdem nötig: Dev Virahsamy ist wie der Verfasser dieses Textes ein *Indo-Mauritian*, ein *fils de coolie*, wie die Inder in Mauritius von den anderen Gruppen bei (un-)passender Gelegenheit genannt werden, kein *French linguist*, und er hat in Edinburgh studiert, um dann Englisch zu unterrichten, unterbrochen und begleitet von seinen politischen und vor allem seinen schriftstellerischen Aktivitäten. Ohne ihn – siehe oben – wäre das Kreolische nicht das, was es heute ist:

1960's militancy

During the late 1960's the newly-formed Mouvement Militant Mauricien led by Paul Raymond Bérenger, with other founding members such as Dev Virahsawmy (a French linguist), Jooneed Jerooburkhan (a historian), tried to revive slave creole as a political tool. They influenced vulnerable people who had a history of slavery behind them by making them believe that creole is their ancestral language which should be introduced in the education system, in Parliament, in offices and everywhere else. They decried English and French languages as languages of European imperialists and Indian languages as backward languages. In reality, slave creole has always been a European language indigenous to the slave colony and not an African language. It was never an ancestral language. [...]

Degrading and racist

Creole was always considered as a backward language and as a swear word associated with other equally degrading terms. [...] On the other hand, the Mauritian Creole invented by Dev Virahsawmy et al. systematically purges the Mauritian Patois of all its Indian ingrowths and outgrowths and called it 'Kreol Morisien', Kreol as in Haitian Creol. In fact, it is not Mauritian Creole at all. It equates the language only with Catholics, with the Catholic Church leading the battle of créolité, a French racist invention. [...]

Dr Vasant Bunwaree did no scientific studies

Dr Vasant Bunwaree, the Minister for Education, has done no scientific studies of his own to establish the facts as to the origin of slave creole in Mauritius, which was not an ancestral language as alleged, how it was spoken and written, if at all, how it evolved and how it allegedly took over a whole country 70 % of which is of Indian origin. If teaching in the mother tongue has become the new excuse, then British schools would have taught children in Cockney and French schools in Argot. In any case, the mother tongue is Mauritian Patois (MP) and not Mauritian Creole (MC) as in Haitian Creole (HC).

Stellt sich nur die Frage, welches der Unterschied zwischen «Mauritian Creole» und «Mauritian Patois» ist. Ansonsten wieder „kein Kommentar“ – oder doch die Frage: wer hier *racist* ist? Es bereitet dem Verfasser des Textes schon Probleme, wenn der zuständige Minister, der für das Kreolische eintritt, selbst *Indo-Mauritian* ist. Bleibt nur eine Erklärung für sein Verhalten:

It is clear that Dr Bunwaree is merely implementing what PM Ramgoolam has long promised he would do, not because he based his decision on any internationally recognised linguistic, phonetic, phonological, sociological and anthropological research, but merely because he made a political decision to win votes. [...]

M Rafic Soormally, London, 23 May 2011

Die *Conclusion* können wir unbeachtet lassen, sie bringt keine neuen Argumente und bleibt im gleichen Stil. Und unsere kritische Textanalyse ist schließlich auf wenige Anmerkungen beschränkt geblieben. Einerseits spricht der Text für sich und muss nicht kommentiert werden. Andererseits würde eine angemessene Kommentierung gerade auch für einen Leserkreis, der Mauritius unter diesem Aspekt nur wenig oder gar nicht kennt, einen Umfang erfordern, der über das hier und heute Mögliche weit hinausginge.

Bleibt die Schlussfrage, wie groß der Einfluss solcher Positionen auf die weitere Entwicklung ist. Mit seiner Position steht Rafic Soormally sicher nicht alleine, Vorurteile gegen das Kreolische sind mit der Arbeit der Akademi kreol morisien nicht aufgehoben und werden noch lange weiter existieren, überraschend und erschreckend ist nur die Diskussionsweise, die auch vor falschen Aussagen nicht zurückschreckt. Trotzdem scheint die Position des Kreolischen in Mauritius auf die Zukunft gerichtet und gesicherter denn je zu sein, vielleicht auch dank einer langsamen Entwicklung, die letztendlich mit einer Bewusstseinsänderung in der Bevölkerung einhergeht.

Bleibt jetzt noch die Frage an den damaligen Mitautor, inzwischen Hexagenarius, wie es in

den vergangenen zwanzig Jahren dem Dolomitenladinischen ergangen ist?

Kiel, im Dezember 2011

Anmerkungen

¹ Stein, Peter/Kattenbusch, Dieter (1992): Pourquoi et comment élaborer une orthographe pour des langues romanes non encore codifiées? Quelques réflexions comparatives à propos de la codification du ladin des Dolomites et du créole mauricien, in: *Actas do XIX Congreso Internacional de Lingüística e Filoloxía Románicas, Universidade de Santiago de Compostela, 1989, vol. III, Lingüística Pragmática e Sociolingüística*, A Coruña, 183–197.

² Dieses 1967 entwickelte System basierte auf dem von MacConnell/Laubach 1945 entwickelten System für das *créole haïtien*. Sein wichtigster Zug war die Markierung der Nasalvokale mit dem *accent circonflexe* über dem Vokal (<â>, <ê>, <ô>).

³ Eine Übersicht zu den Systemen befindet sich im Anhang.

⁴ Arnaud Carpooran (2009): *Dikcioner Morisien. Premie dikcioner kreol monoleng dan Lemond & Ekivalan lexikal an franse ek angle*, Sainte Croix (Ile Maurice).

⁵ Nota bene: Auch in Deutschland wurden inzwischen zwei Bücher in dieser Orthographie vom Verlag Tintenfaß (*Polank* im Kreolischen) herausgegeben: Charles Baissac: *Märchen aus Mauritius/Ti-Zistwar Pei Moris, Zweisprachige Ausgabe, Deutsch und Kreolisch*, hg. u. übers. von Walter Sauer, Neckarsteinach 2006 und Antoine de Saint-Exupéry/Dev Virahsawmy: *Zistwar Ti-Prens – Morisien/Mauritian Creole*, Neckarsteinach 2006.

⁶ Akademi Kreol Morisien, *Lortograf Kreol Morisien*, Rapor redize par Dr Arnaud Carpooran,
<http://www.gov.mu/portal/goc/educationsite/file/Lortograf%20Kreol%20Morisien.pdf>.

⁷ Peter Stein (1982): *Connaissance et emploi des langues à l'Ile Maurice*, Hamburg.

⁸ *Mouvement Militant Mauricien*, eine linke, sozialistische Partei, die sich als einzige politische Kraft für das Kreolische einsetzte. Virahsawmy hatte sich vom MMM getrennt und eine eigene Partei MMSP (*Mouvement Militant Mauricien Socialiste Progressiste*) gegründet.

⁹ Siehe <http://www.kotzot.com>. Der Artikel ist über die Suche mit ‚Kreol Morisien‘ leicht zu erschließen.

Anhang: «Bann pratik grafik ki ti existe avan Grafi-larmoni (andeor pratik etimolozik)»

1. P. Baker, 1972: «Grafi „ah“»
Konsonn „h“ servi pou sinboliz nazalizasion bann vwayel:
ah: „an“; eh: „ein“; oh: „on“; yh: „gn“.

2. P. Baker & V. Hookoomsing, 1987: *Lortograf-Linite*
Prezans enn pwin lor konsonn „n“ ek „m“ pou mark nazalizasion bann vwayel.
Examp: *bañi, larñpul, borñi, norñi*;
absans pwin lor „n“ ouswa „m“ indike ki konsonn-la bizin prononse: *ban, lam; boñbon, bom*.

3. Ledikasyon Pu Travayer: 1977: «Grafi n/n»
Ban/bann; bon/bonn; bin(ben)/binn; pu; mwa; lerwa; gayn; byin.

4. D.Virasawmy,

- **1967:** Grafi aksâ sirkôflex: Morisiê; avâ; lôtâ
- **1985:** *Graphie d'accueil*: Sherif; kees; diil; diliit; horrni
- **1988:** *La sacrosainte graphie*: Santere; lalimiere; pëi; zéan; loulou; axepte; quen; keess
- **1990–1998:** *Graphie consensuelle*: Faktèr; kontribié; pratchik; kiltchirel; djinamik; metchiss

5. Legliz katolik an kolaborasion ek D. Virasawmy, 1998: Grafi legliz

Pou; moi; leroi; gagne; bien

Nach der tabellarischen Zusammenstellung in Akademi Kreol Morisien (2011): *Lortograf Kreol Morisien*, 24.



© 2012 Institut für Romanistik, HU

Die frankoprovenzalischen Sprachinseln Faeto und Celle di San Vito in der deutschen Wikipedia - eine Bestandsaufnahme

[Startseite](#)
[Inhalt](#)
[Autorinnen/Autoren](#)
[Rubriken...](#)
[Impressum](#)

Fabio Tosques, Berlin

Wikipedia aus Sicht der Rezipienten

Die Idee, im Rahmen dieser Festschrift einen kleinen Beitrag für die deutsche Wikipedia zu leisten, wurde geboren, als ich dort nach den Orten Faeto und Celle di San Vito suchte. Zu meiner Überraschung gab es weder zu dem einen noch zu dem anderen Ort einen eigenen Artikel. Bei früheren Recherchen zu noch so winzig kleinen Orten war ich bisher in der Regel immer fündig geworden. Zwar gibt es häufig zu den meisten Ortschaften nur rudimentäre Daten wie Einwohnerzahl, Höhe über dem Meeresspiegel, sonstige Geodaten und die Angabe, welcher Region bzw. Provinz der Ort angehört, aber immerhin. Schließlich ist Wikipedia unter anderem dafür bekannt: dass es unzählige Einträge gibt, die in herkömmlichen Enzyklopädien nicht vorhanden sind. Für jeden noch so kleinen Sachverhalt findet sich in der Community jemand, der sich der Mühe unterzieht, einen Artikel zu verfassen und so die Welt darüber in Kenntnis zu setzen.



Fabio Tosques, M.A.,
studierte Italianistik,
Bibliothekswissenschaft
und Informatik an der
Humboldt-Universität zu
Berlin. Seit 2009
wissenschaftlicher
Mitarbeiter bei Professor
Kattenbusch. Davor zwei Jahre
Mitarbeit am ALD-II in Salzburg. Seit
2005 aktive Mitarbeit am Projekt
VIVALDI.

Nicht von ungefähr verzeichnet die deutsche Wikipedia ca. 1,3 Mio. Artikel (Stand: Januar 2012). Damit steht die deutsche Sprache an zweiter Stelle, nur die englischsprachige Wikipedia ist noch umfangreicher, und mit gut 3,8 Mio. Artikeln (Stand: Januar 2012) dreimal größer als die deutsche. An dritter Stelle kommt die französische Wikipedia mit knapp 1,2 Mio. Artikeln, gefolgt von Italienisch (ca. 875.000), Polnisch (859.000), Spanisch (854.000), Russisch (805.000), Chinesisch (784.000) usw. Der Umfang, den Wikipedia in einer Einzelsprache verzeichnet, korreliert demnach weniger mit der Zahl der Sprecher der jeweiligen Sprache (abgesehen vom Englischen an erster Stelle), sondern scheint eher mit dem Bildungsniveau der Sprecher dieser Sprache und der technischen Ausstattung und Infrastruktur in den jeweiligen Ländern verknüpft zu sein. Fassen wir alle Sprachen zusammen, so enthält die Wikipedia weltweit ca. 10 Mio. Artikel. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit besteht also die Möglichkeit, sich auf einfache Weise in mehreren Sprachen gleichzeitig einen Überblick über eine bestimmte Person, eine Sache, einen Sachverhalt, eine Stadt, ein Land usw. zu verschaffen.

Und seit Anfang Januar sind auch die beiden süditalienischen Ortschaften Faeto und Celle di San Vito in der deutschen Wikipedia vertreten! Bis zu diesem Zeitpunkt gab es zu Faeto in den folgenden 23 Sprachen einen eigenen Artikel in der entsprechenden Wikipedia:

Català, English, Esperanto, Español, Français, Arpetan, Magyar, Italiano, 日本語 (Japanisch), Lumbaart, Bahasa Melayu, Nnapulitano, Nederlands, Polski, Piemontèis, Português, Armâneashce, Русский (Russisch), Sicilianu, Українська (Ukrainisch), Tiéng Viêt, Volapük, Winaray.

Zu Celle di San Vito hingegen in den folgenden 22 Sprachen: Català, English, Esperanto, Español, Français, Arpetan, Magyar, Italiano, 日本語 (Japanisch), Lumbaart, Bahasa Melayu, Nnapulitano, Nederlands, Polski, Piemontèis, Português, Armâneashce, Sicilianu, Українська (Ukrainisch), Tiéng Viêt, Volapük, Winaray.

Auch dies ist eine Besonderheit, die aus dem offenen System der Wikipedia resultiert, mit dem passionierten Vertretern eines Dialekts oder einer Minderheitensprache ein Forum zur Verfügung steht, die eigene Sprache zu präsentieren und damit ggf. aufzuwerten.

Dennoch wird Wikipedia besonders im universitären Milieu eher geshmäht als gelobt. Daran sind zum Teil die Studierenden selbst schuld, die (in der Vergangenheit) in unbeschreiblicher Dummheit komplett Passagen, wenn nicht gar komplett Artikel mit Inhaltsverzeichnis und Bildern kopiert und diese als eigenständige Leistung deklariert haben. Dass es für diese Form des geistigen Diebstahls allerdings nicht unbedingt Wikipedia braucht, haben uns im vergangenen Jahr u.a. der ehemalige Verteidigungsminister und eine FDP-Politikerin demonstriert. Jedenfalls hat das Copy&Paste-Syndrom zu einer totalen Ablehnung von Wikipedia auf Seiten vieler Professoren und Professorinnen geführt.

Kritisiert an Wikipedia wird häufig auch, es sei nicht zitierfähig, da die Seiten einem ständigen Wandel unterliegen und niemand sagen könne, ob die zitierte Stelle auch später noch vorhanden sei. Das stimmt nur bedingt. Es ist nämlich seit geraumer Zeit möglich, unter "Werkzeuge / Permanenter Link" einen zitierfähigen Link zu generieren, der garantiert, dass die Seite auch später noch genau in demselben Zustand erscheint, wie in dem Moment, als die Seite zitiert wurde. Beispielsweise wurden in der Linkliste unten für die Seiten Faeto und Celle di San Vito permanente Links generiert.

Als Quelle für eine Erstinformation sollte Wikipedia hingegen auch an der Uni nicht unterschätzt werden. Insbesondere seit Google bei Suchanfragen Wikipedia-Einträge nach oben rankt, sind diese häufig unter den ersten drei Treffern zu finden.¹ Ob es sich dann tatsächlich um eine zitierfähige Quelle im wissenschaftlichen Sinne handelt, darf und muss in vielen Fällen angezweifelt werden. Eine kategorische Ablehnung führt da allerdings nicht weiter. Eher sollte den Studierenden die Kompetenz vermittelt werden, zwischen zitierfähigen und nicht zitierfähigen Quellen zu unterscheiden. Mit der Versorgung als Erstinformation ist eine der Aufgaben genannt, die Wikipedia auch im universitären Milieu erfüllen kann und soll. Wer jedoch für wissenschaftliche Arbeiten ausschließlich auf Wikipedia zurückgreift, hat an der Hochschule nichts verloren.

Von der Rezeption zur Produktion

Abb. 1: Artikel Faeto in Wikipedia



Eine zweite wichtige Aufgabe, für die Wikipedia im Hochschulbereich genutzt werden kann, besteht in der Möglichkeit der aktiven Partizipation. Nur ein kleiner Teil der Rezipienten der weltweiten Online-Enzyklopädie beteiligt sich aktiv an der Weiterentwicklung und Verbesserung derselben. Das ist umso bedauerlicher, als diese Aussage auch für viele Hochschulangehörige gilt. Besonders im deutschen Sprachraum scheint dies

zuzutreffen: „In Deutschland sind unter den Autoren der Online-Enzyklopädie so gut wie keine Wissenschaftler“ (Lutzi 2011: 946). Ein wahres Manko, eine verpasste Chance. Und dies auf vielen Ebenen.

Wikipedia böte nämlich die einmalige Chance, komplexe Inhalte darzustellen und auf diese Weise fundiertes Wissen zu verbreiten. Die Realität zeigt nun mal, dass viele Studierende häufig und zuerst in Wikipedia nachschlagen. Das gilt auch für das eigene Fach. Wer also der Meinung ist, seine Texte würden zu wenig von Studierenden gelesen, hätte hier die Möglichkeit, den Kreis der Rezipienten zu vergrößern.

Schreiben in Wikipedia

Im Folgenden soll daher kurz geschildert werden, auf welche Punkte man bei der Erstellung bzw. bei der Bearbeitung von Wikipedia-Seiten achten muss und welche Vorteile die Bearbeitung für Studierende und Lehrende haben kann.

Der Lerneffekt beim Verfassen von Artikeln besteht:

- im strukturierten Denken und Schreiben;
- im Verfassen von kurzen und verständlichen Beiträgen;
- im sachlichen und präzisen Formulieren;
- im Belegen von Behauptungen durch Quellen, diese müssen genau angegeben und nach den entsprechenden Richtlinien formatiert werden;
- im Nutzen von Vorlagen (Templates), die Wikipedia anbietet und die dem Verfasser von Artikeln Web-Techniken näher bringen;
- in einer strengen Peer Review durch die Community.

Dafür muss man nicht gleich komplette Artikel verfassen. Es reicht auch aus, schon vorhandene zu verbessern – und seien es am Anfang nur orthographische und stilistische Korrekturen. Das kann dann auch gleich zur Übung zum Editieren von Artikeln dienen. Denn nicht ganz unbegründet wird als Einstiegshürde immer wieder der – im Vergleich zu Word oder ähnlichen Textverarbeitungsprogrammen – umständliche Editormodus genannt. Auf der anderen Seite bietet Wikipedia sehr ausführliche Hilfestellungen für Anfänger und eine „Spielwiese“, auf der Einsteiger experimentieren können.

Im Folgenden sollen anhand des kurzen Artikels „Faeto“ verschiedene Techniken demonstriert werden, die in Wikipedia zum Einsatz kommen. Abb. 1 zeigt den Stand des Artikels vom 8. Januar 2012.

So kurz der Artikel ist, so aufwendig scheint das Layout zu sein. Es enthält:

- ein Inhaltsverzeichnis, das aus den Überschriften generiert wird;
- einen Kasten rechts (Infobox), der geologische und demographische Daten enthält;
- ein eingebundenes Bild;
- Überschriften, Formatierungen, Listen usw.;
- IPA Fonts;
- Weblinks.

Wenn wir uns nun den dazugehörigen Code im Editorfenster ansehen (s. Abb. 2), so zeigt sich, dass viele Elemente im Layout automatisch generiert werden, falls die entsprechenden Templates verwendet werden.

Damit der Artikel das typische Layout von Wikipedia-Artikeln erhält, müssen einige Konventionen beachtet werden:

- Überschriften erster Ordnung werden mit zwei Gleichheitszeichen (==Überschrift 1==) umschlossen;
- Überschriften zweiter Ordnung werden mit drei Gleichheitszeichen (==Überschrift

2==) umschlossen;

- kursiver Text wird mit zwei einfachen Hochkommata ("Text") umschlossen;
- fetter Text wird mit drei einfachen Hochkommata ("Text") umschlossen;
- Verweise auf andere Artikel in Wikipedia werden in zwei eckige Klammern eingefasst ([[Link]]);
- Verweise auf externe Seiten werden automatisch erkannt, wenn diese die Form "http://www.beispiel.de/" haben, oder sie werden in einfache eckige Klammern eingefasst, wenn nicht die URL im Text erscheinen soll, sondern eine Beschreibung der Seite, zu der der Link führt ([Link auf externe Seite Beschreibung des Links]).

Schon mit diesen paar Anweisungen lässt sich ein einfacher Artikel gestalten. Werden die Konventionen eingehalten, so wird beispielsweise automatisch ein Inhaltsverzeichnis generiert. Auch die Links auf interne und externe Seiten werden mit Hilfe der Konventionen automatisch erzeugt. Für die meisten der genannten Formatierungen existieren im Editorfenster Buttons, die das Formatieren von Text vereinfachen.

Für den Artikel „Faeto“ wurden beispielsweise die folgenden Templates verwendet (s. Abb. 3):

- Vorlage Infobox Italien
- Vorlage Einwohnerzahl (EWZ)
- Vorlage Einwohner Datum (EWD)
- Vorlagen für Geokoordinaten
- Vorlage IPA

Abb. 2: Bearbeitungsfenster in Wikipedia



Die Nutzung solcher Vorlagen ist in jedem Fall sinnvoll und sollte auch für Anfänger kein Hindernis sein. So ist es beispielsweise kein Problem, eine schon vorhandene Seite mit ähnlichem Inhalt zu kopieren und dann auf die eigenen Bedürfnisse anzupassen. In unserem Fall böte sich eine schon existierende Seite von einer kleinen Gemeinde in Italien an, die dann mit den Daten von Faeto überarbeitet wird. Durch die vorhandenen Templates wird die entsprechende Infobox generiert, d.h. es wird automatisch eine Karte generiert, in der mit Hilfe der Geodaten die

genaue Lage von Faeto in Italien angezeigt wird. Durch die Vorlagen „Einwohnerzahl (EWZ)“ und „Einwohner Datum (EWD)“ wird mit Hilfe von Webservices auf die Daten von ISTAT zugegriffen. Der Verfasser des Artikels muss hierfür nur den entsprechenden ISTAT-Code recherchieren, damit werden dann die aktuellen Einwohnerzahlen aus der ISTAT-Datenbank ermittelt, übertragen und im Artikel mit dem entsprechenden Datum angezeigt.

Motivation und Nutzen

Viele von den in Wikipedia verwendeten Schreibtechniken und Templates können für Studierende auch bei weiteren Arbeiten von Nutzen sein. Schon die Kenntnis, dass viele der angezeigten Daten automatisch generiert werden, vereinfacht nicht nur die Bearbeitung, sondern führt auch zur aktiven Nutzung und zum Verständnis modernster Techniken im World

Abb. 3: Der Code für die Infobox in Wikipedia



Wide Web.

Die aktive Teilnahme an der Bearbeitung der weltweit größten Online-Enzyklopädie kann helfen, den eigenen Schreibstil zu verbessern. Schließlich sind die Ergebnisse sofort sichtbar, werden von vielen anderen gelesen und rezipiert und, falls nötig, verbessert. Wikipedia kann so als erste Möglichkeit für Studierende dienen, publizistisch tätig und in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Wieso diese Möglichkeiten so wenig von angehenden und gestandenen Wissenschaftlern genutzt werden, ist eigentlich nicht zu verstehen. Schließlich hatte schon Alexander von Humboldt die geniale Idee, eine Enzyklopädie zu verfassen, die das ganze Wissen der Welt enthalten sollte:

Ich habe den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen wissen, alles in Einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüth ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die irgendwo aufgeglimmt, muß neben den Thatsachen hier verzeichnet sein. Es muß eine Epoche der geistigen Entwicklung der Menschheit (in ihrem Wissen von der Natur) darstellen (Alexander von Humboldt an Karl August Varnhagen von Ense, Berlin, 24. Oktober 1834, in: Assing (1860: 20)).

„Fünf Bände des Kosmos verfasste der Universalgelehrte bis zu seinem Tode – und griff dabei auf ein bis heute einzigartiges Netz aus über 2.000 Wissenschaftlern und Gelehrten zurück, denen er am Ende seines Lebens gut 50.000 Briefe geschrieben hatte“ (Lutzi 2011: 946). Für die damalige Zeit ein wahrhaft einmaliges Unterfangen. Übertragen auf die heutige Zeit ist *collaborative writing* nichts Besonderes mehr: Mit dem weltweiten Zugriff auf Ressourcen des Internets werden zahlreiche Projekte von Gleichgesinnten und Begeisterten realisiert. Und Wikipedia steht allen offen, nicht nur technikbegeisterten Nerds, sondern auch Wissenschaftlern und Begeisterten aus geisteswissenschaftlichen Fächern. Dabei sollte nicht immer nur auf die Mängel und die Probleme der Online-Enzyklopädie hingewiesen werden. Vielmehr sollte auch im akademischen Umfeld das Beste aus Wikipedia genutzt werden. Und das besteht nun mal nicht nur aus dem passiven Lesen und Abschreiben, sondern liegt in der aktiven Nutzung und den daraus resultierenden Lerneffekten.

Anmerkungen

¹ „Besonders erfolgsfördernd war die Symbiose mit Google. Schon nach den ersten Jahren des Bestehens wurden die Wikipedia-Einträge in den Ergebnissen von Google oft auf der ersten Seite, wenn nicht gar auf dem ersten Platz angezeigt. Für beide Angebote war dies von Vorteil: Wikipedia erhielt durch Google einen ständigen Zustrom von Lesern und wurde somit auch für Autoren attraktiver. Google konnte im Gegenzug seinen Besuchern ein Ergebnis liefern, das auf knappen Raum das gewünschte Thema anschaulich beschrieb“ (<http://www.heise.de/ct/meldung/Zehn-Jahre-Wikipedia-1170046.html>).

Literatur

Assing, Ludmilla (1860) (Hg.): *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858*, Leipzig.

Lutzi, Tobias (2011): Et tu, Minerva? Wikipedia und die Wissenschaft, in: *Forschung & Lehre*, 12, 946–947.

Internetquellen

<http://www.heise.de/ct/meldung/Zehn-Jahre-Wikipedia-1170046.html>

Permanenter Link auf Faeto in der deutschen Wikipedia:

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Faeto&oldid=98155645>

Permanenter Link auf Celle di San Vito in der deutschen Wikipedia:

http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Celle_di_San_Vito&oldid=98203765



© 2012 Institut für Romanistik, HU